DER SPIEGEL

C 7007 CX
Nr. 31
29. Jahrgang · DM 2,50
28. Juli 1975

AFRIKA

Flucht der Weißen

SPIEGEL-Gespräch mit DGB-Chef Vetter

Verzicht auf Lohnzuwachs?

Whisky muß nicht billig sein.

Dimple Scotch Whisky, 12 years old, distilled by John Haig & Co. Ltd., Scotland.

HAUSMITTEILUNG

Datum: 28. Juli 1975 Betr.: Titel, NDR

432 Todesopfer, 404 Verletzte, 82 840 Verhaftungen – nach dieser Bilanz eines britischen Gerichts in Kenia wurde Jomo Kenyatta zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, weil er der Kopf des Mau-Mau-Terrors gegen die Weissen gewesen sein soll. Kenyatta, Repräsentant eines im Untergrund geführten Kampfes gegen die weissen Kolonialherren, war nach Azikiwe (35/1947), Manga Manga Bell (34/1950) und Kwame Nkrumah (18/1952) der vierte afrikanische Politiker auf einer Titel-Seite des SPIEGEL, vor zweiundzwanzig Jahren. Idi Amin, diesmal auf dem Titel des SPIEGEL, repräsentiert und symbolisiert nun schon die Macht über die Weissen in Afrika, die nach fünfhundert Jahren Herrschaft zu Tausenden und unter abenteuerlichen Umständen Afrika verlassen oder zu verlassen versuchen. Zwischen den Extremen Politiker wie der Staatschef von Tansania, Julius Nyerere, der in einem SPIEGEL-Gespräch (Seite 58) meint, viele Weisse werden und sollten in Afrika bleiben. Es mag ironisch klingen, sagt er, „aber die Buren, wohin können sie gehen? Nach Holland etwa? Sie können ehrlich sagen, wir haben keine andere Heimat".

+

Unser Mann in Hannover, Wolfgang Becker, ist „für das Arbeitsjahr Sommer 1975 bis Sommer 1976" (Formulierung NDR) zum Vorsitzenden des Rundfunkrats beim Norddeutschen Rundfunk gewählt worden. Wolfgang Becker (Haus-Jargon: Becker-Braunschweig), Jahrgang 1922, leitet das SPIEGEL-Redaktionsbüro Hannover, das für die Berichterstattung über Niedersachsen und das Bundesland Bremen in der Pflicht ist. Tatsächlich kümmert sich Wolfgang Becker gerne auch um überregionale Themen wie Olympische Spiele, Gammler, Nationaldemokraten oder die inzwischen etwas verwelkten Aktivitäten des SDS, über die er für den SPIEGEL Titelgeschichten geliefert hat. In den Rundfunkrat war Wolfgang Becker vor mehr als Jahresfrist auch mit den Stimmen der niedersächsischen Opposition, der CDU, gewählt worden. Bei der Abstimmung über den Vorsitz des Rundfunkrats beim NDR bekam er, SPD-Mitglied, abermals alle Stimmen, auch der CDU und der FDP. In einer Erklärung bekannte er sich zur juristischen Praxis „suaviter in modo, fortiter in re": „Abgesehen von dem Einigungszwang, dem wir unterliegen, fände ich es erstrebenswert, wenn von der Arbeit, die wir zu tun haben, gesagt werden kann, wir seien immer hart in der Sache gewesen, aber milde in der Form, und dass wir auch noch miteinander sprechen mögen, wenn wir hier auseinandergehen." Ein CDU-Mitglied fragte vor der Abstimmung, ob er sein „Ja" auch in SPIEGEL-Schrift abgeben könne. Alle Stimmzettel wurden für gültig befunden.

Wolfgang Becker

WENN'S MAL WIEDER NICHTS ZU LACHEN GIBT!

MM-DER SEKT MIT DEM GEWISSEN EXTRA

IN DIESEM HEFT

TITELGESCHICHTE

Der Exodus der Weißen 52

SPIEGEL-Gespräch mit Tansania-Präsident Julius Nyerere über die Konfrontation zwischen Schwarz und Weiß 58

SPIEGEL-GESPRÄCH

DGB-Chef Vetter über Lohnpolitik, Konjunktur und Mitbestimmung 22

DEUTSCHLAND

Ostpolitik
Schmidts Solo in Helsinki 15

KSZE
Erfolg für Europa 17

CSU
Programm — „gekünstelt" und „platt" 20

Beamte
Jeder dritte überflüssig 21

Tempostopp
Autofahrer wieder aggressiv 26

Unfälle
Wie sicher ist die Sicherheit bei der Bundesbahn? 27

Radikale
Verfassungsgericht macht kurzen Prozeß 28

Verbrechen
„Bild"-Objekt Honka 29

Medizin
Zwischenfall bei Akupunktur-Kongreß 34

Fischerei
SPIEGEL-Report über den Raubbau auf allen Meeren 36

Sammler
Alte Aktien hoch im Kurs 45

WIRTSCHAFT

Arbeitslose
SPIEGEL-Interview mit Hamburgs Bürgermeister Hans-Ulrich Klose 24

Versicherungen
Rekordjahr für Einnahmen und Kapitalerträge 31

Affären
Davidson-Gruppe in Finanzklemme 32

Kredite
Bonner Beamten-Ehepaar makelt Milliarde 33

Iran
Petrodollar-Rausch verfliegt 64

DEUTSCHLAND

Helsinki — Verrat oder Erfolg? Seiten 15, 17

Solschenizyn, Springer und CDU riefen „Verrat". In Wahrheit konnte der Westen auf der KSZE Erfolge buchen, Moskau seine Großziele nicht erreichen. Der KSZE-Gipfel in Helsinki, wo Kanzler Schmidt allein acht Osteuropa-Chefs trifft, ist nicht nur eine Show.

Mehr Tote auf den Straßen Seite 26

Für deutsche Landstraßen ist Tempo 100 immer noch zu hoch. Auch die Autobahn-Richtgeschwindigkeit 130 bewährt sich nicht — an den Rennstrecken der Republik wird schon wieder fast so viel gestorben wie vor dem Tempostopp während der Ölkrise.

Kleinkrieg um Seefisch Seite 36

Hochseefischer im Atlantik

Island will seine 50-Meilen-Fischereizone im Herbst auf 200 Meilen erweitern; Kanada will Sowjet-Fischern seine Häfen versperren, weil sie im Atlantik mehr gefischt haben, als ihnen nach internationaler Absprache zusteht — der lange schwelende Kleinkrieg um Seefisch spitzt sich zu. Die Bestände sind durch Raubbau bedroht.

AUSLAND

Generäle Gonçalves, Costa Gomes, Morais da Silva, Carvalho

Entscheidung in Portugal Seiten 48, 50

„Die Schlacht ist noch lange nicht entschieden", sagt Portugals Sozialistenchef Soares in einem SPIEGEL-Interview. Doch die Kraftprobe der Sozialisten mit den Militärs steuert auf eine Entscheidung zu. Soares hält eine Dauer-Militärregierung für möglich.

Vietnam: Umerziehung im Mekong-Delta Seite 66

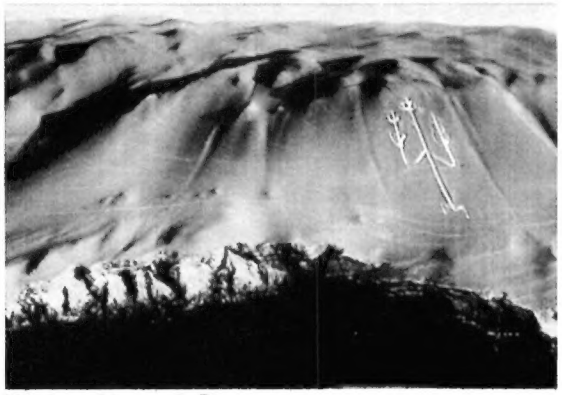
„Widerspenstige" Offiziere und Gangster-Bosse werden im Mekong-Delta umerzogen. Sie dienten dem alten Regime — oder profitierten von ihm. SPIEGEL-Redakteur Tiziano Terzani fuhr durchs Delta. Vorherrschende Stimmung: drückende Traurigkeit.

KULTUR

Winifred Wagner: Dem Führer treu Seite 84

Mißklang zum Auftakt der Bayreuther Festspiele: Winifred Wagner, 78, tönt in einem neuen Dokumentarfilm ungebrochen Hitler-selig: „Dieser fesselnde und interessante Mensch." Regisseur Syberberg fürchtet Festspiel-Störungen – etwa durch „Sieg Heil!"-Rufe.

Die ersten Ballon-Flieger – peruanische Indios? S. 95



Wüstenzeichnung in Peru

Geheimnisvolle Linien und Symbole in der Wüste von Nazca, die Erfolgsautor von Däniken schon für Spuren Außerirdischer gehalten hatte, sind als Werk menschlichen Ingeniums gedeutet worden: Die Indios benutzten sie als Kalender und betrachteten sie, mutmaßlich, vom Ballon aus.

WIRTSCHAFT

DGB-Chef Vetter: Alles für die Konjunktur Seite 22

DGB-Chef Vetter (M.), SPIEGEL-Redakteure Klaus Wirtgen, Heiko Martens

Mut zum Schuldenmachen fordert DGB-Chef Heinz-Oskar Vetter im SPIEGEL-Gespräch von Bonn. Staat und Unternehmer müßten mehr investieren, die Sparer mehr kaufen. Nur dann sei zu verhindern, „daß die Angst vor der Arbeitslosigkeit schädlicher wird als die Arbeitslosigkeit selbst". Als Gewerkschaftsbeitrag zur wirtschaftlichen Wiederbelebung hält Vetter zeitweiligen Verzicht auf mehr Reallohn für möglich. Hamburgs Bürgermeister Hans-Ulrich Klose entwickelt (SPIEGEL-Interview Seite 24) andere Pläne zum Abbau der Arbeitslosigkeit: Arbeitszeitverkürzung, gekoppelt mit Lohnverzicht.

Millionen in Spanien versickert Seite 32

Die Firmengruppe des kanadischen Finanzjongleurs Davidson, spezialisiert auf Hotelbauten in Spanien, ist klamm geworden. Deutsche Kommanditisten, die sich in Davidsons Abschreibungsobjekten für die Rekordsumme von 200 Millionen Mark engagierten, müssen nun um ihre Einlagen bangen.

Der Schah muß sparen Seite 64

Der Schah kann nicht mehr, wie er will. Hatten die Öldollars noch 1974 selbst die ehrgeizigsten Wirtschaftsziele nähergerückt, so sprudeln nun die Geldquellen spärlicher. Resa Pahlewi „muß auf die Bremse treten".

AUSLAND

Portugal
Machtkampf unter den Militärs 48
SPIEGEL-Interview mit dem portugiesischen Sozialistenchef Mário Soares 50

Argentinien
Präsidentin Perón— nach 13 Monaten am Ende? 51

USA
Ford weicht Solschenizyn aus 62

Vietnam
SPIEGEL-Redakteur Tiziano Terzani berichtet aus dem Mekong-Delta 66

Zypern
Wird der Norden türkische Provinz? 67

SERIE

Die Jagd nach Adolf Eichmann 70

SPORT

Autorennen
Niki Lauda will Österreichs erster lebender Weltmeister werden 80

KULTUR

Film
Winifred Wagners Hitler-Bekenntnisse 84

Bücher
Axel Eggebrechts Autobiographie 86
Peter Demetz über Hans Mayer „Außenseiter" 89

Kommunismus
Wolfgang Harich propagiert einen asketischen Marxismus 86

Ausstellungen
Blumen und Badewannen aus Blech 90

Kunstmarkt
Schwindler Wintner als Romanheld 91

Archäologie
Ballonflüge schon zur Vor-Inkazeit? 95

Tourismus
Ruhrgebiet lockt mit dem Kohlenpott 96

Briefe 7
Panorama 12
Trends 47
Szene 82
Spectrum 94
Personalien 98
Register 100
Fernseh-Vorausschau 103
Hohlspiegel/Rückspiegel 106

Geld für Kranken-häuser?

Daß für die Finanzierung von Krankenhäusern und Schulen, Straßen und Altersheimen ausreichend Kredite zur Verfügung stehen, hängt in der Bundesrepublik nicht vom Zufall ab. Dafür haben die Sparkassen ihren festen Platz im deutschen Kreditgewerbe. Denn es gehört zu den typischen Aufgaben der öffentlichen Sparkassen, zu allen Zeiten und an jedem Ort Infrastruktur-Aufgaben zu finanzieren. Und zwar nicht als gelegentliche Kür, sondern als ständige Pflicht. Damit die Basis für die Zukunft der Menschen in unserem Land gesichert ist.

Das ist ein wesentliches Kennzeichen der Sparkassen in der marktwirtschaftlichen Struktur der deutschen Kreditwirtschaft. Rund 20% ihrer Kredite stellen die Sparkassen allein für die Finanzierung öffentlicher Aufgaben zur Verfügung.

Die Sparkassen

BRIEFE

Bezaubernde alte Dame

(Nr. 29/1975, SPIEGEL-Titel: „Willy Brandt sucht sein Comeback")

Es ist ja schon anheimelnd, wie da Willy Brandt als Handlungsreisender in Sachen friedlicher Koexistenz werkelt, indem er sich mit Käppchen, Kittel, Schärpe und Dolch gürten läßt. Dem SPIEGEL schlage ich vor, gemeinsam mit der JU dem Parteivorsitzenden Breschnew eine „echt bayerische Krachlederne" zu verpassen, um auf diese Weise das Prinzip der friedlichen Koexistenz in umgekehrter Richtung zu praktizieren.

Tübingen — DR. JUR. HARTMUT WEISERT
Mitglied des Deutschlandrates und der außenpolitischen Kommission der JU

Die bezaubernde alte Dame auf Ihrem Titelbild sieht Herrn Brandt zum Verwechseln ähnlich. Oder ist er es etwa

SPIEGEL-Titelbild 29/1975

gar höchstpersönlich? Dann haben sich unsere russischen Freunde aber einen tollen Spaß mit ihm gemacht!

Hannover — KÄTHE SCHASIEPEN

Brandt — tatsächlich ein Makler für Bonn? Bei dem Begriff „Makler" entsteht bei mir sofort eine Gedanken-Assoziation zu dem hohen Preis, der für dessen Tätigkeit zu zahlen ist, und dem „Kleingedruckten", mit dem man vielleicht hinterher aufs Kreuz gelegt wird!

Frankfurt — JOACHIM BECKERT

Als Magazin mit gewissem politischem Einfluß verlieren Sie an Glaubwürdigkeit, wenn Sie nicht darauf hinweisen, daß die seinerzeitigen Macher neuer Ostpolitik ihre rückliegenden Vertragsleistungen dem bundesdeutschen Volk als Optimallösungen verkauften, die endlich gutnachbarschaftliche Beziehungen sichern und die Gegensätze einebnen würden. Sie — und allein schon jeder politische Normalverbraucher ebenso — wissen ganz genau, daß fünf Jahre Vertragspraxis das Gegenteil bewiesen haben. Es wurden Rechtspositionen — gleichgültig, ob realistisch oder nicht — als Vorleistungen auf zukünftiges Entgegenkommen aufgegeben, die essentiellen und sattsam bekannten Querelen sind geblieben. Allein die Gläubigen des SPIEGEL-Evangeliums — mit kurzem Erinnerungsvermögen ausgestattet — werden tief befriedigt sein, die wundersamen Märchen aus dem fernen Samarkand als göttliche Fügungen in sich hineinschlürfen zu können. Hosianna, Ölzweig-Willy!

Berlin — GÜNTHER HOFFMANN

Ein lieber Mensch, der Generalsekretär in der ach so friedfertigen Sowjet-Union — und erst Willy Brandt! Macht ja nix, daß die „Prawda" die Formel über das Viermächteabkommen anderntags bereits wieder entstellte, von den Protesten gegen Rabin in Berlin gar nicht zu reden. Jedenfalls wird es jetzt in Moskau eine deutsche Schule geben.

Konstanz — DR. KONRAD DEUFEL

Wann werden die tumben Teutschen merken, was Willy Brandt für uns in der Welt bedeutet?

Ottersweier (Bad.-Württ.) DR. WERNER REDDIG (FDP)

Es fehlten nur noch die Verleihung des Leninordens und des Vaterländischen Verdienstordens für besondere Verdienste um die Entwicklung der Sowjet-Union. Brandt wird als der europäische Politiker in die Geschichte eingehen, der Europa reif für den Kommunismus gemacht hat.

Schlesen (Schlesw.-Holst.) — PETER WIEGNER

Daß Brandt nicht mehr wie ein Wandervogel durch die Lande reisen will und kann, hat keiner von ihm verlangt, nicht einmal Herr Genscher, dessen Langmut ich bewundere.

Braunschweig — DR. MED. KLAUS GUTZEIT

Brandts gegenwärtige politische Aktivitäten sind Ingredienzien eines Prophylaktikums zur Rettung seiner Partei. Die SPD wird sich nach einer Übergangsphase mit einem „starken Mann" als Kanzler in einem Richtungs-Dilemma wiederfinden: Läßt sie sich weiterhin von Helmut Schmidt entideologisieren und peu à peu von ihren Traditionen wegführen, hat sie ihre Zukunft bereits hinter sich. Folgt sie jedoch wieder

Glatter Irrtum, wenn Sie Falten sehen...

Das ist ja gerade das Besondere an „solarflor". Keine Falten, sondern Lamellen, die stufenlos den Lichteinfall regeln. Von Hand. Oder elektrisch.

„solarflor" ist um 180° verstellbar. Besonders dicht schließend (wenn Sie wollen). Schwer entflammbar. Geeignet für jede Fensterform. Und reflektiert die Sonnenstrahlen bis zu 90 %.

Glatter Irrtum, wenn Sie glauben, daß das schon alles ist, was Sie über „solarflor" wissen sollten. Deshalb: schicken Sie uns den Coupon.

Ich möchte mehr über „solarflor" wissen. SP 31

Name _____

Beruf _____

PLZ/Ort _____

Straße _____

Karl H. Blöcker · Lizenzgeber der „solarflor"-Gruppe
28 Bremen 15 · Norderneystraße 3 · Tel. (0421) 38 55 91
® Eingetragenes Warenzeichen der Firma Karl H. Blöcker

Diese Tablette ist stärker als Ihr Kopfschmerz

Und sie hilft schnell. Auch bei Zahnschmerzen, Monatsbeschwerden, Wetterfühligkeit und bei fieberhaften Erkältungen. Das Gefühl der Abgeschlagenheit geht vorbei, und schon bald nach Einnahme der Spalt-Tablette fühlt man sich erleichtert und wohl. Die hervorragende Kombination der Wirkstoffe ist einer der Gründe für ihren Erfolg. Was die Spalt aber vor allem zu Deutschlands meistverlangter Schmerztablette gemacht hat, ist ihre außerordentlich gute Verträglichkeit. Spalt schont den Magen und die Nieren.
Wußten Sie, daß man über Spalt so viel Gutes auf einmal sagen kann?

Keinem anderen Schmerzmittel in Deutschland wird so oft vertraut wie Spalt. Spalt hilft schnell.

Hämorrhoiden schrumpfen.

Erprobter Weg stoppt Juckreiz und befreit von Schmerzen ohne Operation.

Es gibt eine hochwirksame Heilsubstanz, welche die Eigenschaft hat, Hämorrhoiden schrumpfen zu lassen, quälenden Juckreiz zu stoppen und von Schmerzen zu befreien – ohne Operation. Juckreiz und Schmerzen werden meist sofort gelindert. Und schon nach kurzer Behandlungszeit beginnen die Hämorrhoiden fühlbar zu schrumpfen. In vielen Fällen führt die Besserung bald zur völligen Beschwerdefreiheit. Das Besondere dabei ist, daß es sogar bei Personen, die 10 bis 20 Jahre lang unter Hämorrhoiden leiden, Erfolge gibt. Es hat sich gezeigt, daß diese Substanz eine ungewöhnlich heilungfördernde Wirkung aufweist. Diese in Amerika entwickelte Substanz ist ein Extrakt aus lebenden Hefezellen. Eines der wenigen Medikamente, das diese Heilsubstanz enthält, ist Sperti Präparation H®.

Jetzt rezeptfrei in allen Apotheken.

Männern wie Brandt und Eppler, kann sie für Helmut Schmidt nach der gewonnenen Bundestagswahl 1976 (mit gebührendem Zeitabstand) keinen Spitzenplatz mehr haben. Brandts Freunde wissen, daß er schon immer langfristig dachte.

Bühlertal (Bad.-Württ.) GÜNTER BURK

Egal aus welchen Motiven Breschnew seinen Besucher Brandt wissen ließ, wie er über den Führer der SED-Bruderpartei und dessen geheimdienstliche Aktivitäten denkt, daß Brandt diese Einschätzungen — wenn wahrscheinlich auch indirekt — an die Öffentlichkeit kommen ließ, halte ich für einen ebenso leichtfertigen wie ärgerlichen Vertrauensbruch gegenüber seinem offenherzigen Gesprächspartner.

Flensburg J.-M. KAISER

Übrigens scheinen Sie ja über einen Super-Guillaume im Kreml zu verfügen, den Generalsekretär der stärksten kommunistischen Partei der Welt oder seinen Dolmetscher — oder war es Willy Brandt, der über das Vieraugen-Gespräch berichtete —, oder habe ich mich gar verzählt?

Braunschweig EGON WALLMUTH

Väterchen Breschnew wußte natürlich gar nichts von dem Verräter Guillaume und ist sehr böse auf den souveränen Honecker; ob er mit ihm geschimpft hat, erfährt der Leser leider nicht. Höhepunkt ein Photo: Brandt sitzt im Obersten Sowjet, und nur für Eingeweihte ist erkennbar, daß er nicht dazugehört. Wahrlich, dieser Artikel ist rührender als alles, was die Regenbogenpresse je über Soraya geschrieben hat.

Brandt im Obersten Sowjet

Frankfurt HANS GEORG VON FREYBERG

Patriot ureigenster Prägung

(Nr. 27/1975, Spionage: Gerhard Mauz im Guillaume-Prozeß)

Es spricht nicht für die Intelligenz gewisser Spitzen unseres Staates, daß sie die hohen intellektuellen Fähigkeiten Guillaumes — die auch in einem jahrelangen Verbergen seines wirklichen Charakterbildes nunmehr offenbar werden — nicht erkannt hatten. Was mag an diesem Mangel an Menschenkenntnis und psychologischem Spürsinn bisher nicht schon alles bei den Regierungsgeschäften schiefgegangen sein? Dieser „Patriot" ureigenster Prägung verblüfft die Steuermänner unseres Staatsschiffes in einer Weise, daß am Ende nur noch Scham und Blamage übrigbleiben. Wie dem auch sei: Fast könnte man es bedauern, daß die Bundesrepublik über keine Patrioten dieser Art verfügt . . .

Wolfsburg LOUIS KUMMER

Man bedenke: Spion in Bonn ist vielleicht der einzige Job, der in der DDR Spaß macht.

Hamburg WERNER ZWICK

Ein strahlendneuer, wie ein Super-Waschmittel gepriesener Günter Guillaume wird nach SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz „dazu beitragen, die Existenz von zwei deutschen Staaten neben- und gegeneinander bewußter zu machen". Mit der gleichen Gewißheit stellt allerdings im selben Heft Guillaumes vietnamesischer Klassenbruder Nguyen Tho fest: „Eine Nation, die nicht vereint ist, ist undenkbar." Mauz oder Tho, einer muß sich wohl irren.

Hamburg HEINRICH OBERST

Argentinien ausgenommen

(Nr. 28/1975, Kriegsverbrecher: Der Fall Kutschmann)

Sie zitieren Simon Wiesenthal, der gesagt haben soll: „Das ist eine Katastrophe. Das Bundeskriminalamt hätte automatisch ein Telex an die Polizei in Argentinien schicken müssen mit dem Hinweis: Der Mann ist bei uns zur Verhaftung ausgeschrieben. Die Argentinier hätten Kutschmann behalten, wenn nur das Telex gekommen wäre." Eine solche Behauptung bedarf der Richtigstellung. Das Bundeskriminalamt ist nicht befugt, von sich aus ausländische Behörden um die Durchführung von Verhaftungen zu bitten. Hierzu ist das ausdrückliche Ersuchen der jeweils zuständigen Justizbehörde erforderlich. Über die seit Herbst 1968 in der Bundesrepublik Deutschland bestehende Fahndung nach Kutschmann hinaus wurde auf Ersuchen der zuständigen Justizbehörde vom 5. Juni 1975 noch am gleichen Tage die internationale Fahndung eingeleitet. Die Justiz-Pressestelle Berlin hat bereits am 30. Juni 1975 in einer Pressemitteilung ausführlich dargelegt, warum Argentinien von der Fahndung ausgenommen werden mußte: Zwischen der Bundesrepublik

Deutschland und Argentinien besteht kein Auslieferungsvertrag; die Bundesregierung hätte in einem Auslieferungsersuchen gegenüber Argentinien die Gegenseitigkeit zusichern müssen, der Art. 16 Abs. 2 Grundgesetz entgegensteht (Kein Deutscher darf an das Ausland ausgeliefert werden).

Wiesbaden — NIELS REUTER
Leiter der Pressestelle des Bundeskriminalamtes

Unlust an der Basis

(Nr. 29/1975, Koalition: In der FDP regt sich Widerstand)

Ich habe nicht davon gesprochen, daß man in der Koalition jetzt Konfrontation nach dem Modell von Siegern und Besiegten betreiben müsse, sondern im Gegenteil vor einer solchen Politik ausdrücklich gewarnt. Ich habe auch nicht über die Koalitionsbildung 1976 gesprochen, sondern über die Koalitionsaussage der FDP, die 1976 anders begründet werden müsse als 1972, wo sie wegen der damaligen Polarisierung keiner weiteren Begründung bedurfte. In der Tat habe ich am Beispiel kommunaler Koalitionsbildung nach dem 4. Mai in Nordrhein-Westfalen von Unlustgefühlen gesprochen, aber in diesem Zusammenhang dargelegt, daß die FDP-Führung nach meinem Eindruck einer solchen Unlust an der Basis durch die Erfolgsbilanz der Koalition entgegenwirken wird.

Bonn — GÜNTER VERHEUGEN

Korrekt dargestellt

(Nr. 28/1975, Presse: An Rhein und Ruhr wachsen die Monopole; Nr. 29/1975, Briefe)

Herr Günther Grotkamp, Geschäftsführer des Zeitungsverlags Westfalen in Essen, behauptet in seiner Leserzuschrift, der Betriebsrat Westdruck habe einen wilden Streik provoziert. Gleichzeitig behauptet Herr Grotkamp, die Ordnungsmäßigkeit des gegen mich gerichteten Entlassungsantrags sei bisher von keiner Seite bestritten worden. Beide Behauptungen des Herrn Grotkamp sind wahrheitswidrig. Wir haben dazu lediglich deshalb nicht im einzelnen Stellung genommen, um nicht in ein schwebendes Verfahren einzugreifen. Für uns hat der SPIEGEL den Sachverhalt korrekt dargestellt.

Hagen (Nrdrh.-Westf.) — HORST WISOTZKI
Vorsitzender Betriebsrat Westdruck

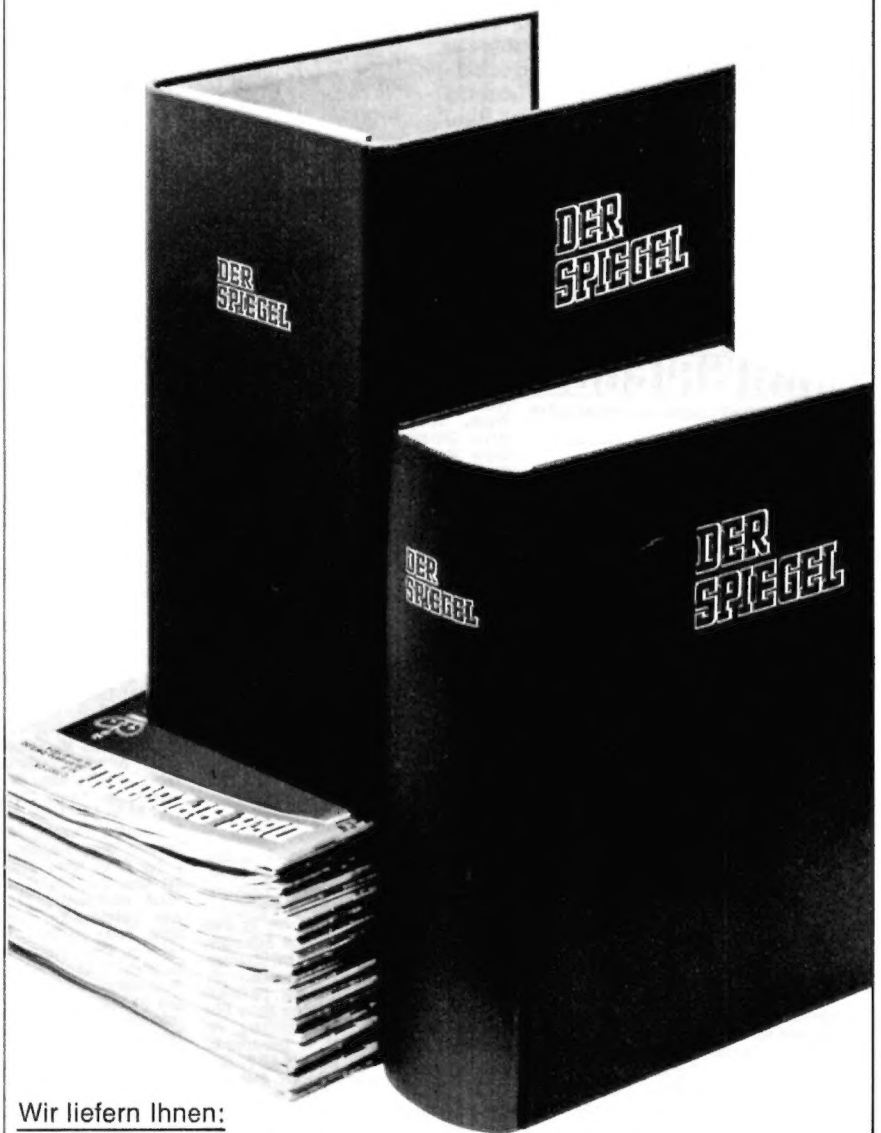
Nur Flugplatzkauf mit NUR

(Nr. 28/1975, SPIEGEL-Titel „Reise-Rekord – Aus der Flaute in die Ferien")

Im Vergleich zu 237 000 „Paxen"* im Vorjahr traut der Autor gut-Reisen im laufenden Geschäftsjahr runde 280 000 zu — wir sind ein bißchen bescheidener. Die Reisen unserer Kunden würden allerdings bei Neckermann organisiert, meint er — wir nicht. Wir kooperieren, zum Vorteil beider Partner, mit

* „Paxe" — Branchenjargon für „Passagiere".

Machen Sie aus Ihren gesammelten SPIEGEL-Heften ein stets griffbereites Lexikon der Zeitgeschichte. Sie verfügen dann jederzeit über all die aktuellen Daten und Fakten, die Sie benötigen, um sich die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse Ihrer Zeit zu vergegenwärtigen und die Zusammenhänge zu erfassen.



Wir liefern Ihnen:

Jahrgang-Sammler
mit Drahtaufhängung für maximal 18 Hefte, die einzeln wieder entnommen werden können.
Preis pro Sammler DM 9,–.

Einbanddecken
zum Binden Ihrer SPIEGEL-Ausgaben. Für einen SPIEGEL-Jahrgang sind 4 Einbanddecken erforderlich. Preis pro Einbanddecke DM 6,–.

Preis inkl. Mehrwertsteuer. Versand gegen Vorkasse, im Inland porto- und verpackungsfrei. Überweisungen mit genauem Bestellvermerk bitte auf Postscheckkonto Hamburg 71 37-200 (BLZ 200 100 20).

SPIEGEL-Verlag, Vertriebsabteilung, 2 Hamburg 11, Postfach 11 04 20

NUR lediglich beim Einkauf von Flugplätzen. Ein branchenübliches Rationalisierungsverfahren. Planung, Organisation und Durchführung unseres gesamten Reiseprogramms (Charter und IT-Flugreisen, Auto-, Bahn-, Studien- und Kongreßreisen sowie Ferienwohnungsangebote) sind indessen nach wie vor unsere Sache.

Eschborn (Hessen) DR. KLAUS FRANK
Geschäftsleitung der gut-Reisen

Leisestes Atemgeräusch

(Nr. 29/1975, Städtebau: Peter M. Bode über erste Elementa-Wohnbauten)

Als Bewohner eines Bonner „Elementa"-Baus habe ich nicht nur Gelegenheit, die Unwirtschaftlichkeit und Unästhetik solcher Bausysteme kennenzulernen, sondern auch ihre abschreckende Unwohnlichkeit. Durch die leichten Einziehwände — die Pointe dieses Bausystems — dringt das leiseste Atemgeräusch von nebenan, durch die Wandritzen schimmert sogar das Licht. Insofern mag es wohl ein „kommunikationsfreundliches" Bauen sein, weit

„Metastadt"-Montage

mehr als sich die Architekten und Prämiierer je haben träumen lassen.

Bonn MICHAEL SEBALD

Peter M. Bode hätte genauer und etwas weniger architekturästhetisch kritisieren sollen: in Sachen Wulfen-„Metastadt". Das heute am weitesten entwickelte Bausystem ist noch lange nicht deshalb nicht gut und progressiv, weil der Bauträger (hoffentlich: zunächst) nur konventionelle Grundrisse wollte. „Metastadt" beweist seine Vielfältigkeit eben gerade dadurch, daß auch diese möglich sind. Außerdem hat Herr Bode vergessen, daß es sich um öffentlich geförderte Wohnungen handelt. „Metastadt" muß also auch unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Stuttgart HEINZ KREHL + PARTNER
Büro für Öffentlichkeitsarbeit in der Stadtplanung

Ohne Zweifel, Architekten, Städteplaner und andere wichtige Gremien, die auf ihre hohe Sachkenntnis pochen, haben jämmerlich versagt. Humane, menschengerechte Sozialwohnungen sind mit den Milliarden Steuermitteln nicht errichtet worden. Grundstückseigner, Baufirmen und mitunter auch „gemeinnützige" Wohnungsbaugesellschaften haben bei diesem Geldsegen ihre Hände aufgehalten.

Fulda GÜNTER SEIFERT
1. Vorsitzender des Vereins Gemeinwesenarbeit Aschenberg e. V.

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße
Telephon 3 00 71, Telex 2 162 477
Telegramm Spiegelverlag

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Johannes K. Engel, Erich Böhme

REDAKTION
Ariane Barth, Rolf Becker, Lutz Bindernagel, Peter M. Bode, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Detsch, Rolf Diekhof, Horst-Dieter Ebert, Jutta Fischbeck, Klaus Franke, Dr. Werner Funk, Börries Gallasch, Rudolf Glismann, Walter Gloede, Dr. Helmut Gumnior, Christian Habbe, Werner Harenberg, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Hans Hielscher, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Dr. Hellmuth Karasek, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Ingrid Kolb, Joachim Korthals, Klaus Kröger, Karl-Heinz Krüger, Albrecht Kunkel, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Johannes Matthiesen, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Manfred Müller, Rolf S. Müller, Hans-Georg Nachtweh, Hans-Joachim Nesslinger, Gunar Ortlepp, Jürgen Petermann, Olaf Petersen, Dr. Karl Poerschke, Jörgen Pötschke, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rudolf Ringguth, Dr. Gerd Rockel, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Siegfried Schmidt-Joos, Hans Schnocks, Siegfried Schober, Hans Joachim Schöps, Hermann Schreiber, Walther von Schultzendorff, Ulrich Schwarz, Mareike Spiess-Hohnholz, Wolf Dieter Steinbauer, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Susanne Stör, Peter Stolle, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Karlheinz Vater, Monica Vogelgsang, Hartmut Volz, Eberhard Wachsmuth, Dr. Dieter Wild, Georg Wolff, Dr. Uwe Zimmer

ILLUSTRATION
Hans Peter Baumann, Martina Blume, Frank Böhm, Thomas Bonnie, Regine Braun, Volker Fensky, Günther Gatermann, Christiane Gehner, Manfred Igogeit, Digne Meller-Marcowicz, Jan Menssing, Ingeborg Motte, Gisela Pernau, Walter Pomikalko, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Gesa Thielmann, Heidrun Wandschneider, Gisela Winter-Bodenbender, Helmut Wolff, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Werner Borsbach, Jens Eggers, Horst Engel, Bernd Heyen, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Josef Klessinger, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Dr. Heinz Pohle, Wolfgang Polzin, Dieter Schaake, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Wolfgang Söltner

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Axel Jeschke, 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. 261 13 33, Telex 01 84 704 • Berlin (DDR): Jörg R. Mettke, 1055 Berlin, Storkower Straße 165, Tel. 53 55 97, Telex 11-30 75 • Bonn: Wolfram Bickerich, Alfred Freudenhammer, Dr. Wolfgang Kaden, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Marion Schreiber, Diethelm Schröder, Hans-Gerhard Stephani, Klaus Wirtgen, 53 Bonn, Dahmannstr. 20, Tel. 22 40 31, 22 39 81, Telex 08 86 630 • Düsseldorf: Heide Dörrhöfer, Hans Otto Eglau, Stefan Klein, Gert Savelsberg, Peter Stähle, 4 Düsseldorf 1, Immermannstr. 15, Tel. 35 33 21, Telex 08 58 27 37 • Frankfurt a. M.: Hans Werner Kilz, Dr. Gisela Oehlert, Christian Richter, Jürgen Scherzer, Horst Stübling, 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Telephon 71 71 81, Telex 04 13 009 • Hannover: Wolfgang Becker, Gerd Kröncke, 3 Hannover, Kurt-Schumacher-Straße 26–28, Telephon 32 69 39, Telex 09 22 320 • Karlsruhe: Rolf Lamprecht, 75 Karlsruhe 1, Amalienstraße 25, Telephon 2 25 14/15, Telex 07 825 471 • Kiel: Dietrich Lachmund, 23 Kiel, Niemannsweg 18, Telephon 5 12 66/67, Telex 02 99 859 • Mainz: Peter Adam, Hans Dieter Degler, 65 Mainz, Rheinstraße 101, Tel. 2 61 61, Telex 04 187 507 • München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, 8 München 80, Stuntzstraße 16, Telephon 47 40 38, Telex 05 22 501 • Stuttgart: Eberhard Hungerbühler, Norbert F. Pötzl, 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Telephon 22 15 31/32, Telex 07 22 673

AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Valaoritou 12, Athen T. T. 134, Telephon 636-577, Telex 215 418 • Beirut: Volkhard Windfuhr, P. O. Box 7793, Beirut, Telephon 32 37 91 • Brüssel: Harald Hotze, 134 Avenue de Cortenberg, 1040 Brüssel, Tel. 7 36 24 49, Telex 25 294 • London: Helmut Sorge, 6 Museum House, Museum Street, London W.C. 1, Tel. 580-5759/5750, Telex 25 278 • Moskau: Norbert Kuchinke, Moskau, Leninskij Prospekt 83, Korp. 5, Kw. 565, Tel. 133 96 61 • Nairobi: Erich Wiedemann, P. O. Box 72 788, Nairobi, Telephon 68 380 • Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Telephon 619733 • New York: Valeska von Roques, 1501 Broadway, Room 301 A, New York, N. Y. 100 36, Tel. 221-7583/84, Telex 237 723 • Paris: Wolfgang Gust, 17 Avenue Matignon, Paris 8e, Tel. 256-12-11, Telex 65 086 • Pretoria: Paul M. Schumacher, P. O. Box 26027 Arcadia, Pretoria, Tel. 65 25 52, Telex 3-0119 • Rom: Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 68 90 54, Telex 68 255 • Singapur: Dr. Tiziano Terzani, 1103 Marina House, Shenton Way, Singapore 2, Tel. 2203314 • Tel Aviv: Henri Zoller, Spinozastr. 6, Tel Aviv, Tel. 249717, P. O. Box 11288 • Tokio: Wulf Küster, 12-2, 5-chome, Kamiuma, Setagaya-Ku, Tokio 154, Tel. 411-3679, Telex 23 363 • Washington: Heinz Lohfeldt, Cindy Becker, 1019 National Press Building 14th and F Street, N. W. Washington, D. C. 20 045, Tel. 347-5161 und 347-5222, Telex 64 300 • Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Telephon 36 15 92, Telex 75 888

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Ostpolitik, Vetter-Gespräch, Tempostopp: Karlheinz Vater; für KSZE: Fritjof Meyer; für CSU, Beamte, Unfälle, Radikale, Verbrechen, Fischerei, Sammler, Tourismus: Dr. Wolfgang Malanowski; für Klose-Interview, Versicherungen, Affären, Kredite, Trends, Iran: Dr. Werner Funk; für Portugal, Soares-Interview, Argentinien, USA, Vietnam, Zypern: Dr. Dieter Wild; für Titelgeschichte, Nyerere-Gespräch: Hans Hielscher; für Serie: Heinz Höhne; für Sport: Hans-Joachim Nesslinger; für Akupunktur, Ausstellungen, Archäologie, Spectrum: Jürgen Petermann; für Szene: Peter Stolle; für Film: Siegfried Schober; für Bücher, Bestseller: Rolf Becker; für Kommunismus: Georg Wolff; für Kunstmarkt, Fernseh-Vorausschau: Dr. Jürgen Hohmeyer; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe: Susanne Stör; für Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Hartmut Volz; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Walter Busse (sämtlich Hamburg 11, Brandstwiete 19/Ost-West-Straße)

DOKUMENTATION
Sigrid Behrend, Jürgen Bergeder, Burghard von Bülow, Dagmar Christiansen, Armin Dirks, Dr. Herbert Enger, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, German Hausknecht, Hartmut Heidler, Hans-Joachim Heinze, Wolfgang Henkel, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Günter Johannes, Ilse Lange-Henckel, Leonore Lohse, Elke Martin, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Michael Morozow, Anneliese Neumann, Claus Nodop, Paul Ostrop, Nora Peters, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Karl-Otto du Roveray, Hedwig Sander, Karl-Heinz Schaper, Hans Schiller, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Werner Siegert, Robert Spiering, Monika Tänzer, Dr. Iris Timpke-Hamel, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Ernst Wildt, Georg Wöhner, Alfred Wüste
Leitung: Armin Sellheim

NACHRICHTENDIENSTE
dpa, Newsweek, New York Times, AP

SPIEGEL VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
Büro des Herausgebers: Walter Busse; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigen-Preisliste: Nr. 30 a vom 1. Januar 1975; Verlagsgeschäftsstellen: 1 Berlin 30, Kurfürstenstr. 72/74, Tel. (030) 2 69 51, Telex 183 867; 4 Düsseldorf, Immermannstraße 15, Tel. (0211) 35 33 21, Telex 8 582 737; 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. (0611) 717181, Telex 413 009; 8 München 80, Maria-Theresia-Straße 11, Tel. (089) 47 20 35, Telex 524 601; 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Tel. (0711) 22 15 31/32, Telex 722 673; Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG
Michael Nesselhauf, Helmut Wallbaum, Alfred E. Wissmann

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Hans Detlev Becker

Maßvoller Genuß

„Die wahre Philosophie besteht darin, den Mißbrauch zu verdammen, ohne den Gebrauch zu untersagen. Man muß alles entbehren können, aber auf nichts verzichten." Dieses Bekenntnis zum maßvollen Genuß und zur Aufklärung an Stelle von Verboten wurde vor 200 Jahren geschrieben – von einem Staatsmann, der sonst im Reglementieren nicht gerade zimperlich war, von Friedrich dem Großen.

Zu allen Zeiten gab es Menschen, die ihr rechtes Maß nicht kannten. Aber wir wären schlecht beraten, wenn wir im Unbehagen über vereinzelten Mißbrauch ganz übersehen würden, wieviel Freude und Entspannung maßvoller Genuß uns schenkt.

Dem rechten Maß gilt nicht erst heute unser Wort. In Anzeigen unseres Hauses hieß es schon 1937: „Wir gestehen offen, daß uns die kenntnisreichen und anspruchsvollen Zecher die liebsten sind. Weil dem so ist, bemühen wir uns, den Verbraucher in sachlicher Weise zum Verständnis unserer Leistung zu erziehen. Wir sind überzeugt, wenn erst alle Menschen mit Verständnis trinken, dann werden sie auch verständig trinken!"

Die Weinbrennerei Asbach & Co.

in Rüdesheim am Rhein

panorama

SPD braucht Frankenfeld

Bonns Sozialdemokraten wollen sich gegen Maulkorb-Erlasse beim ZDF und einigen ARD-Anstalten wehren, mit deren Hilfe in ihrer Freizeit politisch aktive Mitarbeiter diszipliniert werden sollen. Erst Anfang Juli hatte der ARD-Vorsitzende, Südfunk-Intendant Hans Bausch, erklärt, der Stuttgarter Sender verbiete parteipolitisch tätigen Mitarbeitern einige Wochen vor der Wahl die Mitwirkung am Programm. Das SPD-Präsidium billigte dagegen letzte Woche einen Beschluß der SPD-Medien-Kommission, „Mitarbeiter von Massenmedien und anderen kulturellen Institutionen" dürften „durch berufliche Benachteiligung oder andere Druckmittel" nicht gehindert werden, in Bürgerinitiativen und politischen Parteien mitzuarbeiten. Zwar hätten die Sozialdemokraten nichts dagegen, wenn ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal in seiner Propagandatätigkeit für den Bund Freies Deutschland gebremst würde. Zugleich müßte die Partei dann jedoch auf zugkräftige Stars ihrer Wählerinitiative verzichten, von Peter Frankenfeld bis zu Hans-Joachim Kulenkampff und Inge Meysel.

Schloß Benrath

Noch ein Schloß

Bundespräsident Walter Scheel möchte den Rahmen staatlicher Selbstdarstellung um einen weiteren Adelssitz im Rheinischen erweitern. Als der „Benrather Kulturkreis" unlängst beim Ex-Düsseldorfer Scheel Aufwartung machte, bekundete das Staatsoberhaupt, dem derzeit für Repräsentationszwecke außer der Villa Hammerschmidt die Schlösser Gymnich und Brühl zur Verfügung stehen, lebhaftes Interesse an dem Düsseldorfer Vorort-Schloß. Das Bundespräsidialamt hat bereits Kontakt mit der Stadtverwaltung aufgenommen. Das Benrather Rokoko-Schloß, in dem bislang nur die Landesregierung Staatsgäste empfing, könnte, so Ratsherr Eberhard Kiesner, „durch Empfänge des Herrn Bundespräsidenten einer noch bedeutungsvolleren Nutzung zugeführt" werden.

„Okean II": Durchbruch aus der Ostsee

Nach Auswertung aller Satelliten- und Luftaufnahmen, der abgehörten Funksprüche und einschlägiger Geheimdienstberichte verfügt die Nato jetzt über ein präzises Bild des sowjetischen Manövers „Okean II". An dieser bislang größten Marineübung der Sowjets beteiligten sich zwischen dem 8. und 27. April dieses Jahres mindestens 220 Schiffe, darunter schwere Atom-U-Boote, die über Atomraketen mit Mehrfachsprengköpfen verfügen (Reichweite 8000 Kilometer). Ziel der Übung war die Zusammenführung starker Verbände aus dem Schwarzen Meer, der Ostsee und dem Nordmeer im nördlichen Atlantik, die Sicherung eigener Geleitzüge und die Unterbrechung der atlantischen Nato-Verbindungen. Ferner wollten die Sowjets — nach Nato-Erkenntnis — erproben, mit wieviel eigenen Kräften in welcher Zeit der Durchbruch aus der Ostsee, die Passage des englischen Kanals und der Dänemarkstraße westlich Island erzwungen werden kann. Aus dem Manöverablauf ergab sich zudem die sowjetische Absicht, im Kriegsfall die norwegische und südschwedische Küstenverteidigung auszuschalten. An dem Manöver waren auch Marineflieger beteiligt. Fernaufklärer des Typs Tu 95 operierten von Stützpunkten in Guinea, auf Kuba und von der sowjetischen Kola-Halbinsel aus. Bomber des Typs Tu 16 flogen wenigstens 70 simulierte Angriffe mit weitreichenden Seezielraketen. Die Nato-Stabsoffiziere zeigten sich vom Manöver-Ergebnis beeindruckt: Die sowjetische Kriegsflotte verfüge über ein ausgezeichnetes Nachrichtensystem und offenbar hervorragend ausgebildetes Personal. Dank des Einsatzes von Satelliten seien den Russen, so ein Nato-Sprecher, „deutlich Fortschritte in der globalen Einsatzlenkung" gelungen.

Sowjet-Kriegsschiffe vor Norwegen

CSU-Hilfe für Chris-Ke

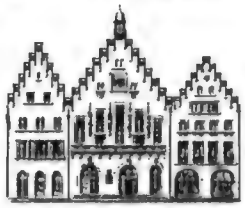
Franz Josef Strauß hat mit dem Export christlich-sozialen Ideenguts im Ausland mehr Erfolg als daheim. Einen Monat nach einem Strauß-Besuch in Athen hat jetzt das griechische CSU-Mitglied Fotois Gouras („Ich bin ein persönlicher Freund von Strauß") eine „Christlich-demokratische Partei Griechenlands", kurz „Chris-Ke", gegründet. Die Bayern leisteten Geburtshilfe über die CSU-nahe Hanns-Seidel-Stiftung. Gouras, früher Propagandist der Offiziers-Junta in München, berief für September den ersten Kongreß der neuen Partei ein, die angeblich bereits über 10 000 Mitglieder hat.

Neue Genossen

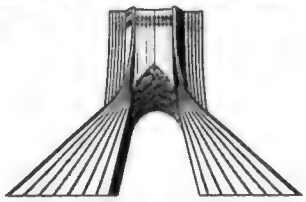
Auf Ärger bei alten Mitgliedern muß sich die SPD in Schleswig-Holstein und Hamburg wegen zweier Jung-Genossen einstellen. Mit Wirkung vom 1. Juni erhielten Klaus Rainer Röhl, 46, Ex-Ehemann von Ulrike Meinhof und Ex-Genosse bei der (illegalen) KPD, und das konvertierte Mitglied der Baader-Meinhof-Gruppe Gerhard Müller, 27, ihre sozialdemokratischen Mitgliedsbücher. Während gegen die Aufnahme von Röhl im schleswig-holsteinischen Wedel bereits ein Einspruch des Hamburger SPD-MdB Claus Arndt läuft, erhielt Müller seine Unterlagen, unterschrieben vom Hamburger Innenstadt-Kreisvorsitzenden Hubert Piske, anstandslos ins Untersuchungsgefängnis zugeschickt. Müller (SPD-Mitgliedsnummer 01/050/45 585) muß sich derzeit vor einem Hansestadt-Gericht wegen des Verdachts der Beteiligung an einem Polizistenmord und BM-Bombenanschlägen verantworten.

SPD-Mitglieder Müller, Röhl

zwei knotenpunkte der geschäftswelt



Frankfurt
Teheran



Täglich
Abflug von Frankfurt/Main

Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.	So.
12.55	10.30	12.55	15.50	12.55	12.55	21.15
21.35	19.15	21.35	23.05	21.45	20.15	04.30

Ankunft in Theheran Mo.

Iran Air
hat die beste Verbindung

Buchen Sie Ihren Flug nach Teheran
auf unseren modernen Boeing-Jets
in jedem Reisebüro oder bei

IRAN AIR

6000 Frankfurt/Main · Am Hauptbahnhof 10 · Tel. 0611/23 81 81 · Telex 04-14270
2000 Hamburg · Ernst-Merck-Straße 12-14 · Tel. 040/24 55 00 · Telex 02-162869
1010 Wien · Kärntner Straße 42 · Tel. 56 62 94/57 12 76

"Daß Sie auf dieser Seite von dem Filter erfahren, der bei beiden Rillos im Mundstück hinter den guten Überseetabaken aus Kuba, Java, Mexiko und Brasilien steckt, verdanken Sie meiner starken Persönlichkeit.

Leichter rauchen, meine Herren!"

Lürzer, Conrad

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

DEUTSCHLAND

Ostpolitik: Geld für die Polen

Auf dem KSZE-Gipfel will Helmut Schmidt den Bonner Zwist mit Warschau über deutsches Geld und polnische Aussiedler endgültig beilegen. Außer mit allen anderen Ostblockführern will der Kanzler in Helsinki auch mit SED-Chef Honecker sprechen. Er erhofft sich hiervon eine Verbesserung der zwischendeutschen Beziehungen.

Auf der Super-Show von Helsinki, wo sich am kommenden Mittwoch 35 Staatsführer aus Europa und Nordamerika versammeln, will Bonns Kanzler Helmut Schmidt aus dem Ensemble ausscheren, das in der finnischen Hauptstadt ein einstudiertes Repertoire herunterspielt. Schmidt, in Selbstdarstellung wohlgeübt, möchte sich abseits, aber um so wirkungsvoller in Szene setzen.

Den Massengipfel, der die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) besiegeln soll (siehe Seite 17), möchte Helmut Schmidt nicht im Plenarsaal des Finlandia-Hauses absitzen, sondern zu einer Reihe von Zwiegesprächen auf Chef-Ebene nutzen — vor allem mit den Herrschern aus Osteuropa. Seine Gesprächspartner während der knappen Helsinki-Tage: die Parteichefs der Sowjet-Union, Polens, der DDR, der Tschechoslowakei, Ungarns, Rumäniens, Bulgariens und Jugoslawiens.

Zunächst waren nur Begegnungen mit dem Russen Leonid Breschnew, dem Polen Edward Gierek und dem DDR-Deutschen Erich Honecker eingeplant. Später kamen die Einzelgänger Nicolae Ceauşescu aus Rumänien und Marschall Josip Tito aus Jugoslawien dazu. Block-Prestige und Block-Räson ließen es schließlich auch dem Prager Gustáv Husák, dem Budapester János Kádár und dem Sofioter Todor Schiwkoff geboten erscheinen, in Bonn wegen einer Helsinki-Audienz beim Kanzler vorzufühlen.

Während für sieben dieser Ost-Diskurse vergangene Woche die Bonner Marschroute noch offen war — Schmidt lehnte es ab, sich von seinen Experten auf eine Tagesordnung festle-

Deutsche Aussiedler aus Polen: 300 000 warten noch

gen zu lassen —, zeichnete sich für eines dieser Gespräche schon vor dem Kanzler-Flug nach Finnland ein konkretes Ergebnis ab: Schmidt wird dem Polen Gierek langgehegte Wünsche erfüllen.

Eben noch rechtzeitig vor Helsinki hatten sich die Diplomaten aus Bonn und Warschau darauf verständigt, wie die hohen finanziellen Forderungen Polens an die Bundesrepublik abgegolten und wie die westdeutschen Wünsche nach Umsiedlung möglichst vieler Deutschstämmiger erfüllt werden können. Ergebnis:

▷ Bonn zahlt Warschau einen Finanzkredit von einer Milliarde Mark und gewährt zur Abgeltung von individuellen Rentenansprüchen aus der Kriegszeit nochmals eine Pauschale von 1,1 bis 1,2 Milliarden Mark; offen ist nur noch, in welchem Zeitraum diese Milliarden-Summe gezahlt werden soll.

Kanzler Schmidt, Parteichef Gierek: In Helsinki Wünsche erfüllen

▷ Im Gegenzug lassen die Polen 120 000 Umsiedler ausreisen.

Damit würde die Bundesregierung erheblich mehr geben, als sie lange Zeit zu leisten bereit war. Dennoch läßt Warschau weit weniger Deutschstämmige in den Westen fahren, als Bonn gefordert hatte — rund 300 000 Umsiedlungsanträge liegen beim DRK.

Aber auch Warschau, so beteuern KP-Funktionäre, mußte bei dieser Vereinbarung zurückstecken. Nach dem Abschluß des Vertrages mit Bonn im Dezember 1970 hatte die polnische Regierung durch hohe Forderungen übersteigerte Erwartungen der eigenen Bevölkerung geweckt. Zunächst hielt Parteichef Gierek einen Finanzkredit von drei Milliarden Mark für angemessen. Dann schlug er nochmals 1,3 Milliarden drauf, mit denen Ansprüche ehemaliger polnischer Fremdarbeiter und heutiger Deutsch-Polen an die deutsche Rentenversicherung pauschal abgegolten werden sollen. Schließlich verlangte Warschau zusätzliche 600 Millionen Mark an Entschädigung für die noch lebenden polnischen Insassen von Konzentrationslagern.

Die Bonner aber grenzten ihre Kreditzusage auf eine Milliarde Mark ein und wollten als Rentenpauschale höchstens 500 Millionen Mark dazulegen. Eine NS-Entschädigung lehnte Bonn strikt ab — sie hätte unübersehbare Forderungen anderer Ostblockstaaten nach sich gezogen. Ein Kanzler-Berater noch Anfang dieses Jahres: „Schmidt besteht darauf: 1,5 Milliarden Mark und keinen Pfennig mehr."

Doch Außenminister Hans-Dietrich Genscher, in der Polen-Frage besonders engagiert („Ich entziehe mich den moralischen Kategorien nicht"), drängte auf eine höhere Dotierung. Ihm war von Anfang an klar, daß den Polen, die — nach den Juden — am meisten unter dem Nazi-Terror gelitten hatten, eine Entschädigung nicht rundweg abgeschlagen werden könne.

Zu Hilfe kam Genscher ein Muster-Prozeß, den der in Polen lebende deutschstämmige Rentner Hiss gegen die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz angestrengt hatte. In zweiter Instanz entschied das Landessozialgericht in Essen im Dezember 1973, daß die Bundesrepublik verpflichtet ist, Renten an Deutsche zu zahlen, die in den ehemaligen Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße leben und durch regelmäßige Beiträge einen Rentenanspruch erworben haben. Zwar ist die Rentenanstalt vor dem Kasseler Bundessozialgericht in die Revision gegangen, doch zweifeln die Bonner Experten nicht daran, daß Hiss auch in letzter Instanz recht bekommt.

Bonn wäre dann verpflichtet, auf Jahre an alte Menschen in Polen regelmäßig Renten zu überweisen. Arbeitsminister Walter Arendt, für die Verhandlung über die Altengelder zuständig: „Das würde viel teurer werden."

Auch der widerstrebende und von Haushaltsnöten geplagte Kanzler sah schließlich ein, daß die Einigung auf eine Pauschale immer noch billiger komme als individuelle Zahlungen. Die Polen, die gar nichts von individuellen Devisenzahlungen unter Umgehung der Staatskasse halten, versprachen zudem für den Fall, daß die Pauschale hoch genug ausfalle, Verzicht auf gesonderte NS-Entschädigung.

Das Zugeständnis fiel Bonn schwer genug. Die rund zwei Milliarden Mark sind im ohnehin defizitären Bonner Haushalt in den nächsten Jahren nicht unterzubringen. Den Finanzkredit kann Bonn praktisch nur über den Kapitalmarkt beibringen. Für die Rentenpauschale muß Arbeitsminister Arendt die stark strapazierten Kassen der Rentenversicherung in Anspruch nehmen.

Vor allem der Rückgriff auf die öffentlichen Versicherungsträger wird, so fürchten die Kanzlerberater, den Sozialliberalen viel innenpolitischen Ärger bereiten. Die christdemokratische Opposition dürfte sich kaum die Chance entgehen lassen, die Bonner Regierung mit neuen Argumenten zu attackieren, etwa nach der Melodie: Die Ostpolitik sei nicht nur gescheitert, sie koste auch immer mehr Geld.

Die Regierungstruppe bereitet sich inzwischen schon auf die Verteidigung vor. Warschau, so lautet eines der Argumente, habe letzthin nur noch 80 000 Aussiedlungen genehmigen wollen, und 120 000 seien daher ein schöner Erfolg. Außerdem zeigt sich immer deutlicher, daß viele Umzügler den Wechsel in ein Land, dessen Sprache sie, wenn überhaupt, nur noch dürftig beherrschen und dessen Gesellschaftssystem ihnen völlig fremd sei, nicht verkraften. Mehr als 2000 möchten schon wieder zurück.

Den anstehenden innenpolitischen Streit hofft Kanzler Schmidt zumindest in der Anfangsphase überspielen zu können — durch sein Solo beim Gipfel-Spektakulum in Helsinki. Denn dort, in seinen Gesprächen mit den Parteichefs des Ostblocks, möchte Schmidt als Welt-Ökonom brillieren. Besessen von dem Gedanken, nicht nur die westliche, sondern die gesamte Weltwirtschaft könnte wegen der drastischen Preissteigerungen vor allem des Erdöls kollabieren, will Schmidt seine östlichen Gesprächspartner davon überzeugen, daß sie an dem im Herbst anlaufenden Dialog zwischen Industrie- und Rohstoffländern teilnehmen müssen.

Mit SED-Honecker wird Schmidt indessen auch ein Spezialthema erörtern: die Auswirkungen der KSZE auf die

zwischendeutschen Beziehungen. Der Kanzler möchte vor allem wissen, wie die DDR die im sogenannten Korb III formulierten Grundsätze für mehr Freizügigkeit zwischen Ost und West zu praktizieren gedenkt.

Obwohl die SED bei den diversen Vertragsverhandlungen mit Bonn — etwa bei den Gesprächen über Verkehrsverbesserungen, über ein Kultur- und ein Rechtshilfeabkommen — in den vergangenen Monaten keinerlei Konzessionsbereitschaft gezeigt hat, glauben die Bonner doch ein Indiz dafür zu haben, daß Schmidts Gespräche mit Honecker nicht ganz unverbindlich bleiben müssen.

Zumindest eine Forderung der KSZE-Deklaration — Gesuche auf Familienzusammenführung „so zügig wie möglich" zu behandeln — scheint den DDR-Oberen offenkundig erfüllbar: Allein die Ausreise-Zahlen für die ersten sechs Monate dieses Jahres liegen mit 2500 Erwachsenen und 500 Kindern bereits über den Zahlen für das gesamte Jahr 1974.

Der Kalte Krieg ist tot

West-Erfolge auf der Europa-Konferenz

Europas Emissäre hielten die Zeit an.

Die Genfer Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) schloß ihre Beratungen am 19. Juli früh um 2.42 Uhr ab. Doch als letztes Limit war der Tag zuvor, der 18. Juli, angesetzt worden — und an diesem Tag sollten die Verhandlungen auch zu Ende gehen: Kurz vor Mitternacht hielt der Schweizer Chefdelegierte Bundschedler einfach die Uhr an.

In der KSZE-Schlußakte, die in Genf ausgehandelt wurde, steht als Beratungsende dagegen ein Datum, das dem wirklichen Zeitpunkt sogar voraus ist: 21. Juli 1975.

Diese Woche wollen Europas Chefs die Akte in Helsinki unterschreiben: Drei Tage lang treffen sich Breschnew und Ford, Schmidt und Honekker, Giscard d'Estaing und Gierek, Palme und Tito — die Spitzenvertreter von 35 Staaten. US-Außenminister Kissinger fragte: „Nimmt auch Monaco daran teil? Wenn ja, möchte ich beim Festbankett neben der Fürstin Gracia Patricia sitzen — dann hat das Gipfeltreffen seinen Sinn."

Historiker Kissinger hat so seine Zweifel. Mit Recht: Ein neuer Wiener Kongreß mit Heiliger deutsch-russischer Allianz und 99 Jahre Frieden, unterbrochen nur von den deutschen und italienischen Einigungskriegen — das gibt die große Schluß-Schau gewiß nicht her, nicht einmal eine „Sicherheitskonferenz", die sich die Erfinder der Veranstaltung, die Russen, gewünscht hatten. Was die Gipfeldiplomaten unterschreiben, sind Absichtserklärungen, die nur moralisch die Staaten verpflichten — sie „müssen" nicht, sie „werden" oder „befürworten" oder „stellen fest".

Im Westen grassierte KSZE-Angst. Solschenizyn rief „Verrat", „Newsweek" sichtete einen „einseitigen sowjetischen Erfolg", US-Senator Jackson eine Anerkennung der sowjetischen Vorherrschaft in Europa. CDU-Schröder bemerkt eine „weitere Verfestigung der deutschen Teilung". Axel Springer griff — wie immer, wenn des Vaterlands Not besonders groß wird — selbst zur Feder, um zu klagen. Westeuropa solle nur die „Bestätigung sowjetischer Gewaltresultate nachvollziehen", und das auch noch „mit amerikanischem Segen".

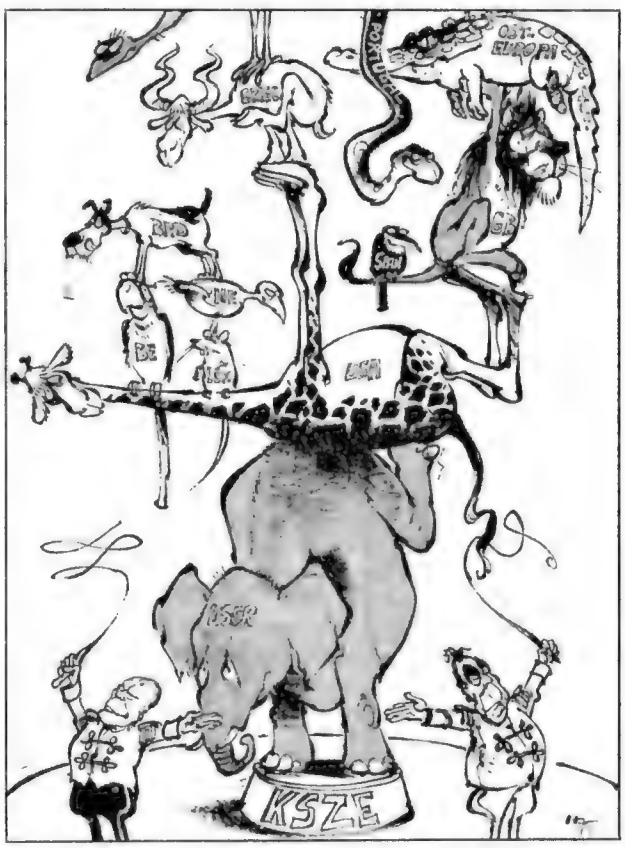
Indes, zu einer Siegesfeier gibt es für die Sowjets wenig Anlaß. Wenn es ihr Ziel war, Amerika aus Europa zu verdrängen, die Europäer für eine Front gegen China zu gewinnen, die Militärblöcke aufzulösen, die Westeuropäische Gemeinschaft (EG) zu schwächen, die Anerkennung der Unveränderlichkeit aller Grenzen zu erreichen, ein ständiges Kontrollorgan über Europa zu installieren, die Souveränität anderer Staaten zu begrenzen, den Deutschen das Selbstbestimmungsrecht abzusprechen, Kontakte zwischen Menschen in Ost und West zu verhindern — all das haben die Sowjets nicht erreicht.

Dennoch schwärmte Radio Moskau von der Konferenz: „Die besten Geister Europas haben seit langem davon geträumt, und nun beginnt der Traum reale Gestalt anzunehmen." Für den Botschafter Bundschedler dagegen ist die KSZE „ein Kadaver, der begraben werden muß, sonst fängt er an zu stinken".

Das Ding ist, wenn die Großen zur Unterschrift ansetzen, fast drei Jahre alt. Nach Botschafter-Vorgesprächen und einem Außenminister-Treffen haben Experten in Genf 22 Monate lang Details ausgetüftelt: 375 Delegierte mit 275 Assistenten aus allen europäischen Staaten minus Albanien, dem Stützpunkt Chinas in Europa, plus USA und Kanada, den Stützpunkten Europas auf dem amerikanischen Kontinent — insgesamt 35 Delegationen (15 Nato-Staaten, sieben Warschauer-Pakt-Staaten, 13 Neutrale).

Sie berieten „manchmal über die Plazierung eines Kommas" (US-Außenminister Kissinger), allein fünf Tage über die Länge der Osterpause 1975 und gelegentlich — wenn die Erfolglosigkeit schon vorher feststand — mit einer Sitzungsdauer von einer Minute. Der Unterausschuß für militärische Fragen brachte nach knapp zwei Jahren ein Papier von fünf Schreibmaschinenseiten zustande. Ein halbes hundert Sitzungen über den Punkt „Menschenrechte" führte in der Schlußakte zu neun Sätzen (die so auch schon in der Uno-Deklaration von 1948 stehen).

Tausende Tonnen Papier wurden verbraucht, jeden Tag im Schnitt über 2000 Seiten offizieller Texte veröffentlicht, von Kommissionen, Unterkommissionen und Arbeitsgruppen zusammen 2341 Sitzungen abgehalten. Die westdeutsche Delegation (Chef: Klaus Blech) schickte über 1100 Berichte nach Bonn und führte täglich ein halbes Hundert Telephonate mit der Zentrale.



Meister der Manege tz, München

Das Resultat: eine Schlußakte von 111 Seiten DIN A 4 mit rund 30 000 Wörtern, von denen jedes etwa 2000 Mark gekostet hat: Die finnische Regierung zahlte zunächst aus eigener Tasche zwölf Millionen Mark für das KSZE-Debüt in Helsinki 1972/73, davon allein 1,6 Millionen für die fünftägige Außenminister-Konferenz. Die Abschlußfeier diese Woche kostet

KSZE-Beratung in Genf: Ein Wort für 2000 Mark

noch einmal sieben Millionen Finnmark. Für das Genfer Dauer-Palaver zwischendurch gab das KSZE-Sekretariat 35 Millionen Deutschmark aus. Allein 70 Dolmetscher für die sechs Konferenzsprachen bezogen ein Tageshonorar von 270 Mark — mehr als ein Delegationsleiter im Range eines Botschafters verdient.

Finnland trägt vom Gesamtaufwand der Europakonferenz zwei Prozent, Bonn 8,8 Prozent, der Heilige Stuhl 0,2. Pünktlichste Zahler ihrer KSZE-Alimente waren die Westdeutschen und die Ostdeutschen. Die beiden deutschen Delegationen enthielten sich, o Wunder, spezieller Querelen, gegenseitiger Anschuldigungen und Vorwürfe der alten Art. Gegenüber Dritten agierten sie wie Dritte untereinander.

Die deutschsprachigen Delegationen knüpften sogar eine Querverbindung: Bundesrepublik, DDR, Österreich, die Schweiz und Liechtenstein bildeten eine linguistische Lobby, die sich leicht auf gemeinsame Formulierungen einigen konnte: Bei Zweideutigkeiten zwischen Englisch und Russisch gilt, von Frankreich und Italien respektiert, die deutsche Fassung als maßgebend.

Miteinander sprachen die Vertreter der beiden Deutschländer allerdings nicht immer im gemeinsamen Idiom, sondern der Bonner redete oft Englisch und der Ost-Berliner Russisch. Es dolmetschte ein Russe.

Die Russen waren in Genf mit 67 Mann angerückt, die Amerikaner mit elf. Die Sowjet-Delegation wurde angeführt von Vize-Außenminister Kowaljow (stets dunkler Anzug), ferner seinem Nachfolger als Chef der für Westeuropa zuständigen 1. Abteilung des Außenministeriums, Dubinin (modischer italienischer Sommerdreß) und dem beleibten Diplomaten Mendljewitsch (Hemdsärmel). Als „Übersetzerin" war ihnen eine Blonde beigeordnet: Irina Ponomarjowa, Tochter des ZK-Abteilungsleiters „Kapitalistisches Ausland", des mächtigen Boris Ponomarjow.

Trotz dieses direkten Drahts mußten die Sowjets auch für die kleinste Detailfrage in Moskau rückfragen: Es lief eben nicht alles so, wie sie wollten. Sie hatten die Konferenzdebatten zur falschen Zeit, nämlich am Anfang, durch Sturheit sinnlos hingehalten und mußten am Ende, unter Zeitdruck, Zugeständnisse machen.

Die Delegation der anderen Supermacht allerdings stand meist überhaupt im Abseits, ihr Leiter Albert Scherer wurde kaum je gesehen. Dessen Vorgesetzter Kissinger mißtraut langwierigen Konferenzen, hält — in Freundschaftsgesten gegenüber Moskau sonst eher übereifrig — wenig von der KSZE und langweilte sich schon beim Auftakt in Helsinki: Er fand es einfach unseriös, neben einem Vatikan-Vertreter Platz nehmen zu müssen.

So fiel der West-Part an eine Staatengruppe, die sich bislang in absoluter Uneinigkeit gesonnt hatte: die EG. In Genf zeigte sie, auch dies ein Wunder, völlig neue Geschlossenheit.

Die neun Delegationen der Europäischen Gemeinschaft sprachen ihre Verhandlungstaktik erst unter sich ab, verständigten sich dann mit der Nato und den Amerikanern und ließen schließlich einen für alle sprechen: „Die EG wurde zum eigentlichen Gegenpart der Russen, und die haben das akzeptiert", resümierte Bonns Delegationssprecher Gerhart Henze.

Den Russen mißlang der Plan, die Neutralen auf ihre Seite zu ziehen — sogar Finnland und Jugoslawien gesellten sich zum EG-Lager. Ohnehin geriet die Genfer Konferenz keineswegs zum befürchteten Schlagabtausch zwischen den beiden Blöcken, ganz neue Fronten und Sonderdialoge kamen von Fall zu Fall zustande, und auch offene Worte wurden nicht gespart: Als der Sowjet-Vertreter in innersowjetischen Militärmanövern keine Bedrohung der Insel Malta sehen wollte, widersprach der renitente Malteser Kollege mit dem Hinweis auf die Geschwindigkeit, in der Moskau im Nahostkrieg 1973 Waffen ins Mittelmeer geschafft habe.

In Genf verhandelten die Sowjets ständig in der Defensive. Ihr Blockpartner Rumänien aber nutzte jede Chance, russischen Entspannungswillen zu testen und Sicherungen gegen Sowjet-Interventionen in die Schlußakte einzubauen. Selbst außerhalb des Konferenzsaals wedelte Rumäniens Botschafter Lipatti mit Dokumenten vor dem Sowjet-Delegierten Dubinin und drängte ihn auf Französisch: „Geh, tu mir doch diesen kleinen Gefallen!"

Im Konferenzsaal stellten die Polen zum Ärger der Russen lässig heraus, daß kulturelle Kontakte zum Westen — für Moskau schwierig — für sie überhaupt kein Problem seien. Hinter den Kulissen trugen die Sowjets mit Polen und Ostdeutschen ernste Differenzen aus, vor allem um den Begriff der Souveränität.

Die voluminöse Bestandsaufnahme aus 30 Jahren des Nebeneinanderherlebens und Aneinandervorbeiredens der Staaten Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, der Machtausweitung und der Unterwanderung wie der Kooperationsversuche ist, zusammengenommen, ein historischer Kompromiß. In drei Tagesordnungspunkten — „Körben" — wurden summiert:

- ▷ Sicherheit in Europa,
- ▷ Kooperation in Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und Umwelt,

KSZE-Diplomat Blech
„Hart bleiben"

▷ Informations- und Kulturaustausch sowie zwischenmenschliche Kontakte.

Ein vierter Korb mit der Errichtung eines ständigen Kontrollorgans, Extrawunsch der Sowjets, wurde gar nicht erst geflochten, der dritte Korb den Sowjets gegen deren Widerstand vom Westen zusätzlich aufgehalst, der erste Korb aber — der Moskau an der „Sicherheitskonferenz" am wichtigsten war — entleert: Von einer Auflösung der Blöcke sprach niemand mehr, die ausgewogene Truppenreduzierung (MBFR) ist auf Wunsch der USA Verhandlungsobjekt einer anderen Konferenz, in Wien. Kanzler Schmidt erwartet dort die echten Entspannungserfolge.

So stecken im ersten Korb vor allem nur noch zehn Prinzipien, die jeder Staat woanders schon einmal unterschrieben hat, mancher freilich immer wieder vergißt: souveräne Gleichheit, Gewaltverzicht, Unverletzlichkeit der Grenzen, territoriale Integrität, friedliche Regelung von Streitfragen, Nichteinmischung in innere Angelegenheiten, Menschenrechte und Grundfreiheiten, Selbstbestimmungsrecht, Zusammenarbeit, „Erfüllung völkerrechtlicher Verpflichtungen nach Treu und Glauben" — wozu auch ein Bekenntnis zu bestehenden Verträgen und Bündnissen gehört.

Aber da steht auch, daß die Signatar-Staaten sich „jeder Form der bewaffneten Intervention oder der Androhung einer solchen Intervention gegen einen anderen Teilnehmerstaat enthalten", daß sie „das Recht jedes anderen Teilnehmerstaats achten, sein politisches, soziales, wirtschaftliches und kulturelles System frei zu wählen" — Breschnews Doktrin von einer begrenzten Souveränität sozialistischer Staaten, Basis der Intervention gegen die ČSSR von 1968, ist damit ausgeschlossen. Der sowjetische Abrüstungs-Experte Woslenski behauptete denn auch:

> Die gemeinsame Aktion der Warschauer Pakt-Staaten im August 1968 hat in einer Lage der internationalen Unsicherheit in Europa stattgefunden. Hätte es damals ein effektives System der kollektiven Sicherheit gegeben, wäre es meiner Meinung nach zu diesen Ereignissen nie gekommen.

Dies KSZE-Papier „erinnert auch an die Bedeutung der Beseitigung jeglicher Form der Verletzung" des Selbstbestimmungsrechts — dahinter verbirgt sich die deutsche Option.

Die DDR-Option: Verzicht auf „jegliche Forderung oder Handlung", sich eines anderen Territoriums zu bemächtigen oder einen „Anschlag" auf die unverletzlichen Grenzen zu verüben. Zählt dazu schon eine Anti-Mauer-Demonstration oder ein Schlesier-Treffen in der Bundesrepublik? Immerhin: „Durch friedliche Mittel und durch Vereinbarung" lassen sich ausdrücklich Grenzen auch verändern.

Den wachsamen Rumänen gelang es, noch einen Verzicht auf jede Gewaltandrohung einzubauen — ein Verbot, ausländische Truppen gegen den Willen eines Landes dort zu stationieren, erreichten sie nicht. Ganz groß kamen sie bei der „vertrauensbildenden Maßnahme" heraus, Manöver vorher anzukündigen: Die Sowjets wollten nur in einem 50-Kilometer-Grenzstreifen vier übende Divisionen zehn Tage vorher ansagen, jetzt wollen sie — „nach eigenem Ermessen" — schon bei zweieinhalb Divisionen drei Wochen vorher Meldung machen, in einem fünfmal so breiten Gebiet: von der Halbinsel Kola über das Baltikum und die Ukraine bis zum Kaukasus. Und fremde Attachés dürfen dann zuschauen.

Vor Demonstrations-Manövern wie 1968 gegen die ČSSR werden Kleinstaaten demnach künftig womöglich gewarnt — Große brauchen solche Warnungen nicht, sie haben ihre Nachrichtendienste und Satelliten. Bonns Henze frohlockte: „Wenn wir noch vor zwei Jahren gesagt hätten, die Russen sollen ihre Manöver vorher mitteilen und Beobachter zulassen, dann hätten die uns doch ausgelacht."

Obwohl bei der Behandlung dieses Themas Bonns Delegationschef Blech gemeldet hatte: „Wenn wir nicht nachgeben, platzt die Konferenz", machte sich Außenminister Genscher für die rumänische Sache stark. Von Afrika aus gab er Weisung, hart zu bleiben.

Beim weniger brisanten zweiten Korb, den kommerziellen Kontakten, zeigte sich der Ostblock am wenigsten einig — je nach dem Grad wirtschaftlicher Abhängigkeit vom Westen. Die Russen mußten einen bereits als Konferenzdokument registrierten Entwurf zurückziehen. Die Rumänen mußten auf den Begriff „europäische Entwicklungsländer" verzichten, weil das neue Querverbindungen zu Südeuropa wekken könnte und die UdSSR aus Prestige nicht dabeisein kann.

Die UdSSR erhielt nicht vorbehaltlos die heißersehnte Meistbegünstigung (worunter Moskau Aufhebung aller Handelsschranken versteht), sondern nur bei Ausgewogenheit und auf Gegenseitigkeit. Aus dem Handelskorb erwartet Osteuropa dennoch, so Polens Delegierter Dobroczynski, „Zutritt zu den Weltquellen von Technologie und Rohstoffen", was „für die Modernität und für den Wohlstand" wichtig ist.

Westlichen Geschäftsleuten wurde dafür von den Staatshandelsländern Unerhörtes zugesagt: ein leichterer „Transfer von Gewinnen". Auch sollen sie im Osten erhalten, was es in Moskau bisher nicht gibt: Adreß- und Telephonbücher.

Westliche Journalisten erhalten bei Ausweisung aus dem Ostblock künftig wenigstens eine Begründung. „Freiere Bewegung" soll es nicht nur zwischen Organisationen, sondern — den Sowjets ein Graus — zwischen Personen geben, und abgelehnte Anträge auf Familienzusammenführung „können auf entsprechender Ebene erneut eingereicht werden": So steht's im dritten Korb, in dem die Sowjets ursprünglich nichts als einen Versuch westlicher Unterwanderung sahen.

Potemkin siegt Die Zeit

Dieser humanitäre Korb freilich ist noch deutlicher als die beiden ersten nur eine Wunschliste. Die finnische Regierung muß der Uno melden, daß das Gesamtwerk nicht ein Vertrag oder ein internationales Abkommen, sondern eben eine Absichtserklärung sei, die völkerrechtlich nichts anerkennt. Gerade deshalb aber scheinen die westlichen Warner zu übertreiben, wenn sie in der KSZE nur eine Quelle künftiger Gefahren sehen. Bonns früherer Moskau-Botschafter Allardt: Die KSZE-Absichtserklärung

> ist ein Katalog wechselseitiger Verhaltensmaßregeln, eine Art „Benimm-Ko-

dex", von dem man nur eins mit Sicherheit voraussagen kann: Die Sowjets werden sich sehr bald mit diesem Polit-Knigge in Westeuropa bemerkbar machen und ihn in ihrem Sinne zu nutzen wissen!

Gewiß hat das KSZE-Programm auch ohne Rechtskraft politisches Gewicht. Und tatsächlich feiert Radio Prag die „Sicherheitskonferenz" als „Ausdruck des großen Siegs aller fortschrittlichen und realistischen Kräfte der Welt". Und DDR-Premier Sindermann stützt die Allardt-These: Entspannungsfeinde in der Bundesrepublik, die „einflußreichen Kräfte", müßten „durch die Kraft der Völker gezwungen werden, die Ergebnisse der KSZE anzuerkennen".

Doch viel mehr noch gilt das für die Entspannungsfeinde im Ostblock, der für den KSZE-Katalog, vor allem in Korb drei, weit anfälliger ist. Tabus sind angerührt: unbeschränkte Souveränität, Verbot der Intervention, ein Anflug von Freizügigkeit.

Gegen heftiges russisches Sträuben hat der Westen durchgesetzt, daß die KSZE-Texte ungekürzt veröffentlicht werden müssen. Mit diesem Polit-Knigge in der Hand werden Sowjet-Bürger subversive Fragen stellen — sie tun es schon: Vorige Woche wurde dem Systemkritiker Andrej Amalrik der Befehl seiner Ausweisung aus Moskau zugestellt, weil der Ex-Häftling für die Sowjet-Hauptstadt keine Zuzugsgenehmigung besitzt. Amalrik, dessen Frau Gjusel in Moskau lebt, hielt flugs den Behörden das KSZE-Programm vor, Korb drei, Absatz 1 b: „Die Teilnehmerstaaten werden in positivem und humanitärem Geist Gesuche von Personen behandeln, die mit Angehörigen ihrer Familie zusammengeführt werden möchten . . ."

Die KSZE-Dokumente, erkannte die Londoner „Times", fordern „von der Sowjet-Union einen größeren Verhaltenswandel als von den westlichen Ländern". Wandel durch die KSZE?

Die sozialistischen Länder Europas, so hatte der ungarische Außenminister Puja vor der Konferenz proklamiert, könnten keine Anweisungen „über die Auslegung der Prinzipien, die ihre Beziehungen zueinander regeln", von den kapitalistischen Ländern entgegennehmen. Diese Woche, in Helsinki, ist es dennoch fast soweit, und Breschnew hat es gewollt.

Mit dem neuen Benimm-Kodex in der Hand kann Breschnew seinen eigenen Opponenten gegenübertreten — mit dem vom Westen anerkannten Grundsatz der Unverletzlichkeit der Grenzen etwa verfügt er über Argumente gegen seine rüstungswütigen Generale, mit dem Wirtschafts-Korb kann er die Handelsfunktionäre ermuntern, mit dem dritten Korb die Ideologen bremsen: Der Kalte Krieg ist tot, die Urkunde darüber in Genf ausgefertigt. So mögen sie denn in Helsinki feiern.

CSU

Das alte Wahre

Nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit einer Sonderkommission und Befragung aller Parteigliederungen hat es die CSU noch immer nicht zu einem neuen Grundsatzprogramm gebracht.

Parteifreunde von der Basis fanden die auf 62 Druckseiten niedergelegten „Gedanken zum Grundsatzprogramm" der CSU „dürftig und schief", „unpräzise, verwaschen und unklar", „schwer verständlich", „gequält" und „eher hilflos" oder gar „zum Teil einfach falsch".

Was die vor zweieinhalb Jahren eingesetzte CSU-Sonderkommission an Grundsätzlichem zusammengetragen hat, so befand etwa der Parteibezirk München, sei „in Wahrheit eine ungeordnete Ansammlung von Gedanken, die den Mangel an logischer Verknüpfung durch leere Wortverbindungen auszugleichen sucht".

CSU-Programmkommission*: Maßstäbe von FJS

Derlei Kritik ist für den Kommissionsvorsitzenden Dr. Theo Waigel freilich nur „Theaterdonner ohne Hintergrund". Denn was sonst aus den Partei-Niederungen in die Münchner Zentrale als Antwort auf einen „bewußt provozierenden Fragebogen" zurückkam, so Kommissionsmitglied Franz Heubl, bayrischer Minister für Bundesangelegenheiten, zeigte sich im „fast schon erschreckenden Einklang".

Aus dem ideologischen Zusammenhalt auszubrechen, fiel den Parteimitgliedern offenbar schwer angesichts des wortreichen Sammelsuriums aus eher tagespolitisch geprägten Abwehrhaltungen gegen jegliche „Bausch- und Bogen-Demokratisierung" wie gegen „bildungspolitischen Nulltarif", aus überkommener Distanz zur Mitbestimmung („besonders gefährlich") wie dem alten Drang zur Wiedervereinigung („beharrlich vertreten") oder aus einem neu postulierten „Bürgerbewußtsein, das gleichberechtigt neben das Nationalgefühl treten" müsse.

Das Parteivolk hatte allenfalls Mühe, den vorläufigen Programmentwurf, an dem so gescheite Leute wie Bayerns Kultusminister Hans Maier mitgeschrieben hatten, richtig zu kapieren. Nur eine Minderheit fand den Text „allgemein verständlich", den anderen war er „zu gekünstelt" (44 Prozent) oder „zu platt" (16 Prozent).

An den inhaltlichen Schwerpunkten der vorgegebenen „Grund-Sätze" hatte die Mehrheit der Partei, jahrzehntelang von programmatischen Debatten verschont, nach einer ersten Auswertung des Rücklaufs denn auch nichts auszusetzen. Gleichwohl hofft Chefkommissar Waigel, da und dort in den Papieren der Basis noch fündig zu werden: „Wenn Sie da mit der Wünschelrute drübergehen, dürfte die oft ausschlagen."

Angesichts des Gleichmuts der Parteimitglieder warnt Waigel freilich auch vor der „Anmaßung, etwas ganz Neues finden zu wollen". Bei der Abfassung des neuen Programms, das spätestens bis zu einem Sonderparteitag im Frühjahr nächsten Jahres vorliegen soll (Waigel: „Was wir genau hinschreiben werden, wissen wir noch nicht"), will sich das Redaktionsteam denn auch damit begnügen, „das alte Wahre neu zu sagen" (Waigel).

Pfeifenraucher Waigel, der sich inzwischen lieber seinem von dem glücklosen Bundestagskollegen Leo Wagner übernommenen Bundestagswahlkreis Neu-Ulm widmet (Parteivolksmund: „Haben wir noch den schönen Leo oder schon den Pfeifen-Theo?"), ist mit

* CSU-Generalsekretär Tandler, Minister Heubl, Kommissionsvorsitzender Waigel, Minister Maier.

dieser programmatischen Nostalgie mit der Basis einig.

Sehnsucht nach dem pathetischen Urprogramm der CSU aus dem Jahre 1946, wo viel von der „göttlichen Ordnung", der „tätigen Nächstenliebe" und dem „Ebenbild Gottes" die Rede war, verrät etwa der Vorschlag einer Münchner Parteigliederung, kurzerhand Postulate aus der bayrischen Verfassung in das Parteiprogramm zu übernehmen.

Und statt „weitschweifende Ausführungen" und „Begriffsverwirrungen" läsen manche Parteigruppen auch im Grundsatzprogramm lieber die griffigen Worte des Vorsitzenden, wie er sie in Vils- oder Sonthofen zum besten gibt. Der Kreisverband München 5 (Vorsitzender: Richard Hundhammer, Sohn des legendären Alois) in einer „gemeinsamen Stellungnahme": „FJS hat hier Maßstäbe gesetzt."

BEAMTE

Lange beim Lala

Der hessische Rechnungshof überprüfte den Personalbestand der Landwirtschaftsverwaltung. Ergebnis: Jeder dritte Bedienstete ist überflüssig.

Sie kümmern sich um Kühe und daß der Wein gut wächst. Hohe Beamte wachen über „Einsatz der Besamungsbullen" und „Aufmarsch der Reblaus", vom bequemen Sessel aus, aber auch vor Ort in der rauhen Rhön und am schönen Rhein. Ob die Reisen immer „sachlich notwendig waren", konnte der hessische Landesrechnungshof nicht finden: „Vielfach nicht möglich."

Sonst sind die Prüfer aber reichlich fündig geworden — bei der Suche, was Bedienstete im Kasseler Landesamt für Landwirtschaft (Lala) und seinen 22 über Hessen verstreuten Dependancen den lieben langen Tag so tun und lassen. Zwei Jahre nahmen zwei Fahnder das Lala unter die Lupe, horchten das Personal aus, forschten in Akten und Ablagen.

Fazit der gründlichen Recherche: Von den 1112 Bediensteten — Stand Ende 1973 — könnten „durch entsprechende organisatorische Änderungen" insgesamt 362 freigestellt werden — fast jeder dritte. Dem Land blieben dadurch jährlich knapp elf Millionen Mark Personalkosten erspart — eine ganze Menge.

Noch immer sitzen, trotz knapper Staatskasse, Beamte und Angestellte in mancher Amtsstube im Überfluß — was von den gut bestückten Dienststellen dann wohlweislich verschwiegen wird, Rechnungshöfe selten durchschauen. Und setzt es mal eine Rüge, bitten die Aufsichtsbehörden um Diskretion.

Entsprechend laut und frohlockend kam das Echo, als letzte Woche das Ergebnis der Prüfung beim Kasseler Agrar-Amt nach außen drang. Prompt stellte die CDU-Opposition der hessischen Koalitionsregierung ein „niederschmetterndes Zeugnis" aus. Der Bund der Steuerzahler forderte schleunigst die „längst fällige Abmagerungskur".

Sichtlich schlaff bezog das Wiesbadener Landwirtschaftsministerium zu den Vorwürfen über den aufgeblähten Unterbau Stellung. „Eine Diskriminierung Menschen gegenüber", wehrte sich Staatssekretär Reinhard Strehlke, „die in vollem Umfang ihre Pflicht tun." Detailfragen waren freilich tabu. „Ich wäre wirklich dankbar", hielt Strehlke

Personalleiter Wilke
Posten für Bauern aus dem Osten

hinterm Berg, „wenn wir jetzt die einzelnen Punkte nicht vertiefen."

Offensichtlich Peinliches ist im Prüfungsbericht des Landesrechnungshofs auf 241 Seiten ausgebreitet. Da steht beispielsweise, daß beim Lala

- Angehörige des höheren Dienstes „nach wie vor" mit ihrer Besoldung „nicht entsprechenden Tätigkeiten betraut sind"; nahezu jeder zweite ist entbehrlich;
- manche Abteilung völlig überflüssig, fast alle überbesetzt sind; so könne das Personaldezernat statt mit vierzehn Kräften durchaus mit der Hälfte auskommen, „ohne daß damit eine Überbelastung eintritt";
- bei den sieben Dezernaten für Tierzucht und Tierhaltung die „hohe Reisetätigkeit ... besonders auffallend" ist. Bei manchen Beschäftigten seien Fahrten über Land während 70 Prozent der Dienstzeit „und mehr die Regel".

Besonders hartnäckig setzten sich die Fahnder auf die Fährte des Dezernenten für Pferdezucht. Der frühere Kavallerist, jetzt mit rund 3800 Mark monatlich im Sold, hat laut Rechnungshof-Report im Jahr etwa 200 Hengste „zu kören" — prüfen, ob sie der Stuten würdig sind. Das nehme allenfalls „15 v. H. seiner Arbeitszeit in Anspruch". Dazu laste ihn zu einem Drittel die „Zusammenarbeit mit dem hessischen Landesgestüt bezüglich des Einsatzes der Landbeschäler" aus. Was bleibt an Zeit, etwa die Hälfte seiner Dienststunden, widme der Dezernent, so rügten die Prüfer, dem „Verband hessischer Pferdezüchter" — ein privater Verein.

Und bei der Körung assistiert ihm gar noch eine Sachbearbeiterin, die damit, so der Bericht, „jährlich höchstens drei Wochen" befaßt sei. Während der restlichen Dienstzeit führe die Dame ein „schwerlich zu kontrollierendes Eigendasein" — vornehmlich als „Geschäftsführerin des Verbandes der Ponyzüchter Hessens".

Daß nicht jeder ausgelastet ist, wer beim Lala dem Lande dient, streitet das Kasseler Amt nicht ab. Ernst Wilke, Leiter der Dezernatsgruppe Verwaltung und Recht, nennt den Grund: „Wir schleppen ein Sozialpaket mit."

Die Bürde trägt die Behörde, seit vor fünf Jahren die beiden Landwirtschaftskammern in Hessen im danach unter staatlicher Hoheit stehenden Landesamt aufgingen. Damals besetzte das Amt, so erinnert sich Wilke, „aus Fürsorgepflicht manchen Posten doppelt": Was sollte man „mit den Menschen machen?"

Schon vorher hatte einer einen menschlichen Akt vollzogen. In den fünfziger Jahren brachte der damalige Landwirtschaftsminister Gustav Hakker (GDP/BHE), wie Wilke weiß, „die vertriebenen Landwirte aus dem Osten in den Kammern unter".

Daß daran noch heute die Behörde schwer zu tragen habe, zieht beim Rechnungshof im Zuge der Sparwelle im öffentlichen Dienst nicht mehr. Hinweis vom Hof: Personalabbau durch Versetzungen in den Kultusbereich als Fachlehrer. Die Kontrolleure offerierten aber auch eine Radikalkur: Einstellungsstopp und warten auf die „natürlichen Abgänge". ◆

Deckhengst
Der Stuten würdig?

„Diese Regierung muß ausgereizt werden"

DGB-Vorsitzender Heinz-Oskar Vetter über Lohnpolitik, Konjunkturprogramm und Mitbestimmung

SPIEGEL: Herr Vetter, die Bundesrepublik steuert auf einen Winter mit 1,5 Millionen Arbeitslosen zu. Was ist falsch gemacht worden in diesem Jahr?

VETTER: Die Bremspolitik hätte früher aufgegeben werden müssen. Man sah doch seit Beginn des Jahres 1973, wie die Konjunktur langsam abflachte und wie die Bundesregierung mit ihrer hartnäckigen Stabilitätspolitik zwar die Inflation einfing, aber langsam Arbeitslosigkeit erzeugte. Vor allem die Bundesbank hat uns mit hohem Zins und knappem Geld so weit heruntergebremst, daß wir das über Jahre hinweg nicht mehr aufholen können. Der Sockel der Arbeitslosigkeit, der heute fast unveränderbar vor uns liegt, ist in dieser Zeit entstanden.

SPIEGEL: Bundeskanzler Schmidt nennt als Hauptgrund der weltweiten Konjunkturschwäche die Investitionsunlust der Unternehmer. Die Schutzgemeinschaft der Sparer hat dieser Tage vorgerechnet, daß die für Investitionen verfügbaren, nicht verteilten Unternehmergewinne auf vier Milliarden Mark im letzten Jahr geschrumpft sind. Hauptursache sei der steile Anstieg der Lohnkosten. Die Schutzgemeinschaft empfiehlt deshalb eine Lohnpause.

VETTER: Das ist immer die einzige Variante, die manchen Leuten einfällt. Wenn jetzt von Lohnpause gesprochen wird, obwohl die Inflation nicht gebannt ist, würde das ganz klar einen Einbruch des Lebensstandards der Arbeitnehmerschaft bedeuten. Wir sind nicht bereit, das zuzulassen.

SPIEGEL: Wären Sie denn zufrieden, wenn die Arbeitnehmer vorübergehend auf Lohnzuwächse verzichteten und nur einen Ausgleich für die Geldentwertung bekämen?

VETTER: Ich wäre nicht bange, dies den autonomen Einzelgewerkschaften vorzuschlagen, wenn das in ein größeres Konzept einer allgemeinen Bereitwilligkeit hineinpassen würde, den Preisauftrieb zu bremsen und wieder mehr zu investieren. Da muß aber die Wirtschaft mitmachen, ob freiwillig oder durch geeignete Interventionen.

SPIEGEL: Lohnpause gegen Preisstopp und Investitionsverpflichtung?

VETTER: Das wäre nur das alte Schema. Meine Vorstellung geht weiter. Wir müssen versuchen, daß sich Arbeitgeber, Unternehmer, Politiker und Gewerkschaften zusammensetzen, um an Stelle von Hoffnungslosigkeit und Schwarzmalerei durch einen Konsensus aller Beteiligten die psychologische Voraussetzung für den Aufschwung zu schaffen. Der Bundeskanzler wäre der Mann, der das in die Wege leiten könnte.

Gewerkschafter Vetter: „Wofür verdienen wir denn Geld?"

SPIEGEL: Wann sollte diese Superkonferenz stattfinden?

VETTER: Die müßte zu dem Zeitpunkt kommen, an dem gerade noch die Chance besteht, die Bevölkerung und die Politiker neu zu motivieren. Das wäre unmittelbar nach der Urlaubszeit, Ende August/Anfang September.

SPIEGEL: Weiß der Kanzler schon von Ihren Plänen?

VETTER: Helmut Schmidt ist vorbereitet. Am 2. September werden Bundesvorstand und Bundesausschuß, die höchsten Gremien des DGB zwischen den Gewerkschaftskongressen, mit dem Kanzler diskutieren.

SPIEGEL: Gab's das schon mal?

VETTER: Das hat es in der Geschichte des DGB noch nicht gegeben, daß ein Kanzler vor diesen Gremien die Auffassung seiner Regierung vorträgt.

SPIEGEL: Ein Aufschwungspakt, wie er Ihnen vorschwebt, könnte daran scheitern, daß jeder der Beteiligten zunächst auf die Vorleistung der anderen wartet.

VETTER: Dieses Gespräch ist schon ein Teil unserer Vorleistungen. Dazu zählt vor allem, daß der DGB-Vorsitzende in seiner richtig verstandenen Verantwortung seinen in der Lohnpolitik souveränen Kollegen in den Einzelgewerkschaften empfiehlt, unter den genannten Bedingungen auf Reallohnsteigerungen vorübergehend zu verzichten.

SPIEGEL: Was verlangen Sie konkret von den Unternehmern?

VETTER: Vor allem sollten sie in der jetzigen Zeit einmal davon absehen, unbedingt die Rentabilität ihrer Unternehmen dadurch zu steigern, daß sie die Arbeitsplätze wegrationalisieren. Das sollte man besser in Zeiten eines konjunkturellen Aufschwungs erledigen. Leider ist es ja heute so, daß die von der Bundesregierung gegebenen Investitionsspritzen zu einem großen Teil zur Erhöhung der Unternehmensrentabilität verwendet worden sind. Da werden pausenlos Arbeitsplätze freigemacht, die einfach nicht wieder ersetzt werden können und die dann irgendwo neu geschaffen werden müssen.

SPIEGEL: Nennen Sie auch „wegrationalisieren", wenn eine Firma zumacht?

VETTER: Nein. Wenn eine Firma schließt, dann ist das einfach das Ende. Was ich meine, wird sich zeigen, wenn die Konjunktur wieder zum Rennen kommt. Dann werden wir noch mal erleben, was von dieser Industrie wieder herausgepumpt werden kann auf Grund der größeren Produktivität, die in der Flaute geschaffen worden ist.

SPIEGEL: Bisher hat es noch nie funktioniert, wenn die Unternehmensverbände ihre Mitgliedsfirmen zur Rücksichtnahme bei der Rationalisierung und zur Preisdisziplin aufriefen.

VETTER: Bisher haben die Verbände dies ja noch nicht einmal verbal versucht. Es wäre schon eine großartige Angelegenheit, wenn Herr Sohl für den Bundesverband der Industrie und Herr Schleyer für die Arbeitgeber und vielleicht noch Herr Wolff von Amerongen für den Industrie- und Handelstag erklären würden, daß sie bereit sind, synchron mit den Gewerkschaften die Volkswirtschaft aus der Flaute herauszureißen.

SPIEGEL: Das wäre doch auch nur eine Verbalkur.

VETTER: Vielleicht ist das die Ausgangsbasis für ein Anwerfen der Konjunktur, für die Zurückgewinnung des Vertrauens. Wenn die Exponenten der Politik und der Wirtschaft zu einem gewissen Zusammenspiel kommen, dann kann es sein, daß der Verbraucher, der ja zur Zeit anständig auf die hohe Kante legt, nun den Markt mal wieder angeht. Es wird soviel vom Sparen und so wenig vom sinnvollen Geldausgeben gesprochen. Wofür verdienen wir denn Geld?

SPIEGEL: Die Leute haben Angst, daß sie arbeitslos werden.

VETTER: Gerade das wollen wir ja abbauen, daß die Angst vor der Arbeitslosigkeit schädlicher wird als die Arbeitslosigkeit selbst. Wenn da psychologisch nichts geschieht, dann geht die Stimmung immer mehr den Orkus hinunter.

SPIEGEL: Der DGB-Vorsitzende Vetter empfiehlt also: Kollegen, löst die Spar-Konten auf!

VETTER: Ich würde das bestimmt etwas geschickter formulieren. Aber es ist schon so, wenn wir unseren Mitgliedern ein glaubwürdiges wirtschaftspolitisches Verhalten demonstrieren, dann können wir auch erwarten, daß sie das in ihrem Bereich nachvollziehen. Das ist eine Frage unserer eigenen Glaubwürdigkeit.

SPIEGEL: Setzen Sie Ihre Glaubwürdigkeit nicht vielmehr dadurch aufs Spiel, daß Sie einerseits — wie kürzlich in Brüssel — androhen, die Arbeitnehmer auf den Straßen für eine massive Ankurbelung der Wirtschaft demonstrieren zu lassen, andererseits aber auf die psychologische Wirkung eines Aufschwungspakts mit den Unternehmern vertrauen?

VETTER: Die psychologische Klimaverbesserung ist ja nur ein Teil des Konzepts. Der andere Teil besteht aus harten Forderungen an die Regierung.

SPIEGEL: Was fordern Sie?

VETTER: Es kann nicht wieder ein Investitionsanstoß der privaten Wirtschaft nach altem Muster sein. Jetzt muß die öffentliche Hand selber initiieren und auch den Mut aufbringen, sich höher zu verschulden. Für öffentliche Investitionen bietet sich die Bauwirtschaft an.

SPIEGEL: Was soll denn da noch gebaut werden?

VETTER: Unter anderem Anlagen zur Verbesserung der öffentlichen Infrastruktur. Eisenbahn und Post gehören auch dazu. Das müssen arbeitsintensive und materialintensive Dinge sein, die aber in ihrer Wartung und in ihren weiteren Kosten im Rahmen bleiben.

SPIEGEL: An welche Größenordnung denken Sie?

VETTER: Ich weiß nur eins: Es muß bald sein, und es muß genug sein. Ich persönlich kann nach oben gar keine Grenze finden. Mir scheint, daß die Wirkung erst in der Größenordnung ab sechs Milliarden einsetzt. Im übrigen haben wir am 9. Juli erneut der Bundesregierung ein Neunpunkte-Programm überreicht.

Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt

„Wollen wir noch einmal spritzen, mal richtig reinschlagen?"

SPIEGEL: Ist es nicht zu spät?

VETTER: Das ist die Kernfrage. Deshalb fordern wir ja die Bundesregierung auf, noch jetzt, zum Ende dieses Monats, die Dinge zumindest in Gang zu setzen, spätestens aber im Laufe des August.

SPIEGEL: Der Bundeskanzler und sein Wirtschaftsminister sind aber doch offenbar der Meinung, alles werde wieder gut, wenn die Konjunktur in Amerika wieder anspringt.

VETTER: Sicherlich werden die Amerikaner einen Aufschwung bekommen, aber zunächst wird das ein amerikanischer sein und dann erst — wenn überhaupt — ein europäischer. Und wir warten tief unten im Loch auf das Heil von drüben.

SPIEGEL: Müßten die Gewerkschaften nicht jetzt mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Macht zu erreichen suchen, daß alles das, was sie seit Jahren fordern — öffentliche Investitionslenkung und paritätische Mitbestimmung in den Großunternehmen — verwirklicht wird, um solche Krisen zu verhindern?

VETTER: Wir wissen, daß wir, wollten wir jetzt eine Forderung wie die Investitionslenkung durchsetzen, die Krise nur verschlimmern würden. Wir müssen heute noch einmal mit den alten Mitteln davonkommen, um dann nie wieder, nie wieder in so was hineinzurutschen. Wir möchten nicht in der Not gezwungen werden, dies oder jenes zu tun. Wir möchten unsere Ziele in einer halbwegs funktionierenden Wirtschaft, in einer einigermaßen vernünftigen Konjunktur verwirklichen.

SPIEGEL: Sind Sie eigentlich wie Ihr Kollege Eugen Loderer von der IG Metall der Meinung, daß die Unternehmer aus Ärger über Reformvorhaben dieser Koalition nicht mehr investieren?

VETTER: Ganz bestimmt. Denen liegt eine ganze Latte quer im Magen.

SPIEGEL: Sind Ihnen konkrete Fälle bekannt?

VETTER: Sie wären ja dumm, wenn sie das offen sagten. Aber man kann davon ausgehen, daß auch die Unternehmer politisch handelnde Menschen sind. Und wenn sie Sorge haben, daß das System sich zu weit verändert und sie in der Zukunft geklemmt werden könnten, dann werden sie das zu verhindern suchen.

SPIEGEL: Aber klemmen muß sein?

VETTER: Ich glaube ja. Die Arbeitnehmerschaft ist nur soweit vorwärtsgekommen, weil sie ein Jahrhundert lang die Unternehmer dazu getrieben hat.

SPIEGEL: Nicht zuletzt Kanzler Schmidt möchte diese Verklemmung lösen, indem er möglichst auf alle Reformen verzichtet.

VETTER: Natürlich erschwert die schlechte Wirtschaftslage eine griffige

Sozialpartner Schleyer, Sohl, Vetter
„Schon eine großartige Angelegenheit"

Reformpolitik. Doch jede Bundesregierung bereitet der Opposition den Boden, wenn es ihr nicht gelingt, die Politik durchzusetzen, die sie versprochen hat. Eine solche Regierung muß Konsequenzen ziehen.

SPIEGEL: Heißt das, der Kanzler solle zurücktreten, wenn die Arbeitslosigkeit anhält und die Reformen nicht laufen?

VETTER: Nein, ich kann mir keine Koalitionsregierung von Freien Demokraten und erst recht nicht von Sozialdemokraten vorstellen, die Abschied nehmen muß von allen ihren Zielen und nur noch ums nackte Regieren kämpft — das würde ich einer solchen Regierung für nicht würdig halten. Wenn's dieser Regierung nicht gelingt, mit all den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln die Wirtschaft wieder flottzumachen, dann wäre die Frage nach der Existenz dieser Regierung gestellt.

SPIEGEL: Ist Ihnen eine CDU-Regierung in einer solchen Situation nicht bequemer? Da könnten die Gewerkschaften doch wieder richtig draufschlagen, ohne Rücksicht auf politische Freunde.

VETTER: Auf diesen Dampfer hüpfe ich Ihnen nicht. Da müssen wir die Frage stellen, ob wir mit dieser Regierung besser zurechtkommen oder mit einer möglichen anderen. Solange sich die Opposition damit zufriedengibt, uns so ein Lazarettprogramm zu bringen, das sie die „Neue Soziale Frage" nennt, solange ist das für uns kein Partner. Nein, nein: Diese Regierung muß bis ins letzte ausgereizt werden. Und das wird schon griffiger werden in den nächsten Wochen und Monaten, davon bin ich überzeugt. Die muß nochmal ganz hoch auflaufen. Und daß sie den Saft dazu hat, wird sich hoffentlich zeigen.

SPIEGEL: Was muß griffiger werden?

VETTER: Die Regierung muß Reformen wie Mitbestimmung und berufliche Bildung, die kein Geld kosten, durchbringen. Zum richtigen Zeitpunkt werden wir in einer großen Demonstration deutlich machen, daß es nicht nur die Funktionäre sind, die diese Reformen haben wollen. Wir werden unsere Meinung schon deutlich machen. Dann sagen wir, was wir von dieser Regierung und von diesem Parlament noch erwarten.

SPIEGEL: Gerade bei der Mitbestimmung zeigt sich doch, daß sich sogar schon der Kanzler Gedanken darüber macht, wieweit Unternehmer-Seelen damit belastet werden dürfen.

VETTER: Nun ja, der Bundeskanzler muß die gesamte Gesellschaft durch die Klippen steuern. Aber er muß auch mal erkennen, wann die Haltelinie für ihn erreicht ist. Das wird er bald sehen.

SPIEGEL: Kann die sozialliberale Koalition angesichts der Wirtschafts- und der Reformkrise noch die Wahl 1976 überhaupt gewinnen?

VETTER: Wenn eine Million Arbeitslose in der Mitte des nächsten Jahres genauso aussichtslos dastehen wie heute, die Reformpolitik scheitert und damit die Ansprüche der Arbeitnehmer an diese Gesellschaft einfach hintangestellt werden, dann gebe ich dieser Koalition kaum eine Wahlchance.

SPIEGEL: Wo stehen die Gewerkschaften im Wahlkampf 1976?

VETTER: Wo wir da stehen werden, werden wir nicht mehr wie früher unmittelbar vor den Wahlen verkünden, sondern wir werden bereits in diesem Jahr sagen, was wir erwarten.

SPIEGEL: Werden Sie dann auch die Frage aufwerfen, die sich Finanzminister Apel spätestens im nächsten Jahr stellen muß: entweder Abbau von Leistungen für große Bevölkerungsgruppen oder aber Steuererhöhungen?

VETTER: Das muß er uns erst einmal an der Schiefertafel genau aufrechnen, warum das und jenes nicht finanziert werden kann. Das muß für jeden Bürger und jeden Gewerkschafter klar erkennbar sein. Das kann keine Milchmädchenrechnung sein. Sonst wird mancher glauben, das Pferd hätte ihn wieder getreten.

SPIEGEL: Sie fordern Reformen, soweit sie nichts kosten. Wenn aber die SPD, wie in diesen Tagen, mit Vorschlägen kommt, die sogar Geld einsparen, dann nennt der DGB das „kleinkariert und politisch unanständig". Müßten sich die Gewerkschaften nicht voll hinter eine Partei stellen, die, um das Thema „soziale Demontage" von den Arbeitnehmern wegzubringen, Privilegien von Beamten und Landwirten abbauen will?

VETTER: Nein, nein. Für uns sind Beamte auch Arbeitnehmer. Mängel im öffentlichen Dienst haben wir insgesamt zu verantworten. Reformvorschläge der Gewerkschaften liegen den Bundesregierungen seit langem vor.

SPIEGEL: Wollen Sie die Beamten schützen?

VETTER: Nein. Ich will nur verhindern, daß mit unausgereiften Plänen einseitig gegen eine Gruppe vorgegangen wird, nur weil es zur Zeit wieder einmal modern ist, auf den öffentlichen Dienst zu schimpfen.

SPIEGEL: Haben Sie vielleicht Angst davor, daß nach den Beamten auch die nicht selten privilegierten Gewerkschaftsfunktionäre unter Beschuß geraten könnten?

VETTER: Ich habe gar keine Angst, daß aus dem Angriff gegen den sogenannten Beamtenstaat ein Angriff auf die Funktionäre werden könnte, deren sogenannte Privilegien höchstens darin bestehen, daß sie bis heute unter anderem keine Vierzigstundenwoche kennen. Vielleicht haben wir die psychologischen Wirkungen der Kampagne, die gegen den Popanz des Gewerkschaftsstaates inszeniert wurde, nicht ernstgenug genommen. Aber das wird sich ändern!

SPIEGEL: Herr Vetter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

„100 verdienen, 50 stehen draußen"

SPIEGEL-Interview mit Hamburgs Bürgermeister Klose über Arbeitslosigkeit

SPIEGEL: Herr Bürgermeister Klose, Sie haben vorgeschlagen, daß in Zukunft Arbeiter und Angestellte weniger arbeiten, aber auch weniger verdienen sollen, damit die Arbeitslosigkeit in Deutschland nicht noch weiter wachsen wird. Warum erschrecken Sie diejenigen, die gegenwärtig noch einen Arbeitsplatz haben, mit der Aussicht auf künftige Einkommenseinbußen?

KLOSE: Ich bin gar nicht so sicher, ob ich die Arbeitnehmer wirklich erschrecke. Ich habe lediglich laut über das Problem nachgedacht, ob wir uns nicht in Zukunft einstellen haben auf eine Veränderung unseres Zeitbudgets. Wir sind ohnehin auf dem Wege zu einer Freizeitgesellschaft. Es werden immer mehr Arbeiten automatisiert, rationalisiert — im produzierenden Bereich ist das ganz deutlich, im Dienstleistungsbereich sind wir erst am Anfang, aber es kommt. Ich bin ganz sicher, daß wir dort eine Menge Arbeitsplätze verlieren werden. Ich gehe dabei nicht davon aus, daß wir keine Wachstumsraten mehr haben werden. Wir werden ein reduziertes, aber immer

noch ein Wirtschaftswachstum haben. Nur wird dies nicht ausreichen, um eine Arbeitsplatzlücke zu vermeiden.

SPIEGEL: Nach Prognosen eines Instituts der Bundesanstalt für Arbeit werden mittel- und langfristig — also bis 1980 und später — noch genügend Arbeitsplätze vorhanden sein.

KLOSE: Unsere Prognosen beziehen sich zwar in erster Linie auf die Region Hamburg. Aber auch bundesweit werden wir ein Arbeitsplatzproblem haben. Wir haben sehr starke Schülerjahrgänge, die ins Erwerbsleben hineinwachsen.

SPIEGEL: Gehen wir einmal davon aus, daß Ihre Prognosen stimmen. Wie stellen Sie sich die Realisierung Ihres Vorschlags in der Praxis vor? Arbeitgeber und Gewerkschaften lehnen ihn jedenfalls ab.

KLOSE: Natürlich werden die Gewerkschaften übereinstimmend dagegen sein, daß eine Arbeitszeitverkürzung stattfindet ohne vollen Lohn- und Gehaltsausgleich. Aber es sind ja mehrere Etappen denkbar. Ich halte es jedenfalls zumindest theoretisch für überlegenswert, ob ich nicht etwa den 107 000 Beschäftigten im öffentlichen Dienst in Hamburg sage: Gehaltserhöhungen in diesem Jahr sind nur beschränkt oder gar nicht drin. Das hätte konkret für Hamburg folgende Auswirkungen: Ich würde bei Fortfall einer — in der Vergangenheit stets unrealistisch niedrig angenommenen — Gehaltssteigerung von 5,5 Prozent in einem Jahr ungefähr 100 Millionen Mark sparen.

SPIEGEL: Was würden Sie damit machen?

KLOSE: Mit den 100 Millionen Mark könnte ich mindestens das Problem der Lehrer-Arbeitslosigkeit in Hamburg lösen. Ich könnte mehr Polizeibeamte, mehr Feuerwehrleute einstellen. Ich verbessere doch damit das Dienstleistungsangebot, und ich löse partiell das Arbeitsplatzproblem.

SPIEGEL: Können Sie sich wirklich vorstellen, daß im öffentlichen Dienst mal eine Nullrunde eingelegt wird, während die Arbeitnehmer in der Privatwirtschaft zumindest den üblichen Inflationsausgleich erhalten? Sie können sich doch nicht nur einen Sektor herauspicken, wenn Sie die Forderung nach kürzerer Arbeitszeit bei niedrigerem Realeinkommen erheben.

KLOSE: Warum soll ich nicht zunächst einen Sektor herausgreifen? Ich denke sogar darüber nach, ob die Arbeitszeit regional unterschiedlich verkürzt werden kann.

SPIEGEL: Fürchten Sie nicht, daß bei einer allgemeinen Herabsetzung der Wochenarbeitszeit um 2,5 Stunden, wie Ihr Sozialsenator Weiß es kürzlich vorschlug, die Unternehmer nur herausgefordert werden, durch Rationalisierungen und Verschärfung des Arbeitstempos den Verlust an Arbeitszeit wieder auszugleichen? Die Folge wären dann Produktivitätsgewinne für die Unternehmer, aber keine zusätzliche Nachfrage nach Arbeitskräften.

KLOSE: Ja, das sehe ich auch. Es besteht in der Tat eine ganz große Gefahr, daß es zu diesem Ergebnis kommt. Aber es gibt doch keine Alternative. Denn rationalisiert wird auf jeden Fall — und bei Arbeitszeitverkürzung werden vielleicht nur fünf Prozent entlassen, wenn sonst zehn Prozent entlassen worden wären.

Bürgermeister Klose
„Die Experten müssen nachdenken"

SPIEGEL: Arbeitszeitverkürzungen standen doch oft nur in den Tarifverträgen. Die effektive Arbeitszeit betrug bis zum gegenwärtigen Konjunktureinbruch im Schnitt über 43 Stunden bei einer Tarif-Arbeitszeit von 40 Stunden. Viele Arbeitnehmer konnten ihren gegenwärtigen Lebensstandard nur durch diese Überstunden erreichen.

KLOSE: Für einzelne Bereiche trifft das zu, ich sehe das zum Beispiel im Hafenbereich. Nur schreckt mich dies nicht besonders, weil es in diesem Bereich auch weiterhin Überstunden geben wird. In einzelnen Bereichen wird das immer so sein. Dagegen wende ich mich auch gar nicht.

SPIEGEL: Bei Kürzung der Arbeitszeit ohne Lohnausgleich werden die Arbeiter doch alles daransetzen, möglichst viele Überstunden zu machen, um ihren Lebensstandard zu verteidigen. Und die Unternehmer sind keineswegs daran interessiert, diese Überstunden durch Einstellung zusätzlicher Arbeitskräfte zu verhindern.

KLOSE: Das ist richtig, aber es gibt schon heute staatliche Instrumentarien, um die Zahl der Überstunden zu beschränken. Wenn Sie eine bestimmte Zahl überschreiten, brauchen Sie hier in Hamburg die Genehmigung der Arbeits- und Sozialbehörde. Und mein Punkt ist: Es kann auf die Dauer nicht vernünftig sein, daß 100 Leute 150 Prozent der Arbeit machen und 50 Leute dafür auf der Straße stehen. Das ist unvernünftig. Ich wäre sehr dafür, daß die Gewerkschaften ganz schnell anfangen, über diesen Punkt nachzudenken, denn die können auch nicht damit leben, daß 100 Leute in Brot und Arbeit sind und gut verdienen, und 50 Leute stehen draußen und verdienen nichts.

SPIEGEL: Nun ist die Arbeitslosigkeit vor allem in strukturschwachen Branchen besonders stark. Was nützt es einem arbeitslosen Bauarbeiter, wenn Bankangestellte oder Verwaltungsbeamte nur noch 37,5 Stunden pro Woche arbeiten und so ein Mangel an Bankangestellten oder Verwaltungsbeamten entsteht?

KLOSE: Das dürfen Sie doch nicht so statisch sehen. Da sitzt doch nicht ein Mann, der ist Bauarbeiter und bleibt nun sein Leben lang Bauarbeiter.

SPIEGEL: Er wird jedenfalls nicht Lehrer oder Bankkaufmann.

KLOSE: Das ist richtig. Aber wenn ich die Arbeitszeit nicht verkürze, habe ich zur Zeit doch gar nichts anzubieten. Zur Zeit werden Umschulungsmaßnahmen für Berufe durchgeführt, von denen ich weiß, daß dort auch keine Arbeit vorhanden ist. Diese armen Kerle stehen heute doch völlig perspektivlos da, weil weder die Wirtschaft noch der öffentliche Dienst ihnen eine Aufnahmemöglichkeit anbietet.

SPIEGEL: Wenn man sich schon mit dem Gedanken an weniger Arbeit und weniger Geld anfreunden muß, wäre es dann nicht eher durchsetzbar, die gesetzliche Altersgrenze für die Sozialversicherung zu senken?

KLOSE: Völlig richtig, das muß man machen. Man wird auch über die Urlaubsregelung nachdenken müssen, man wird über die ganze Frage der Teilzeitbeschäftigung nachdenken müssen. Das müssen jetzt die Experten machen. Die Experten müssen einen Anstoß kriegen, um auch über solche Fragen nachzudenken. ◆

TEMPOSTOPP

Ausweichen, abwarten

Die Unfallforscher der Bundesanstalt für Straßenwesen in Köln empfehlen dem Verkehrsminister, das Tempo auf Landstraßen weiter zu drosseln.

Deutsche Autofahrer sind wieder, was sie bis zur Ölkrise der Jahreswende 1973/74 waren: so schnell und so aggressiv wie eh und je.

Im Juni registrierten die staatlichen Punktesammler beim Kraftfahrt-Bundesamt in Flensburg mit 7535 gerichtlichen Bußgeldentscheidungen einen neuen absoluten Rekord und doppelt soviel von der Obrigkeit geahndete Verkehrssünden wie im Juni 1974. Beim Verband der Haftpflichtversicherungen (HUK) gingen bis Ende Juni acht Prozent mehr Schadensmeldungen ein als in den ersten sechs Monaten des Vorjahres. Zwischen Januar und April starben 409 Menschen mehr auf deutschen Straßen als in den ersten vier Monaten 1974. Die Zahl der Verletzten nahm im gleichen Zeitabschnitt um 5375 zu.

Der Schock der stillen Zeit mit Tempolimit, Sonntagsfahrverboten und Benzinknappheit ist, wie es scheint, endgültig verwunden. „Der Terror hat wieder voll eingesetzt", urteilt die Kölner Bundesanstalt für Straßenwesen.

Nicht alle freilich wollen dies wahrhaben. „Die Autofahrer sind besonnener und sicherheitsbewußter geworden", verkündete Verkehrsminister Kurt Gscheidle noch Mitte Juni vor der Deutschen Verkehrswacht. Und der Deutsche Verkehrssicherheitsrat (DVR), zu dessen Mitgliedern die Automobilindustrie und die Autoklubs zählen, ist noch immer „nicht der Meinung, daß die guten Sitten vorbei sind".

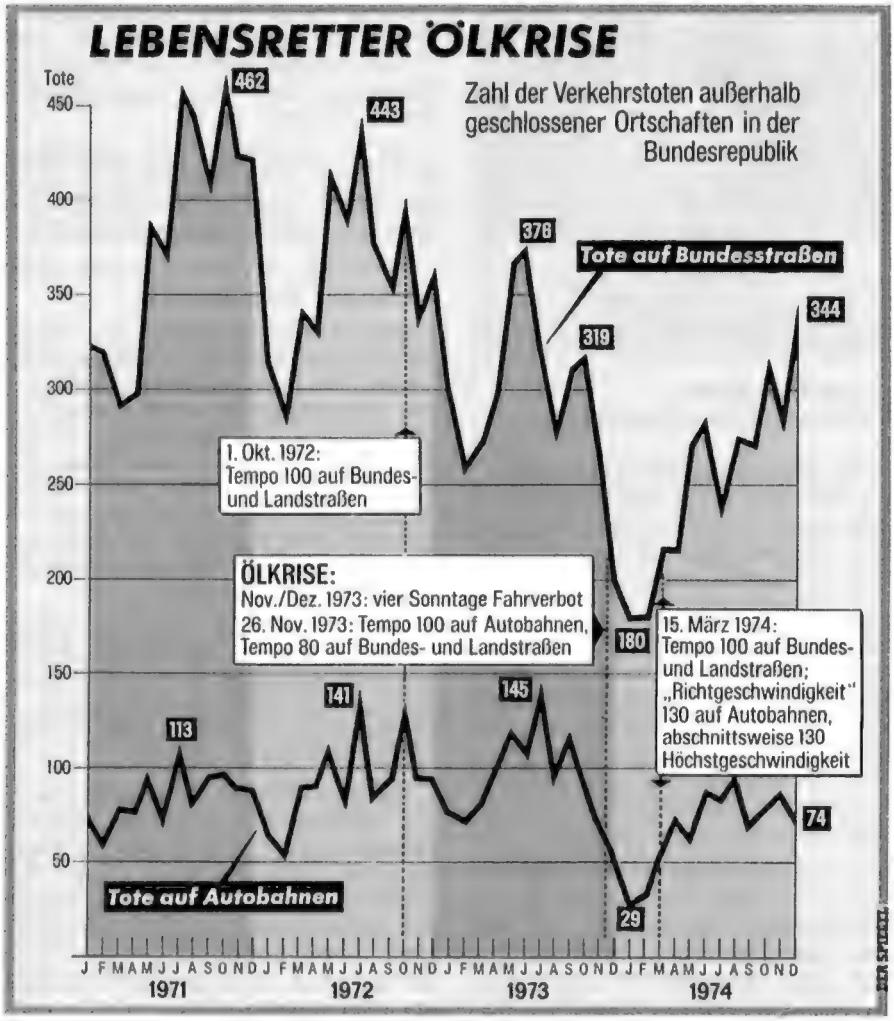
Verkehrsminister Gscheidle, dem die Kölner Bundesanstalt untersteht, müßte es besser wissen. Doch noch steckt der Minister lieber den Kopf in den Sand. Allzugut erinnert er sich an das Schicksal seines glücklosen Vorgängers Lauritz Lauritzen: Nach wochenlanger erbitterter Diskussion um Pro und Kontra einer Geschwindigkeitsbeschränkung auf Autobahnen hatte die CDU/CSU im Frühjahr 1974 im Bundesrat eine als unverbindliche Richtgeschwindigkeit (130 Stundenkilometer) deklarierte Tempofreigabe durchgesetzt und Lauritzen, engagierter Verfechter einer Geschwindigkeitsbegrenzung, aus dem Amt getrieben.

Kollision auf der Landstraße: „Freie Bürger

In der Bundesrepublik darf seither als einzigem Land Westeuropas auf Autobahnen — mit Ausnahme von fünf Versuchsstrecken — beliebig schnell gefahren werden. Bonn setzte sich damit über die Empfehlungen der europäischen Verkehrsminister hinweg, die Beschränkungen auf 110 bis 130 Stundenkilometer gefordert und in ihren Ländern auch eingeführt hatten. Verkehrsminister Gscheidle hingegen vereinbarte mit dem Allgemeinen Deutschen Automobil-Club (ADAC), die Regierung werde erst Ende 1977, wenn der Großversuch mit Richtgeschwindigkeiten abgeschlossen ist, erneut über ein Limit nachdenken.

Schon jetzt allerdings zeichnet sich ab, daß der Versuch zu scheitern droht. Radarmessungen auf einigen Autobahnen ergaben in diesem Sommer, daß jedes fünfte Auto schneller als die empfohlenen 130 fuhr. Seit dem Ende des Tempostopps während der Ölkrise am 15. März 1974 nähert sich die Todesziffer unaufhaltsam den alten Spitzenwerten (siehe Graphik). Allein in Nordrhein-Westfalen starben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres 18,7 Prozent mehr Menschen auf den Autobahnen als im ersten Halbjahr 1974, in Hessen kletterte die Zahl sogar um 90 Prozent.

Auf dem hessischen Teil der Rhön-Autobahn Hattenbach — Würzburg blieb die Zahl der Todesopfer und der Unfälle dagegen konstant: Auf diesem 60 Kilometer langen Abschnitt gilt seit letztem Sommer Tempo 130. Noch besser sind die Erfahrungen auf den anderen Teststrecken mit Geschwindigkeitsbegrenzung: Zwischen Baden-Baden und Ettenheim ermittelte der ADAC einen Rückgang der Unfallziffern. Auf der niedersächsischen Strecke zwischen Hamburg und Kassel sank die Zahl der tödlichen Unfälle zwischen September 1974 und Mai 1975 um 22 Prozent, die der Verletzten um 15 Prozent gegenüber 1973/74. Die Gesamtzahl der Unfälle auf dem limitierten Abschnitt sank zudem um 11,3 Prozent, während



fordern freie Fahrt"

sie auf allen anderen niedersächsischen Autobahnstrecken um fast 20 Prozent nach oben ging.

In einem vertraulichen Schriftsatz räumt Gscheidle denn auch ein, daß „sich gerade für die jüngste Zeit bedauerlicherweise ein besorgniserregender Anstieg des Trends beobachten läßt, der wohl kaum eine günstige Beurteilung des Unfallgeschehens auf den Autobahnen zuläßt". Die Zahl der Opfer auf Bundes- und Landstraßen, auf denen seit dem 1. Oktober 1972 ein bis zum 31. Dezember dieses Jahres befristetes Tempolimit von 100 Stundenkilometern gilt, stelle sich — so das Minister-Papier — „erheblich günstiger dar".

Doch den Unfallforschern der Bundesanstalt für Straßenwesen, die soeben ihren bisher noch streng vertraulichen Erfahrungsbericht über die Auswirkungen des Tempostopps auf Landstraßen fertiggestellt haben, ist auch dieses Ergebnis noch zu düster. Die mehr als 300 Seiten starke Expertise, die Auftraggeber Gscheidle erst im August offiziell überreicht wird, kommt zu dem Schluß, daß sich einerseits die Geschwindigkeitsbegrenzung auf zweispurigen Landstraßen vollauf bewährt habe, andererseits aber auf vielen unfallträchtigen Provinz-Straßen selbst 100 Stundenkilometer noch zuviel sind.

Dem Verkehrsminister, der im Oktober im Parlament um eine unbefristete Verlängerung der Geschwindigkeitsbegrenzung nachsuchen will, wird von den Verfassern empfohlen, je nach Straßenzustand und Verkehrsdichte noch niedrigere Höchstgeschwindigkeiten zu verhängen. Auf kurvenreichen, unübersichtlichen Straßen sollten höchstens 80, auf anderen gefahrenträchtigen Chausseen maximal 90 Stundenkilometer erlaubt werden.

Die Begründung der Kölner Wissenschaftler für ihren Ratschlag: Die Zahl der Kollisionen, als deren Ursache zu schnelles Fahren ermittelt wurde, habe sich nach Einführung der Geschwindigkeitsbeschränkung auf Landstraßen „überproportional" verringert. Zusätzliche Beschränkungen auf besonders gefährlichen Strecken würden mithin die Unfallzahlen noch weiter herabdrücken.

Trotz dieser statistisch belegten Erkenntnisse steht freilich zu erwarten, daß Gscheidle zumindest bis zur Bundestagswahl 1976 keine Konsequenzen aus dem Erfahrungsbericht der Unfallforscher ziehen wird. Er möchte, zumindest vor der Wahl, der Gefahr einer Kollision mit der PS-Lobby (ADAC-Parole: „Freie Bürger fordern freie Fahrt") ausweichen — durch Abwarten.

Die Kölner Straßenhüter sehen daher eine Chance für ihre Ratschläge nur dann, wenn es zu einer neuen Krise kommt. Sarkastisch empfiehlt einer von ihnen, „den Ölpreis zu erhöhen und das Benzin zu drosseln, damit ein neuer Schock die Autofahrer trifft".

UNFÄLLE

Volles Rohr

Diesmal hat es die Bundesbahn getroffen, wo sie sich bislang sicher wähnte. Auf einer mit moderner Technik ausgerüsteten Strecke gab es eine Zugkollision mit Toten und Verletzten.

Mal — im bayrischen Oberland — machte ein Fachmann bei der deutschen Eisenbahn Zustände wie zu den „Anfängen der Pferdebahn" aus. Mal — in der norddeutschen Tiefebene — wähnten Experten auf den Gleisen alles narrensicher.

Im Süden schien das Geschehen vorprogrammiert: die Strecke eingleisig, Mißverständnisse zwischen Fahrdienstleitern, unzulängliche Anweisungen.

Unfall-Lokführer Schröter*
Wachsamkeitstaste gedrückt

Im Norden wachte die Technik über den Schienenverkehr: übersichtlich präzise und, wie die Bundesbahn meinte, lückenlos sicher.

Doch dann krachte es in Bayern wie in Hamburg. Nahe der Ortschaft Warngau, am 8. Juni, starben 39 Menschen in den Trümmern von zwei Eilzügen, die auf eingleisiger Strecke frontal zusammengestoßen waren; 112 Fahrgäste wurden verletzt — und niemand wunderte sich, daß so etwas auf dem technisch unzureichend gesicherten Abschnitt passiert war.

Als in Hamburg-Harburg am Dienstag vergangener Woche ein Personenzug gegen einen Güterzug prallte und dabei elf Menschen getötet und 35 verletzt wurden, hatte sich ereignet, was sich eigentlich nicht ereignen konnte. Die Strecke war mit der modernen, als technisch perfekt gepriesenen induktiven Zugsicherung (Indusi) ausgerüstet, gleichwohl hatte der Lokführer ein Haltsignal überfahren: Der Personenzug war, trotz automatischer Vollbremsung, nicht mehr rechtzeitig zum Stehen gebracht worden.

Wo Indusi wirkt, das hat sich nun ergeben, waltet gleichwohl nicht Vollkommenheit; auf dem Abschnitt zwischen den Hamburger Bahnhöfen Harburg und Hausbruch ist die Anlage sogar höchst anfällig. Die Schuld an dem Unglück wird voraussichtlich jedoch nicht Fehlern im automatischen Sicherheitssystem zufallen, sondern menschlichem Versagen. Denn letztlich ist die technische Sicherung nochmals durch Vorschriften abgesichert — und gegen die hat Personenzug-Lokführer Ernst Schröter, 50, offenbar verstoßen.

So summiert sich die Zahl der Toten bei Bahnunfällen in diesem Jahr bereits auf 62, und noch ist das Katastrophenjahr 1971 nicht vergessen, als allein bei vier Entgleisungen und Zugkollisionen 102 Menschen ums Leben kamen.

In Hamburg reichten diesmal schon die wenigen Sekunden, die ein Zug braucht, um 150 Meter Schienenweg zurückzulegen, und ein paar Minuten Fahrtverzögerung zu einem schweren Unfall: Nur über knappe 150 Meter Hauptgleis muß der von einer Nebenstrecke kommende Güterzug rollen, bevor er wieder aus dem Gefahrenbereich des Gegenverkehrs gelangt — aber diesmal hatte der Containerzug drei Minuten Verspätung; bei planmäßiger Fahrt hätte er die kritische Strecke schon passiert gehabt, als der Personenzug heranrollte.

Präzise auf der Weiche, die den Güterzug aus dem gefährlichen Abschnitt auf das Nachbargleis geschwenkt hätte, rammten sich, um 17.10 Uhr, die Diesellok des Container-Zuges und die Elektrolokomotive des Nahverkehrszuges NG 6858 frontal und verkeilten sich. Der erste Personenwagen schob sich steil über die E-Lok und zerbrach.

* Auf dem Weg zum Verhör.

der vorderste Container-Waggon stellte sich quer, alle anderen Wagen der beiden Züge blieben im Gleis.

Was Lokführer Schröter in den kritischen Momenten noch tun konnte, um den Zusammenprall seines Sechs-Wagen-Zuges mit dem 27 Waggon langen Güterzug zu verhindern oder wenigstens zu mildern, blieb bis Ende letzter Woche offen. Sicherheit besteht indes schon darüber, wie schnell der NG 6858 gefahren ist: Die Auswertung des Fahrtenschreibers durch die Polizei ergab eine Geschwindigkeit von 80 Kilometern in der Stunde — in diesem Tempo passierte der Zug Hauptsignal und Indusi-Kontakt, der die automatische Vollbremsung des Zuges auslöste. Dies ist letzte Station in einem Sicherheitssystem, das — zumindest in seinem theoretischen Aufbau — tatsächlich die perfekte Absicherung eines Schienenstrangs zu bieten scheint. Erstmals greift Indusi ein, wenn ein Vorsignal nicht beachtet wird, das durch „Warnstellung" auf ein 1000 Meter entferntes, „Halt" anzeigendes Hauptsignal hinweist.

Will der Lokführer das Vorsignal ungehindert passieren, muß er die sogenannte Wachsamkeitstaste drücken und zugleich seine Geschwindigkeit auf ein vorgeschriebenes Maß — im Falle des NG 6858, eines „Schnellfahrenden Reisezuges" (Höchstgeschwindigkeit: 120 km/h), auf Tempo 95 — drosseln. Wird die Taste nicht innerhalb vier Sekunden gedrückt, bringen die Induktionsmagneten den Zug durch Vollbremsung zum Stehen: Prüfung der Aufmerksamkeit. Liegt 20 Sekunden nach Tastendruck die Geschwindigkeit noch immer über dem Limit, wird der Zug sodann zwangsweise gestoppt: Überwachung des Bremsvorganges.

Zwischen 250 und 150 Meter vor dem Hauptsignal erfolgt eine zweite Bremsprüfung. Ein schnellfahrender Reisezug etwa, der dort noch immer mit mehr als Tempo 65 fährt, wird automatisch abgebremst. Überrollt ein Zug dabei noch das Hauptsignal, greift Indusi ein drittes Mal ein und veranlaßt Vollbremsung — dabei ist das gesamte System so ausgelegt, daß jeder Zug unabhängig von Gewicht, Bremsleistung und Witterung innerhalb einer sogenannten Schutzstrecke von 200 Metern hinter dem Hauptsignal zum Stillstand gebracht werden kann.

Hamburger Zugunglück: Mit 80 über den Gefahrenpunkt geschlittert

So eingerichtet, sollte Indusi für alle bei der Eisenbahn vorkommenden Ereignisse ausreichen. Tatsächlich sind auch alle Bundesbahn-Hauptstrecken und die dort rollenden Schienenfahrzeuge mit Indusi ausgerüstet, auf vielen Streckenabschnitten arbeitet das System jedoch nur in zwei Stufen: Die zweite Bremsprüfung entfällt.

Auch auf der Hamburger Unglücksstrecke hat man bislang die zweite Stufe eingespart. Zudem befindet sich dort zwischen Vor- und Hauptsignal eine Haltestelle („Tempowerk"), ein — wie sich letzten Dienstag zeigte — weiterer Schwachpunkt in der Zugsicherung.

Wohl hatte Lokführer Schröter, als er das in Warnstellung stehende Vorsignal passierte, korrekt die Wachsamkeitstaste betätigt, eine Bremskontrolle per Indusi konnte aber nichts ausrichten, weil der NG 6858 auf der nur 200 Meter entfernten Haltestelle Tempowerk ohnehin Station machen und seine Geschwindigkeit bereits weit unter 95 Stundenkilometer drosseln mußte.

Als der vor allem mit heimkehrenden Berufstätigen besetzte Personenzug aus der Station Tempowerk wieder ausfuhr, hatte der Lokführer den vom Vorsignal erteilten Befehl anscheinend vergessen. Statt langsam an das noch immer „Halt" zeigende Hauptsignal heranzufahren, spurtete er, wie ein Sprecher der Frankfurter Bundesbahn-Hauptverwaltung vermutet, mit „vollem Rohr" los und kam nach 800 Metern ungehindert — die zweite Bremsprüfungsstufe fehlte — auf Tempo 80 — zu schnell, als daß die vom Hauptsignal ausgelöste Vollbremsung ihn noch innerhalb der 200-Meter-Schutzstrecke zum Stehen hätte bringen können. Er schlitterte über den Gefahrenpunkt hinaus, und nach weiteren 50 Metern Bremsstrecke krachte es.

Die so sicher scheinende Technik hatte nicht geholfen, als ein paar Zufälle in kritischen Zusammenhang gerieten. Und das für die Sicherheitstüftler der Bundesbahn anscheinend Undenkbare hatte sich ereignet: Statt langsam loszurollen, hatte ein Lokführer voll aufgedreht — ein Umstand, der im Eisenbahnerdenken offenbar so unglaublich erscheint, daß sogar ein Dienstauftrag formuliert wurde, der die Abfahrt vom Haltepunkt Tempowerk bei rotem Hauptsignal gestattet: „Abfahrauftrag kann erteilt werden, wenn Haltsignal auf ‚Halt' steht."

Überdies hat die Bahn noch eine weitere Sperre errichtet, die ein Unglück wie das von Harburg verhindern soll. Sie funktioniert zwar nur, wenn der Mensch mitdenkt, reicht andererseits aber hin, menschliches Versagen auszumachen: DB-Triebfahrzeugführer sind allgemein, wie die Bundesbahn-Hauptverwaltung nach der Harburger Katastrophe verlautbarte, „besonders angewiesen, bei einem Halt an einem Haltepunkt zwischen Vor- und Hauptsignal ... so vorsichtig zu fahren, daß sie bei Halt-Stellung des Hauptsignals sicher vor diesem zum Halten kommen".

RADIKALE

Goldene Worte

Allein die Mitgliedschaft in einer verfassungsfeindlichen Partei kann schon ausreichen, einen Bewerber für den öffentlichen Dienst abzulehnen. Das entschied das Bundesverfassungsgericht.

Für Willy Brandt gab es da nichts zu deuteln: „Die Mitgliedschaft in einer nicht verbotenen Partei reicht nicht, daß ein Bewerber für seine Verfassungstreue keine Gewähr bietet." Freidemokrat Genscher warnte im Bundestag, es dürfe „nicht sklavisch an die Mitgliedschaft angeknüpft werden". Und Innenminister Werner Maihofer wußte auch warum: „Ein solches

Verfahren führte zu Ergebnissen, die sich mit Grundsätzen der Rechtsstaatlichkeit nicht vereinbaren lassen."

Es waren Beschwörungen eines liberalen Rechtsstaates, der den Freiheitsrechten des einzelnen Vorrang einzuräumen habe vor der Übermacht der Ämter — goldene Worte aus der Vergangenheit.

Leere Worte, wie seit Freitag letzter Woche feststeht. Mit einem Machtwort entschied der 2. Senat des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe den jahrelang schwelenden Streit, wer Beamter werden oder bleiben darf. Dabei wischte der Senat (Vorsitzender BVG-Vizepräsident Walter Seuffert, SPD) vorangegangene Beschlüsse der Ministerpräsidenten, wohlmeinende Absichtserklärungen einzelner Politiker und Parteitagsentschließungen zum Thema Radikale im öffentlichen Dienst vom Tisch.

Zwar, Seuffert und Verfassungsrichter Hans Rupp, SPD-nahe, wollten allzu kurzen Prozeß verhindern. In Sondervoten wehrten sie sich dagegen, daß bloße Zugehörigkeit zu einer verfassungsfeindlichen Partei den Zugang zum öffentlichen Dienst versperre. Aber — dem Urteil insgesamt gaben auch sie ihr Plazet.

Einmal mehr — wie schon im Streit etwa um den deutsch-deutschen Grundvertrag oder die Abtreibung — setzten sich die Karlsruher Richter über sozialliberale Regierungspolitik hinweg und veränderten, von einem Tag auf den anderen, mit ihrem Spruch die politische Landschaft.

Nach waffenklirrendem Aufgebot für die Sicherheit der Republik, der Verschärfung von Strafgesetzen und fragwürdiger Verkürzung von Rechten Beschuldigter und ihrer Anwälte, nach einer kaum mehr ausgewogenen Prozeß- und Urteilspraxis von Gerichten in BM-Sachen gab nun Karlsruhe dem Schlagwort von der Tendenzwende neuen Auftrieb: Der Staat macht Front gegen seine Gegner — aber auch gegen jene, die er in der Eile dafür hält.

Unbestritten war auch bisher schon, daß Feinde des Staates nicht zugleich seine Diener sein können. Doch die Suche nach rechtsstaatlichen Kriterien dafür, wer zu den Feinden zählt, war bisher stets die Mühe wert. Die Zugehörigkeit zu einer verfassungsfeindlichen Partei konnte allenfalls *Zweifel* an der Verfassungstreue wecken, die der Staat nach dem Willen liberaler Politiker im Einzelfall zu begründen hatte, der Bewerber aber noch zerstreuen konnte.

Damit soll künftig — Quintessenz der Karlsruher Spruchweisheit — Federlesens nicht mehr gemacht werden. Denn nach dem Diktum des Gerichts

- kann allein schon die Mitgliedschaft in einer Partei, die als verfassungsfeindlich gilt, ein unüberwindliches Hindernis für eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst sein;
- kommt es nicht darauf an, daß das Bundesverfassungsgericht die Verfassungsfeindlichkeit einer solchen Partei vorher festgestellt hat (obwohl dasselbe Gericht 1961 noch das Gegenteil für Recht befunden hatte);
- hat die politische Treuepflicht des Beamten zum Staat Vorrang vor dem Parteienprivileg. Sie erfordere, „daß er sich eindeutig von Gruppen und Bestrebungen distanziert, die diesen Staat, seine verfassungsmäßigen Organe und die geltende Verfassungsordnung angreifen, bekämpfen und diffamieren";

BVG-Vizepräsident Seuffert
Trotz Sondervotum zugestimmt

- „rechtfertigt bei Beamten auf Probe und bei Beamten auf Widerruf die Verletzung der Treuepflicht regelmäßig die Entlassung aus dem Amt. Bei Beamten auf Lebenszeit kann wegen dieser Dienstpflichtverletzung im förmlichen Disziplinarverfahren auf Entfernung aus dem Dienst erkannt werden";
- gelten diese Grundsätze nicht nur für Beamte, sondern auch gleich für Angestellte im öffentlichen Dienst;
- sollen Ausnahmen nicht einmal dort zulässig sein, wo — wie für Juristen, die durchaus nicht alle Staatsdiener werden wollen — der Staat das Ausbildungsmonopol hat. Mit Referendaren, die nicht einmal Beamte auf Widerruf werden sollen, kann der Staat notfalls private Anstellungsverträge abschließen;
- „entscheidet die Einstellungsbehörde über den Antrag auf Übernahme in das Beamtenverhältnis, ohne verpflichtet zu sein, vorher den Bewerber zu ihren Zweifeln anzuhören. Bei dieser Entscheidung gibt es keine Beweislast".

Zwar sollen für die Überprüfung eines Bewerbers in den Vorbereitungsdienst keine Verfassungsschutz-Dossiers verwendet werden — das könnte, wie auch die Karlsruher Richter wissen, „die politische Atmosphäre vergiften" und „nicht nur die Betroffenen in ihrem Vertrauen in die Demokratie irritieren". Eine Passage freilich, die sich im Kontext des gesamten Urteils eher wie ein Alibi liest.

Kaum mehr als ein schwacher Trost mag manchem Bewerber für den öffentlichen Dienst die Tatsache gelten, daß die Wirklichkeit des Jahres 1975 das Karlsruher Urteil in einigen Punkten schon obsolet gemacht hat. Denn die Löcher in öffentlichen Kassen haben ohnehin zu einem weitgehenden Aufnahmestopp geführt. Chancen haben heute nur noch wenige mit den besten Zeugnissen: Diese Kandidaten werden ihre Hoffnungen kaum durch radikale Bekenntnisse aufs Spiel setzen.

Andererseits: Wer es wirklich darauf anlegen sollte, als Beamter den Staat von innen zu attackieren, dürfte künftig kaum so töricht sein, das Mitgliedsbuch einer verpönten Partei unterm Arm zu tragen; er tritt gar nicht ein.

In Bonn löste das Karlsruher Verdikt Ende letzter Woche Trotz und Ratlosigkeit aus. Gerhart Baum, Staatssekretär im Innenministerium, forsch: „Wir können uns über das Urteil hinwegsetzen, und wir werden es auch tun. Denn da steht nur ein Minimum drin. Ein Mehr an Rechtsstaatlichkeit ist immer möglich." Detlef Kleinert, Rechtsexperte der FDP, war eher auf Moll gestimmt: „Wir unterscheiden allmählich zwischen verfassungsgerichtlichen und verfassungsrechtlichen Gründen."

VERBRECHEN

Fleisch dran

Ein vierfacher Frauenmord in Hamburg half der örtlichen Boulevardpresse, die Sommerflaute zu überbrücken. Allen Blättern voran: „Bild".

Die Hundstage kündigten sich schon im Juni an: Immer nur die gleichen Themen, KSZE, Aufschwung, Ruhe an den Sinai-Pässen, Krach hingegen in Lissabon. Wochenlang schien — Alptraum aller Boulevardblatt-Macher — weit und breit nichts los.

Da schließlich, Freitag vorletzter Woche, kamen Knüller in Sicht: „Vier Frauen", konnte „Bild" vermelden, „von Nachtwächter geköpft und zerhackt."

Und wie: „Hat er sie erschlagen, mit seinen riesigen Schaufel-Händen er-

würgt oder bei lebendigem Leibe zersägt?" Für Springers Hamburger „Bild" waren solche Ungewißheiten nicht von Dauer. Mit bewährtem Blick fürs Detail klärte das Blatt den Fall, tagelang auf jeweils drei süffigen Seiten.

„Anrüchige Einzelheiten aus der düsteren Welt des Massenmörders" wurden aufgedeckt, und liebevolle Aufmerksamkeit galt noch solchen Beobachtungen, die auf den ersten Blick peripher erscheinen mochten („Er trampelte auf Schallplatten herum"). „Zungen-Elli" vom Kietz kam zu Wort und auch die Wissenschaft. Psychiater Hans Bürger-Prinz über den mutmaßlichen Tatauslöser: „Kann aus einer sexuellen Erregung heraus kommen, muß aber nicht."

Das machte gespannt, und „Bild" stieg ein, wie nicht mehr seit den glorreichen Vorjahrskampagnen um das „Mordgeheimnis der lesbischen Frauen" und den Vampir („Quälte lebendes Opfer im Sarg"). Zwar, die örtliche Konkurrenz war auch nicht faul: Teamweise rückten Lokalreporter auf Recherche aus, und „Morgenpost" wie „Abendblatt" hoben, nach „Bild"-Vorbild, spontan Serien zum Thema Massenmord ins Blatt. Doch daß die „Bild"-Mannen so bald keiner übertrifft, wenn es gilt, den Journalismus „in der Magengrube zu spüren" (Ex-Chefredakteur Peter Boenisch), war schnell klargestellt.

Tatsächlich schien, was den Blattmachern da so saftig aufstieß, ein dankbares Objekt. In der Wohnung des Hamburger Wachmannes Fritz Honka, 39, hatten Kriminalpolizisten die verstümmelten und teils mumifizierten Überreste von vier Frauen gefunden. Die Tötung von dreien, in der Zeit seit 1970, gestand der Beschuldigte. Alle Ermordeten waren Frauen um die Fünfzig aus dem Straßenstrich-Milieu von St. Pauli. Schließlich: Der Ort der Leichenfunde, Zeißstraße Nr. 74, liegt im Sanierungsviertel hinter dem Altonaer Bahnhof, das im Volksmund „Mottenburg" heißt und immer mehr von Heruntergekommenen, Verlassenen und Gastarbeiterfamilien bewohnt wird.

Vor solch dubiosem Hintergrund schwoll denn auch der „Blaubart von Mottenburg" („Abendblatt") flugs zum Monster, die Zahl der Opfer ins womöglich Ungeahnte: Zwischen den beiden ersten ermittelten Tötungen vergingen viereinhalb Jahre. Da soll man doch, gell, „einfach nicht glauben, daß so ein perverser Sadist . . . einfach viereinhalb Jahre Pause macht" („Bild").

„Bild" entdeckte „ekelhafte Hände" sowie „riesige Fingernägel, die zu breiten, langen Krallen nach vorn gewachsen sind". Diese Tatwerkzeuge schlugen mal „blindlings zu", mal sind sie „brutal unter ihren dünnen Rock" gefahren oder haben „an den Leichen rumgeschnippelt", wie der Verhaftete vor der Mordkommission gestanden haben soll.

Polizeibeamte, die da etwa durch wortkarge Auskünfte den Informationsfluß eindämmen wollten, wurden streng vermahnt — wie beispielsweise der Kripochef durchs „Bild"-Schwesterblatt „Die Welt". „Zum Glück" aber, frohlockte die „Welt", gäbe es in der Hansestadt „noch Beamte, deren geistiger Horizont weiter reicht". Wo aber der Horizont selbst dieser Informanten den Springer-Blättern nicht weit genug spannte, da wurde ein wenig angeflickt. Ein Kripossprecher: „Die machen dann da noch ihr Fleisch dran."

„Bild"-Schlagzeilen zum Fall Honka: Täglich drei süffige Seiten

Über die Vernehmungsarbeit der Mordkommission liest sich „Bild", als hätten Reporter Mäuschen gespielt. „Unaufhörlich knetete er seine großen Pranken", und dann erzählt der „Mörder mit dem Menjoubärtchen" bei Mettwurstbrötchen und Kaffee „von seinen blutigen Lustmorden". Dabei wandern die „schielenden Augen" über die graue Wand — „wie gehetzt" —, bis eines von ihnen schließlich „starr auf dem Schlips eines Beamten" haftet, „das andere blickt zum Fenster im 7. Stock hinaus auf die Kirchtürme der Stadt".

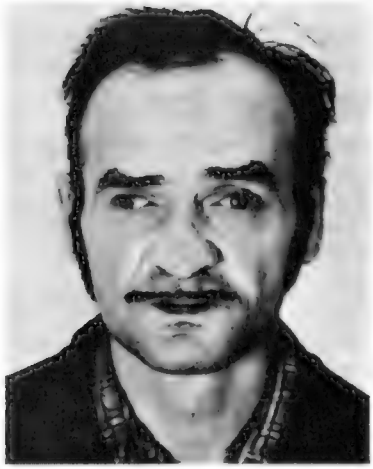
In die Abgründe des beklagenswerten Treibens, das sich im Schatten dieser Türme verbirgt, tat „Bild" gern den einen und den anderen erhellenden Griff. Der Nachtwächter hatte nämlich dort verkehrt, wo St. Pauli am schäbigsten ist. „Fünf-Marks-Nutten" roch indigniert das Blatt, in dessen Inseratenecke es mit „Hostess" und „frz. Modell" alleweil gepflegter zugeht.

In der Kneipe „Zum Goldenen Handschuh", von wo „der Massenmörder die Frauen holte", tat „Bild" sich unter den Nichtgeholten um. „Das einzige St.-Pauli-Mädchen mit tätowierten Rosen auf den Brüsten" wurde einvernommen („Teddys schwere Brüste ruhten auf der Tischplatte"). Teddy hatte zum Unhold „nee" gesagt und eine andere auch, obwohl der Kavalier Pony spendierte: „Mir fiel sein scharfer Blick auf."

Zu den Klängen von „Una Paloma Blanca" hat er hier seine Tänzchen geschoben, wenn er nicht gerade in Reithose, Stiefeln und gekniffter Mütze war („Bild": „Er wollte wie ein SS-Mann aussehen"). Oder wenn er nicht gerade „hinter einem roten Vorhang in einer schummerigen Nische" lauerte, auf Frauen nach seinem Geschmack: „verlebt, aufgedunsen, häßlich". Und schlimmer noch: Der Mörder, so läßt die Zeitung „einen Hamburger Kriminalisten" berichten, „suchte wahrscheinlich zahnlose Frauen, weil er beim Verkehr Angst um seine ohnehin geschwächte Männlichkeit hatte".

Daß er dabei sowenig Hemmungen zeigte wie seine Typen Zähne, belegt „Bild" mit Recherchen aus dem Milieu. „Unglaublich brutal" sehen den Wachmann frühere Weggefährten, „nicht für zehn Pfennig Feingefühl" war da; aber nach „abartigem Sex", immerhin, „gab's rote Rosen". „Bilds" kleines Pandämonium rundet sich schließlich mit „glutvollen Verheißungen aus dem Schatzkästlein lesbischer Liebeskünste", die am Rande auch noch zur Sprache kommen. „Zungen-Elli" bezeugt's: „Lesbischer Lockvogel besorgte dem Mörder die Frauen."

Unheimlich am Monster blieb, daß es sich andererseits auch menschlich gab — ein „liebevoller Familienvater". Der rauchte mit Filter, schlief sonntags morgens lange und aß „eigentlich alles, was auf den Tisch kam". Ein 18jähriger Sohn existiert auch, „der arme Junge!". Dessen Leben im kleinen Heidedorf, so barmt es „Bild", sei „jetzt ein Spießrutenlaufen". „Bild"-Leser freilich ahnen auch warum. Denn das Blatt hatte zuvor den Namen des Ortes verraten, an dem Blaubart mit einer damals 21jährigen Frau Margot das uneheliche Kind zeugte — für



Mordverdächtiger Honka
„Nicht für zehn Pfennig Feingefühl"

ortsansässige Heidjer natürlich kaum ein Erinnerungsproblem.

Auch sonst ließ das Boulevardblatt durchblicken, daß es schon mal nachhilft, wenn sich die Knüller nicht von selbst ereignen. Da posaunte „Bild" den Termin hinaus, an dem der Häftling zum Lokaltermin „an den Ort seiner grausamen Verbrechen geführt" werden sollte.

Erwartungsgemäß stießen „Bild"-Rechercheure denn auch prompt auf „ein makabres ‚Volksfest' vor dem Mordhaus", als sie anderntags nachzählen kamen: 127 Menschen „wollten den Mann sehen, der vier Frauen köpfte und zerhackte". Sie warteten, wie das Blatt einfühlsam beklagte, „seit Stunden" und am Ende „vergeblich auf den Blaubart".

Routinierte „Bild"-Leser ahnten schon wieder warum. Kripo-Sprecher Manfred Link bestätigt es auch: „Die Polizei hat einen Lokaltermin weder angesetzt noch angekündigt."

VERSICHERUNGEN

Hang zur Gruppe

Ausgerechnet in ihrem Rekordjahr müssen Westdeutschlands Versicherungskonzerne ihren Besitzstand und ihre Gewinnquellen offenlegen.

Ein verdammt gutes Ergebnis, das beste der Nachkriegszeit", freute sich Wolfgang Schieren, Chef in Europas größtem Versicherungskonzern Allianz. Dann, wenige Sekunden später, reute den Topmanager seine Siegesmeldung: „Aber das bleibt bitte in diesem kleinen Kreis."

Was der Münchner Versicherungsboß diskret behandelt sehen möchte, ist unter den Experten unumstritten: Mitten in Rezession und Arbeitslosigkeit blühen die Geschäfte der Assekuranz; als Krisengewinnler können allenfalls die Banken mithalten.

Für die Branche stimmt die Rechnung in fast jedem Bilanzposten: Die Prämieneinnahmen stiegen weiter, die Zahl der Schadensfälle ging in fast allen Sparten des Gewerbes vom Autounfall bis zum Industriebrand deutlich zurück.

Bei der Allianz-Gruppe drückten Vorsicht und Sparsamkeit der Autofahrer, Kurzarbeit und Produktionsstopps in der Industrie 1974 die Schadensquoten um vier Prozent, bei der Victoria-Feuer um fünf Prozent. Die Colonia konnte die Schadensquote im Industriefeuergeschäft gar um 13 Prozent reduzieren.

Zu überaus ansehnlichen Margen verhalf den Konzernen überdies die Anlage ihrer Prämien-Milliarden, die sie als hochprozentige Darlehen staatlichen und industriellen Kreditnehmern weiterreichten, kurzfristig den Banken auslichen oder als lukrative Industriebeteiligung unterbrachten. So meldeten die Finanzmanager der Colonia ein Aufblühen ihrer Kapitalerträge um fast 21 Prozent auf 83 Millionen Mark. Die gesamte Vermögensmasse der Kölner stieg auf über eine Milliarde Mark an. Einschließlich der Colonia-Lebensversicherung verwaltet die Kölner Gruppe Kapitalanlagen im Wert von gut vier Milliarden Mark.

Besser kann es nur noch der Branchenführer Allianz. Schon Ende 1974 verfügten die Münchner über Vermögenswerte von insgesamt 19,7 Milliarden Mark, davon 6,7 Milliarden allein bei der Sachversicherung. In der Sparte Lebensversicherung kletterten die Erträge aus den Kapitalanlagen um über 22 Prozent auf 415 Millionen Mark.

Die ganze Branche verwaltete zur Jahresmitte ein Vermögen von knapp 150 Milliarden Mark — mehr als der Börsenwert aller deutschen Aktiengesellschaften und mehr als der letztjährige Haushalt der Bundesregierung, die etwa 136 Milliarden ausgab.

Begünstigt wird die Finanzmacht der deutschen Assekuranz durch ihren Hang zu Konzentration und Gruppenbildung. Fast alle großen Gruppen sind zudem miteinander versippt. Wie weit ihre Macht — die vier größten kontrollieren ein Drittel des Marktes — reicht, zeigen die jüngsten Konzernbilanzen, die nach den neuen Publizitätsvorschriften des Versicherungsaufsichtsamtes die Geschäfte und Besitztümer des Gewerbes etwas durchsichtiger machen.

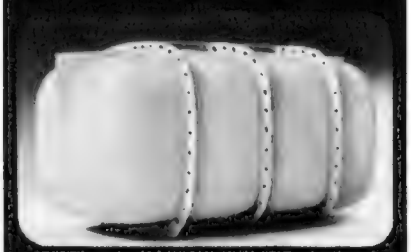
Erstmals für das abgelaufene Geschäftsjahr nämlich verpflichtet die „Verordnung über die Rechnungslegung von Versicherungsunternehmen" die Branche, „jede Beteiligung an verbundenen Unternehmen" aufzuführen, und zwar „unter Angabe des verbundenen Unternehmens, des Anteils an dessen Grundkapital in vom Hundert, des Nennbetrags, der Nachzahlungsverbindlichkeit, des Zugangs, des Ab-

Bauherren und Hausbesitzer

Jetzt gibt es den «kellergeschweißten» Heizöltank aus Kunststoff

plus X

Rostfrei,
ölbeständig, langlebig.
25 Jahre Garantie. Gefertigt aus Palatal der BASF und Glasfaser – GFK. Segmentbauweise. **Nachträglicher Einbau möglich.**
Von 2500 bis 40000 l.



Unser Service-Angebot:
Sie messen Ihren Keller aus, nennen uns die gewünschte Füllmenge und wir sagen Ihnen, welcher Tank exakt in Ihren Keller paßt und was er kostet. Bitte ausschneiden, auf Postkarte kleben und einsenden an

Mannschott
F. Mannschott KG
Tank- und Apparatebau
6921 Reichartshausen/Baden
Tel.: 06262/825

Coupon

Name: _____
Beruf: _____
PLZ/Ort: _____
Straße: _____
Heizkellergröße: Länge _____ cm
Breite _____ cm Höhe _____ cm
gewünschte Füllmenge: _____ l.
Name und Anschrift meines Heizungsbauers:

S 287

® = eingetragenes Warenzeichen

gangs, der Erträge sowie der Aufwendungen aus Verlustübernahme".

Die neuen Vorschriften brachten bei der Allianz ein weit gefächertes Imperium ans Licht: Versicherungsfirmen, Privatbanken, Transportgesellschaften, Filmfirmen und schließlich Weltkonzerne wie die Gutehoffnungshütte oder die Frankfurter Metallgesellschaft.

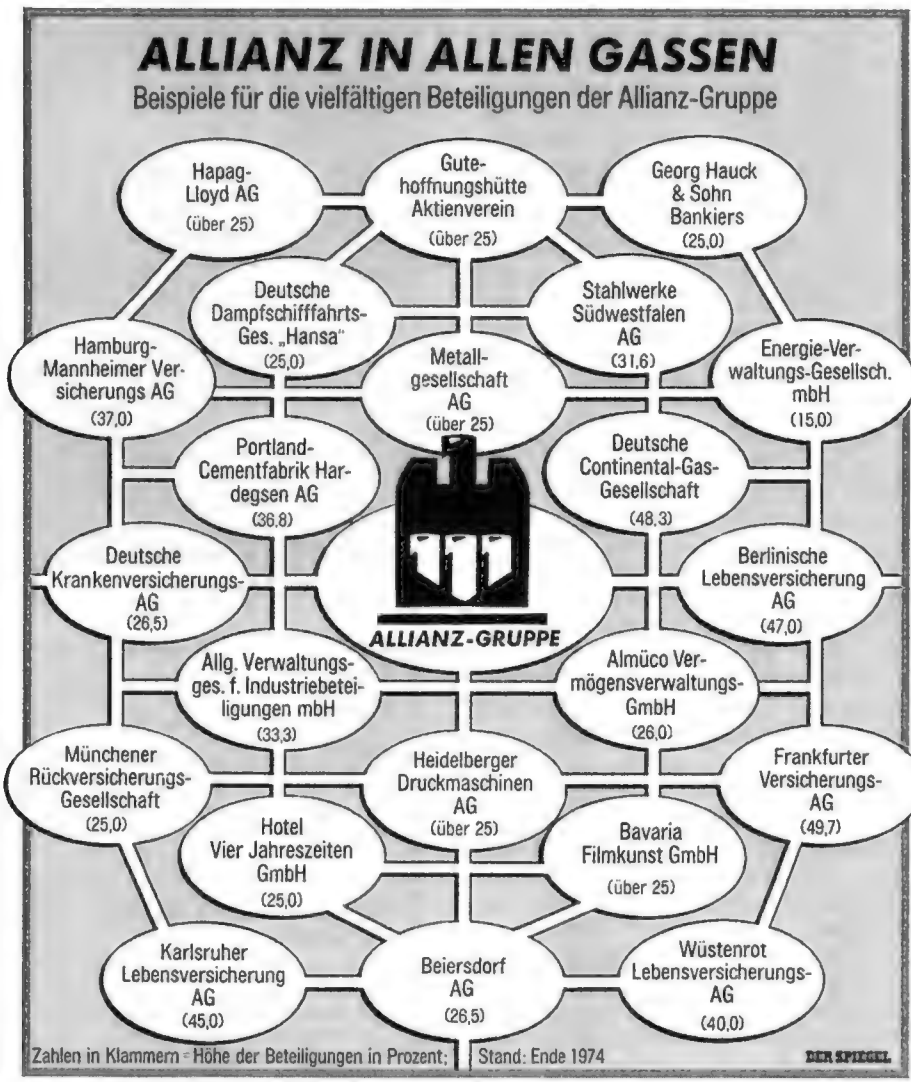
Ansehnlich auch ist der Besitzstand der rheinischen Großversicherer Colonia und Aachen-Münchener. Colonia-Chef Dieter Wendelstadt kontrolliert neben einigen gewinnträchtigen Assekuranzunternehmen wie der Nordstern oder der Roland Rechtsschutz auch branchenfremde Firmen wie die Schwäbische Zellstoff AG oder die Rheinisch-Westfälische Boden-Credit-Bank, die mit einem Bilanzvolumen von fast vier Milliarden Mark zu den führenden deutschen Hypothekenbanken zählt.

Die hinter dem Gerling-Konzern an vierter Stelle rangierende Aachener und Münchener Versicherungsgruppe (AMV) hat sich vorsichtshalber gleich beim Branchenzweiten eingekauft. Neben etlichen bekannten Versicherungen besitzt die AMV einen Anteil von rund 30 Prozent an der Colonia Versicherung — genug für eine entscheidende Mitsprache bei der Unternehmenspolitik des Kölner Konkurrenten und dessen Konzerntöchtern.

So unbequem der versippten Branche ausgerechnet in ihrem Rekordjahr der neue Gesetzeszwang ist, Besitztümer und Gewinne offener als bislang auszuweisen, so leicht wird sie die ungewohnte Publizität verkraften.

Vermutlich schon bis Ende dieses Jahres werden die jetzt sichtbar gewordenen Spitzengewinne und Schadensreserven neue Rekordmarken erreichen. Branchenexperten wie die Finanzanalysten der zur Deutschen Bank gehörenden Deutschen Gesellschaft für Anlageberatung (Degab) rechneten die Ertragssteigerungen aus Kapitalanlagen dieses Jahres auf ein Gewinnplus für 1975 von mindestens zehn Prozent hoch.

Bernd Ertl von der Münchener Portfolio Management Gesellschaft für Wertpapierberatung weiß warum: Bis Ende dieses Jahres werden die in den Vorjahren üblichen Abschreibungen auf die Wertpapiervermögen wegen der Kursgewinne seit Anfang 1975 vermutlich überflüssig werden. Allein für Allianz-Finanzchef Klaus Götte wären das 80 Millionen Mark mehr Gewinn.



Spektakel im Zoo

Die Schwierigkeiten, in die ein spanisches Steuerabschreibungsobjekt geriet, drohen zu einer riesigen Finanzpleite auszuufern. 200 Milionen Mark stehen auf dem Spiel.

Der Boß der illiquiden Immobilien-Gruppe wurde handgreiflich. Simon Davidson, Großspekulant und Finanzartist aus Kanada, griff sich einen Stuhl und stieß ihn zwischen Redner und Mikrophon. Dann entzog er dem Konkurrenten Karsten Klingbeil das Wort.

Verdutzt nahmen Anfang letzter Woche die im Frankfurter Zoo-Gesellschaftshaus versammelten Kommanditisten der Uni Beteiligungen GmbH & Co. KG zur Kenntnis, wie ihre Gesellschafterversammlung zur Posse verkam, zu einer Posse, die sich schon in den nächsten Wochen zu einem der aufwendigsten Finanzspektakel der Nachkriegszeit entwickeln könnte.

Der Prolog lief vergleichsweise harmlos an. Karsten Klingbeil — Abschreibungskünstler aus Berlin — hatte sich den Uni-Kommanditisten als potentieller Käufer ihrer Bauruine in Barcelona präsentieren wollen.

Er interessiert sich für den als Hilton-Hotelturm konzipierten Rohbau an Barcelonas Avenida del Generalissimo Franco. 35 Millionen Mark ist ihm die Bauruine wert, die er der Sheraton-Gruppe andienen will. Für die Amerikaner hat er bereits ein Hotel am Frankfurter Flughafen errichtet.

Auch in Barcelona — schräg gegenüber dem Davidson-Klotz — hat Klingbeil gerade mit einem Hotelbau begonnen. Der Erwerb der wohlfeilen Bauruine indes wäre ein besseres Geschäft — und würde ihm gleichzeitig einen unliebsamen Konkurrenten vom Hals schaffen.

Für die 800 Uni-Kommanditisten des Barcelona-Objektes, die in den im vergangenen Jahr gestoppten Hilton-Bau bereits 48 Millionen Mark Kapital investiert haben, blieben bei dem Klingbeil-Angebot zwar kaum 18 Millionen übrig: Mit dem Rest müssen sie Schulden bei dem spanischen Bauunternehmer Huarte bezahlen, der bereits die Zwangsversteigerung der Bauruine betreibt.

Doch mehr käme auch bei anderen Offerten kaum heraus. Die französische Borel-Gruppe etwa, die ein vages Interesse zeigt, würde nur bei einer drastischen Abwertung des Kommanditkapitals einsteigen.

Schuld an der Misere mit dem 100-Millionen-Turmbau von Barcelona ist laut Davidson-Geschäftsführung eine Schweizer Bankgruppe, die ihre angeblich verbindliche Kreditzusage überraschend zurückzog. Was die Davidson-Crew verschweigt: Zu den an-

Abschreibungs-Fachmann Klingbeil: Gutes Geschäft schräg gegenüber

geblich zuverlässigen Häusern zählt etwa die „Gestio Verwaltungsgesellschaft und Privatbank", Genf. Dieses Institut wurde freilich bereits im Mai 1974 von der Schweizer Bankenaufsicht geschlossen.

So dunkel wie der Schweizer Hintergrund ihres spanischen Spekulationsabenteuers blieb, so düster müssen den wohlhabenden Geldspendern die Zukunftschancen ihrer Anlage bleiben. Die meisten von ihnen ahnen inzwischen, daß längst nicht nur das Hilton Barcelona wackelt, sondern die ganze Davidson-Gruppe unter gefährlichen Streß gerät. Ihre Reina-Hotels in Alcudia (Mallorca) machen Verluste; die Kommanditisten sind bereits zum Nachschuß aufgefordert. Das Revita-Hotel in Bad Lauterberg verliert seit Eröffnung wegen chronischer Unterbelegung Monat um Monat Geld.

Schon bald muß deshalb die Davidson-Geschäftsführung nach übereinstimmendem Expertenurteil nicht nur die 800 Barcelona-Kommanditisten, sondern alle 2500 deutschen Davidson-Geldgeber zu einer Krisen-Sitzung zusammenrufen.

Es könnte der größte Kommanditisten-Schocker auf der deutschen Steuer-Abschreibungs-Bühne werden. Denn rund 200 Millionen Mark Kommanditkapital sind inzwischen auf die Rutsche geraten, Kapital, das von einer obskuren Kölner Gesellschaft (dem ifv-Institut für Vermögensplanung) mit harten Vertriebsmethoden — und gegen zehn Prozent Provision — eingesammelt wurde. Ganze Berufszweige, vor allem Ärzte und Freischaffende, trieben die ifv-Verkäufer mit dem pseudo-seriösen Hinweis auf notwendige Alterssicherung und die ansehnlichen Steuerersparnisse in die Davidson-Gesellschaften.

Heute hat die Davidson-Gruppe kaum noch das Geld, ihre Wirtschaftsprüfer zu entlohnen. Geschäftsführer Horst Eggert gab zu, „Liquidität" sei „nicht mehr vorhanden".

Wo die 200 Millionen Eigenkapital versickert sind, ist nicht erkennbar. „Da fehlen mindestens 50 Millionen Mark", mutmaßt Alfred Hübsch, der sich auf seine Erfahrungen als Liquidator für die Abschreibungsgesellschaft Stella Maris beruft.

Hübsch sieht in der Davidson-Krise einen Fall für den Staatsanwalt. Der Grundstücks- und Bauspekulant Davidson — laut Eigenwerbung die „Gewähr für Solidität und Sicherheit" — wird mit Sicherheit schon bald in eine neue Liquiditätsklemme geraten. Zum Jahresende nämlich muß er Aktien seiner eigenen Gesellschaft Golf y Sol Hoteles S. A. mit einem Aufschlag von 24 Prozent zurückkaufen. Vor zwei Jahren, als Davidson die Rücknahme versprach, betrug der Preis für die Aktien fast 25 Millionen Mark.

Realen Gegenwert haben auch diese Papiere kaum. Sie stehen lediglich für unbebaute Grundstücke in der Nähe von Marbella, die nach dem Urteil von Fachleuten nur einen Bruchteil der Aktien decken.

Den Kommanditisten des Hilton-Objektes in Barcelona, die sich Anfang dieser Woche zu einem neuen Krisenpalaver treffen, bleibt deshalb nicht viel Zeit. Liquidator Hübsch warnte den mit Generalvollmacht ausgestatteten neugewählten Beirat bereits davor, sich durch taktische Manöver Davidsons und seines Geschäftsführers Eggert einlullen zu lassen.

Hübschens häßlicher Verdacht, Davidson wolle den halbfertigen Bau allenfalls an sich selbst verkaufen, bestreitet der Kanadier: „Lieber Gott, dafür haben wir gar kein Geld."

Die Chancen für eine solche Transaktion stünden indes nicht schlecht. Wenn beim zweiten Versteigerungstermin in Barcelona am 17. 9. nicht 75 Prozent des Schätzwertes von 970 Millionen Pesetas (gut 42 Millionen Mark) geboten werden, ist vier Wochen später der Rohbau vom Meistbietenden zu einem Spottpreis zu ersteigern — und, dank der verlorenen Kommanditisten-Zuschüsse, doch noch zu vermarkten.

KREDITE

Bei Kaffee und Kuchen

Eine mittelständische Kauffrau und ihr Mann boten der Ruhrkohle AG einen Milliarden-Kredit zu Vorzugsbedingungen an — und der Konzern sprang an.

Hubert Grünewald, Finanzvorstand der Ruhrkohle AG, erhielt unerwarteten Besuch: In der Essener Konzernzentrale erschienen die Bonner Kauffrau Sieglinde Köstler-Limbacher und ihr Ehemann Walther Köstler, Ministerialrat im Bundesverteidigungsministerium.

Der Beamte, auf der Hardthöhe für den Grunderwerb der Bundeswehr verantwortlich, hatte sich eigens Urlaub genommen, um seiner Frau „zu assistieren". Gemeinsam diente das Ehepaar dem Finanzchef des Kohle-Monopols ein ebenso ungewöhnliches wie überdimensioniertes Kreditgeschäft an.

Nicht weniger als eine Milliarde Mark stellte die 40jährige Beamtenfrau dem hoch verschuldeten Energie-Konzern in Aussicht: rückzahlbar in zehn Jahren, zum Vorzugszins von gut 7,5 Prozent. Quelle des Geldsegens, laut Köstler: „Ein Opec-Land im Nahen Osten." Der Handel um die Riesensumme, mit der sich schon einzelne Großban-

Finanzmaklerin Köstler-Limbacher
Assistenz vom Ehemann

Ruhrkohle-Chef Bund
Skepsis auf Norderney

ken schwertun würden, brachte die biedere Mittelständlerin nicht in Verlegenheit — obwohl sie sich sonst eigentlich mit anderen Dimensionen begnügen muß: Frau Köstler-Limbacher ist Gesellschafterin der im Bonner Handelsregister eingetragenen Blomenhof GmbH, der eine kleine Ziegelei im oberpfälzischen Neumarkt gehört. Köstler, zufrieden über das Finanzgenie seiner Frau: „Natürlich waren auch mehrere Banken hinter der Milliarde her."

Der mißtrauische Verteidigungs-Beamte hatte denn auch gleich Ludwig Poullains Westdeutsche Landesbank im Verdacht, das Projekt durch gezielte Indiskretionen zu gefährden. Sein Argwohn steigerte sich, als Anfang letzter Woche der Informationsdienst „Platow Brief" das geplante Milliardengeschäft („Kreditposse im Ruhrgebiet?") meldete. Das Nachrichten-Zirkular gehört zu 55 Prozent dem Gütersloher Bertelsmann-Konzern, der schon seit Jahren beste Beziehungen zur Poullain-Bank pflegt.

Süffisant fragte der rechtslastige Bertelsmann-Brief nach Verteidigungsminister Georg Lebers Dienstaufsichtspflicht über seinen rührigen Beamten und argwöhnte, hohe Regierungsbeamte und Politiker wollten an dem provisionsträchtigen Milliardengeschäft teilhaben. Doch davon — ein einziger Prozentpunkt ist immerhin zehn Millionen Mark wert — will der Ministerialrat und promovierte Jurist nichts wissen: „Wir führen eine normale Ehe, dabei erfährt man einiges, sonst habe ich mit der Sache nichts zu tun."

Auf die Milliarden-Quelle ist Frau Köstler-Limbacher — erinnert sich ihr Ehemann — „mehr durch Zufall" gestoßen. Auf der Suche nach Barem für ihr zur Zeit nur mäßig florierendes Ziegelwerk sei die findige Bonner Kauffrau auch mit internationalen Finanzmaklern in Kontakt geraten. Für die an Großkontrakte gewöhnten Geldmakler war der Fall der Bonner Ziegelei-Besitzerin allerdings zwei Nummern zu klein: Köstler: „Die beginnen erst bei 100 Millionen."

Gleich eine ganze Milliarde offerierte der Londoner Makler Achmud Bhatti, selbstverständlich nur für erste Adressen. Über einen Mittelsmann (Köstler: „Ein privater Bekannter") bohrte Frau Köstler bei der Ruhrkohle vor. Der ungewöhnlich niedrige Zins — Gelder mit dieser Laufzeit sind augenblicklich kaum unter neun Prozent zu haben — machte Finanzchef Hubert Grünewald sofort hellwach.

Die Aussicht, jährlich 15 Millionen Mark Zinsen zu sparen, räumte alle Bedenken, sich auf ein allzu unkonventionelles Kreditgeschäft einzulassen, rasch beiseite. Zumal Ruhrkohle-Generaldirektor Karlheinz Bund mit von der Partie war: „Wir können es uns nicht leisten, ein günstiges Angebot nicht zu beachten."

Schon wenige Tage später machte Finanzchef Grünewald auf der Fahrt von Frankfurt nach Essen im Godesberger Heim der Köstlers Station. Bei Kaffee und Kuchen besprachen die drei den Milliarden-Deal.

Um an die billige Milliarde zu kommen, erfüllte Kredit-Unterhändler Grünewald gar die Hauptbedingung der durch ihr Bonner Medium sprechenden nahöstlichen Geldverleiher: Er überredete die Westdeutsche Landesbank, über ihre Londoner Filiale eine Rückzahlungsgarantie zu übernehmen. Ruhrkohle-Chef Bund vergewisserte sich, daß der Milliarden-Kredit nicht der Genehmigung seines Aufsichtsrates bedarf, der ihm ein großzügiges Kreditlimit eingeräumt hat. Er nahm sich vor: „Natürlich werden wir, wenn etwas Besonderes geschieht, berichten."

Längst hatten die Kohlebosse Frau Köstler-Limbachers Riesenbatzen verplant. Die Hälfte soll die Kasse der Ruhrkohle AG füllen, die verbleibenden 500 Millionen sollen dem Rationalisierungsverband des Steinkohlenbergbaus überwiesen werden, einem Zusammenschluß sämtlicher Steinkohlenzechen. Der Verband könnte dank des Vermittler-Duos dann sein Strukturprogramm finanzieren.

Freilich — so ganz wohl ist den Pläneschmiedern nicht mehr. Von seiner Urlaubsinsel Norderney dämpfte Konzern-Chef Bund allzu heftige Hoffnungen. Und im „Platow Brief" erklärte Poullains Essener Filialleiter Eberhard Böhmer das Objekt schlicht für „gestorben".

Allein, das Bonner Makler-Paar ist fest davon überzeugt, daß die Transaktion „in den nächsten Tagen unter Dach und Fach kommt". Ministerialrat Köstler jedenfalls hat keine Zweifel an den Vermittlungskünsten von Frau Sieglinde: „Der eigentliche Bevollmächtigte des Geldgebers ist gerade in einer Ölkonferenz."

Tod im Nadel-Wirrwarr

Ein Zwischenfall beim 20. Internationalen Kongreß für Akupunktur in Bad Homburg läßt erkennen, in welchem Maße manche deutsche Akupunktur-Ärzte ihre Nadelkunst überschätzen. Der Vorfall, von einem Mitarbeiter der Mainzer Universitätsklinik beobachtet und wiedergegeben in der jüngsten Ausgabe der „Münchener Medizinischen Wochenschrift", macht nach Ansicht des Fachblatts deutlich, „daß die Akupunktur ihre Grenzen erkennen muß":

„Ein ca. 60jähriger kleiner adipöser Kollege erlitt an diesem Tag während der Vorträge in einem Restaurant außerhalb des Kongreßgebäudes einen Herzinfarkt mit Herz- und Atemstillstand. (Ein anwesender Arzt) Dr. F. bemühte sich um die Reanimation: Herzmassage, künstliche Beatmung, Infusion. Er habe dabei immer wieder Nädelchen entfernen müssen, die bei der Reanimation störten. Enthusiastische Akupunkteure hätten diese Nadeln zwischen Oberlippenmitte und Nasenwurzel eingestochen. Die herbeigerufenen Sanitäter brachten Sauerstoff, die Beatmung lief. Es gelang, mit einer Venensektion schließlich auch eine Infusion anzulegen, die aber von einem Kollegen, der einen Aderlaß für angezeigt hielt, wieder herausgerissen wurde. Eine neue Infusion anzulegen war dann nicht mehr möglich. In dem heillosen Durcheinander zwischen therapeutischen Bemühungen der Anästhesisten und der Akupunkteure sei dann der Patient gestorben. Atmungs- und Herzstillstand seien wiederum aufgetreten, die Pupillen seien weit geworden. Er sei dennoch mit der Rettung in das Kreislaufzentrum der Universität Frankfurt am Main gefahren worden, obwohl er nach Meinung der Anästhesisten bereits in Bad Homburg gestorben sei. Ein Akupunkteur begleitete ihn."

Abenteuer Frische

SIR ›irisch moos‹

7517

4711
SIR
›irisch moos‹

Ausgesprochen männlich

Eau de Cologne · After Shave Lotion · Pre Shave Lotion · Herrenseife · Rasierschaum · Deodorant Spray

„Bald sind die Meere leergefischt“

SPIEGEL-Report über den Raubbau in der See und die Bedrohung der Nahrungsmittel-Reserven

Der Kampf fand am Mehlsack statt. Südlich dieser bei Island gelegenen unbewohnten Felseninsel hielt das Küstenwachboot „Thor“ auf den westdeutschen Trawler „Katfisch“ zu. Dem Gefechtsziel des Angreifers, mit einem Schleppanker die Netzleinen des Bremerhavener Fischfängers zu kappen, schien nichts mehr entgegenzustehen.

Doch da rauschte Beistand heran. Dem deutschen Motorschiff „Schellfisch“ gelang es, wie der Kapitän via Norddeich Radio später meldete, mit einem riskanten Manöver der „Katfisch“ „beim Hieven des Fanges Schutz zu geben und den Kappversuch zu verhindern“. „Thors“ Attacke war abgeschlagen.

Es war nur eines von bislang über 800 Scharmützeln im isländisch-deutschen Kabeljaukrieg, der seit 1972 herrscht, als die Wikinger-Nachfahren die Ausdehnung ihrer Fischereigrenzen von zwölf auf 50 Seemeilen verkündeten. Bei vielen der Kabbeleien verloren die blauen Jungs aus der Bundesrepublik. Ihr Fanggeschirr ging verloren oder wurde zerstört — oder sie ergriffen rechtzeitig die Flucht vor der bewaffneten Streitmacht aus Reykjavik.

Und vor Island wiederum liegt nur einer der Schauplätze, auf denen weltweit Streit um das Meeresgetier flackert: In Fernost etwa fahren sich japanische und russische Fischer auf den Fangplätzen bei den japanischen Inseln gegenseitig in die Quere.

Westdeutsche Wachboote beispielsweise brachten vor Schleswig-Holstein Schiffe der holländischen Fischereiflotte auf — die in regelrechten Raubzügen allen anderen die wertvollen Plattfische wegfischt. Britische Küstenfischer blockierten jüngst über 50 Häfen ihres Landes, nicht nur aus Protest gegen billige Fischimporte, sondern auch, um gegen ausländische Fischerei in ihren Fanggebieten zu demonstrieren.

5000 Delegierte aus 138 Nationen schließlich stritten bis Mitte Mai auf der „3. UN-Seerechtskonferenz“ zu Genf um die Nutzungsrechte maritimer Schätze — um Fisch so verbissen wie um Erdöl. Sie einigten sich nicht und werden demnächst in die vierte Runde gehen.

Fisch: ehedem Nährmittel der niederen Kreise, Faßware aus dem Krämerladen und meist mit Geruch verbunden — er ist zum Politikum geworden. Fischerei: einst verklärt wogender Stoff für Schullesebücher, in denen Gorch Fock to hus war — sie ist Gesprächsthema von internationalem Rang.

Denn unterdessen hängt von dem Seegetier das wirtschaftliche Wohl vieler Länder, die Ernährung der halben Welt ab. Das ökonomische Gefüge ganzer Staaten würde zusammenbrechen, müßten sie auf Fischfang, Fischverarbeitung oder Fischexport verzichten. Wer immer über einen Zipfel Küste verfügt, er versucht zu fangen, was die Netze halten. Und auch Rumänen und Bulgaren fischen mit eigenen Flotten auf den Weltmeeren.

Rund elf Prozent beträgt der Anteil des Fischfangs an der direkten Weltversorgung mit tierischem Eiweiß, einem Eckstein menschlicher Gesundheit; in vielen Regionen, vor allem in Entwicklungsländern, ist der Prozentsatz drei- oder viermal so hoch.

Etliche Industrienationen, Japan etwa, verdanken ihren Wirtschafts- und Lebensstandard zum großen Teil dem Fisch als der Ernährungsbasis ihrer Bevölkerung. Die Versorgung der Sowjetbevölkerung hängt zum beträchtlichen Teil von der Versorgung mit Fischprodukten ab. Und längst hätte die Welternährungskrise apokalyptisches Ausmaß erreicht, hätte sich die Eiweiß-Gewinnung aus den Meeren in den vergangenen Jahren nicht stetig steigern lassen.

Gerade dieser Zuwachs aber ist nun zum Angelpunkt des Fischkriegs geworden. Denn langfristig scheint das scheinbar unerschöpfliche Nahrungs-

Kabeljaukrieg vor Island*: Attacke auf die Leinen

* Oben: isländisches Küstenwachboot „Thor“, britische Trawler; unten: britische Fregatte gibt britischem Trawler Beistand (1973).

Daß Geschäftsreisende in allen wichtigen Geschäftszentren der Welt mit Lufthansa zu besonders günstigen Zeiten starten und landen, ist kein Zufall. Sondern die Arbeit von Friedel Rödig und seinen Kollegen.

Friedel Rödig, Lufthansa-Flugplaner:
„Zu bestimmten Tageszeiten ist auf jedem Flughafen der Welt das Gedränge groß: Jede Fluggesellschaft möchte zu günstigsten Zeiten starten oder landen. Die überdurchschnittliche Pünktlichkeit der Lufthansa macht es uns möglich, in Verhandlungen immer wieder die für Sie günstigste Zeit zu ergattern."

Flugscheine erhalten Sie in über 700 IATA-Reisebüros mit Lufthansa-Agentur.

Lufthansa

LH 27/75

Reservoir unter Wasser bedroht — die Fische gehen aus.

Durch Raubbau sind schon jetzt manche Arten in manchen Gewässern zu Raritäten geworden. Norweger und Isländer etwa schlürften mit Saugpumpen auch Jungfische in ihre Boote und bremsten so die Nachzucht. Niederländer sind drauf und dran, durch überschweres Fanggerät die delikate Seezunge auszurotten. Neue Technik schließlich, die das Fischerhandwerk zur elektronischen Sache machte, treibt die Fischschwärme nun auch dort auf, wo sie seit Menschengedenken nicht zu holen waren.

Die Verödung vieler Fanggründe und der gestiegene Fangaufwand wiederum hatten zur Folge, daß die einstige Billig-Kost Fisch beinahe schon zur Delikatesse wurde — so der Hering, mit dem früher vornehmlich die Landarbeiter in Ostdeutschland bei Kräften gehalten wurden. Noch 1950 kostete im Hamburger Einzelhandel ein Kilo grüner Hering nur 64 Pfennig, letztes Jahr jedoch schon 2,66 Mark.

Aber auch die Preise von Konsumfischen wie Rotbarsch und Kabeljau, die in und nach zwei Weltkriegen Bratenersatz für darbende Großstädter waren, gerieten bereits in die Nähe der Preise ihrer Marktkonkurrenten Hähnchen- und Schweinefleisch. Rotbarsch mit Kopf etwa kostet heute im Einzelhandel über fünfmal soviel wie 1950; der Preis für Schweinskotelett aber stieg in der gleichen Zeit nur auf wenig mehr als das Doppelte.

Ohne Fisch braucht Japan 185 Prozent mehr Äcker und Felder.

Die westdeutsche „Gruppe Ökologie", der Fachwissenschaftler wie Verhaltensforscher Konrad Lorenz, Zoologieprofessor Bernhard Grzimek und der Gewässerkundler Gerhard Schwabe angehören, sieht gar schon die letzten Tage der eßbaren Unterseefauna: „Bald sind die Meere leergefischt."

Und so erklärt sich der für viele schwer begreifliche Kleinkrieg um Seemeilen oder Seezungen, in dem bisweilen mit Bräuchen aus der Piratenzeit gefochten wird: Einerseits steigt der Bedarf an Fisch-Proteinen von Jahr zu Jahr, andererseits zehrt die Art der Bedarfsdeckung an der Substanz; bedroht ist weltweit die hinreichende Versorgung mit lebenswichtigem Eiweiß, bedrängt sind nationale Existenzen.

Es trifft Große wie Kleine. Nur durch den Ausbau ihrer Fangkapazitäten konnte die Führungsmacht UdSSR, die heute über die größte Fischereiflotte verfügt, den Abstand zum Ernährungsstandard westlicher Industriestaaten erträglich halten. Die kleinstaatischen Jemeniten nehmen rund 30 Prozent ihres Eiweiß-Verzehrs in Form

Herkömmlicher Fischkutter: Versorgung gefährdet

von Fisch zu sich. Japan brauchte 185 Prozent mehr an landwirtschaftlicher Nutzfläche, müßte es auf Fisch verzichten, Großbritannien immerhin noch rund 40 Prozent.

Was Wunder, daß nun sämtliche See-Anrainer darauf bedacht sind, ein möglichst großes Stück der bislang freien Meere für sich zu ergattern. Die Isländer, stark vom Fischexport abhängig, möchten ihren „Lebensnerv " erhalten, indem sie die willkürlich eingerichtete 50-Meilen-Zone um ihre Insel nun im Oktober auf 200 Meilen erweitern. Norwegen, ebenfalls wirtschaftlich noch auf Fischerei gerichtet, drohte schon wiederholt damit, einen 50 Meilen breiten Streifen Atlantik vom Skagerrak bis hinters Nordkap für fremde Fischer zu sperren. Auf der südlichen Halbkugel beanspruchen etwa die Argentinier einen Bereich von 200 Meilen exklusiv.

Das könnte Weltnorm werden, wenn sich auf der bevorstehenden nächsten Runde der UN-Seerechtskonferenz eine Mehrheit für die von zahlreichen Delegierten geforderten 200 Meilen breiten maritimen „Wirtschaftszonen" findet — Küstenvorfelder, deren ökonomische Nutzung nur dem Anrainer zusteht und die nicht nur im einen oder anderen Fall Öl oder Manganknollen, sondern in jedem Fall Fisch versprechen.

Das Votum vieler küstenreicher Entwicklungsländer für diesen Plan scheint sicher. Und Amerikaner wie Sowjets sehen gute Gründe, ihre Stimmen zu verkaufen: im Gegengeschäft für freie Durchfahrt ihrer Kriegsschiffe in diversen Meerengen, die nach einer von der UN-Konferenz ebenfalls angepeilten Ausdehnung der Hoheitsgrenzen von drei auf zwölf Seemeilen zu Nationalgewässern würden.

Durch die Einrichtung solcher Wirtschaftszonen werden die Meeresschätze

Fisch-Anlandung
Existenz bedroht

unter gut einem Viertel der gesamten Wasseroberfläche dem allgemeinen Zugang entzogen, darunter nahezu komplett die Festland-Sockel. Diese Schelfe und ihre Ränder aber sind zugleich jene Regionen, in denen sich bislang überhaupt nur sinnvoll Fischfang betreiben läßt; dahinter beginnt die Tiefsee — fischarm, wenig erforscht und mit den geläufigen Technologien kaum befischbar.

Zumindest gerieten dann die küstenarmen Fischereiländer in Lizenzabhängigkeit zu den küstenreichen. Möglich jedoch auch, daß den auf Fernfischerei angewiesenen Nationen die Mehrheit der angestammten Fanggründe völlig versperrt bleibt — beispielsweise der bundesdeutschen Fischerei,

Fischverarbeitung auf Fabrikschiff: Fließband an Bord

die nur etwa 33 Prozent ihrer Fänge in Nord- und Ostsee macht, den größten Teil dagegen in entlegenen Gebieten wie den Gewässern um Grönland und Island, vor Neufundland und Labrador; ihre „Existenz" wäre dann, so Ministerialdirigent Gero Möcklinghoff vom Bundesernährungsministerium, „in Frage gestellt".

Begründet wird die 200-Meilen-Zone durchweg mit der Sorge vor Überfischung — an der immer die anderen Schuld sind. Dabei waren gerade jene Länder, die sich nun als Schutzmächte über das Meeresgetier gebärden, beim Raubbau oft vorneweg. In stiller Eintracht plünderten Isländer und Norweger die Fischbestände.

So etwa geschah es dem Hering in der nördlichen Nordsee und auch im Atlantik zwischen Skandinavien und Island. Dort war einst die atlanto-skandisch genannte Art heimisch, und ihre „Geschichte" gilt heute „als warnendes Beispiel für eine kurzsichtige Fischereipolitik" — so Professor Albrecht Schumacher von der Bundesforschungsanstalt für Fischerei in Hamburg.

Nach Erkenntnissen der Fischforscher hätte der atlanto-skandische Heringsbestand ohne Substanzverlust eine jährliche Befischung von einer Million Tonnen vertragen. Doch dann, Mitte der sechziger Jahre, fielen isländische, norwegische und russische Fischer in massiertem Einsatz über diese Heringe her, steigerten die jährliche Ausbeute von 500 000 auf 1,7 Millionen Tonnen, räumten zunehmend auch Jungfische ab — und binnen kurzem war der Bestand auf 15 Prozent seiner ursprünglichen Menge geschrumpft.

Ähnlich quasten die Peruaner mit einem scheinbar unerschöpflichen Reichtum an Anchovis, einem kleinwüchsigen Heringsverwandten, den ihnen der Humboldtstrom vor ihre Küste schwemmte. Bis Ende der sechziger Jahre schwangen sich die Peruaner zur — vom Fangertrag her — ersten Fischereination auf und wurden führende Fischmehlproduzenten der Erde. Dann jedoch war der Mini-Hering verschwunden, die Netze blieben fast leer, und Perus Fischmehlindustrie stürzte in eine schwere Krise.

Freilich ist unter Wissenschaftlern noch umstritten, ob am Verlust des peruanischen Anchovis nur die Überfischung schuld war oder auch klimatisch-hydrologische Veränderungen mitspielten. Denn zu den Mirakeln des Meeres gehört, daß diese oder jene Fischbestände aus nicht zu erhellender Ursache verschwinden oder massierter vorkommen denn je. So geschehen in der Nordsee, wo vor ein paar Jahren die Fischer zwar weniger Heringe fingen, die Erträge an Schollen, Schellfisch und Kabeljau aber gleichzeitig — wie Professor Gotthilf Hempel vom Kieler Institut für Meereskunde sagt — „aus unbekannten Gründen erheblich zunahmen".

Laut Hempel hat vor allem weltweites „fischereiliches Wettrüsten" dazu beigetragen, daß auch auf Plätzen der Fernfischerei im Nordatlantik, von der arktischen Treibeisgrenze bis hinunter zum 40. Breitengrad, die Konsumfischvorräte etwa an Dorsch oder Rotbarsch übermäßig strapaziert wurden.

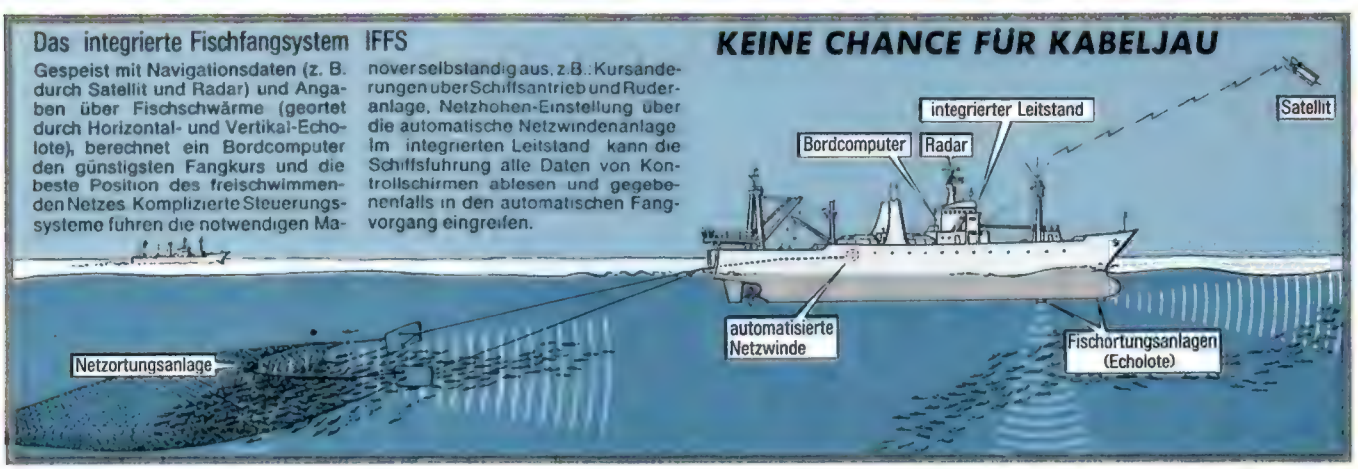
Zunehmend gingen — augenfälliges Indiz für Überfischung — statt älterer Jahrgänge, die schon mehrfach abgelaicht haben, junge Fische in die Netze. Die „fischereiliche Sterblichkeit", so der Fachjargon, war zu hoch; anders: Die Fische waren gestorben, bevor sie durch ausreichende Nachkommenschaft für die Erhaltung ihres Bestandes sorgen konnten.

„Für den Fisch gibt es kein Entkommen."

Gerüstet wurde vor allem in den Industriestaaten. Während in Entwicklungsländern tropischer Zonen Fischer noch barfüßig ins Meer waten und ihre Netze Hand über Hand an den Strand zerren, sitzen ihre russischen, deutschen oder japanischen Kollegen auf Drehstühlen vor komplizierter Elektronik.

Noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg waren Fischdampfer von rund 500 Bruttoregistertonnen (BRT) Standard in der mitteleuropäischen Hochseefischerei, durchweg sogenannte Seitenfänger, auf denen das unterwärts durch Rollen und Kugeln beschwerte, nach den Seiten durch „Scherbretter" gespreizte Grundschleppnetz über eine Schiffseite ausgesetzt und auch wieder eingeholt wurde. Die Beute eines jeden Fischzuges, Hol genannt, schlachteten die oft hüfttief in wabbernden Fischleibern und überkommendem Seewasser stehenden Fischer an Deck, bevor sie, mit Eisbrocken vermischt, im Laderaum gestaut wurde.

Die begrenzte Haltbarkeit des nur gekühlten Fanges hielt den Radius dieser Trawler in engen Grenzen. Ob gute oder schlechte Hols an Deck kamen, hing allein ab vom Glück und von der Erfahrung des Kapitäns. Überdies beschränkte das Grundschleppnetz die Jagdchancen: Es kann nur Fisch erfas-



Moderner Heckfänger
Horizontallote und Sonden . . .

sen, der sich auf dem Meeresboden oder dicht darüber befindet.

Mittlerweile aber erschloß das pelagische — freischwimmende — Netz Hochseefischern das Meer auch in der Vertikalen. Durch Verkürzung oder Verlängerung der Schleppleinen kann es exakt auf jede Tiefe gesteuert werden. Ortungsgeräte helfen dem Kapitänsglück nach und verkürzen die oft langwierige Suche nach dem Fisch. Die „Fischlupe", ein nach dem Echolot-Prinzip arbeitendes Vertikallot, macht auf einem Schirm sichtbar, in welcher Tiefe sich Schwärme welcher Konzentration aufhalten. Horizontallote orten lohnende Beute bis zu drei Kilometer im Umkreis. Am Netz angebrachte Sonden melden auf die Brücke der als Heckfänger ausgelegten modernen Fabrikschiffe mit Fließband und Frostanlagen, ob und welche Menge Fisch in die Maschen geht.

Eine deutsche Forschungsgruppe entwickelt derzeit ein „integriertes Fischfangsystem", das dem Schiffsführer auch die Auswertung solcher Einzelinformationen noch abnimmt: Mit den Ortungsgeräten gekoppelte Rechner klassifizieren die ausgemachten Fische nach Menge und geometrischer Verteilung, manövrieren das Fangschiff mit Hilfe der Satellitennavigation auf den Fangplatz, ermitteln die für eine optimale Fanghöhe notwendige Netzleinenlänge und Schiffsgeschwindigkeit, und dann — heißt es hoffnungsvoll in einer Informationsschrift — „setzt die automatisierte Winde das Netz aus, und für den Fisch gibt es kein Entkommen mehr".

Mit der technischen Qualität wucherten auch die Quantitäten. Die Weltfischerei-Tonnage vergrößerte sich allein in den letzten fünf Jahren um 50 Prozent auf 10,7 Millionen BRT. Die allgegenwärtigen Japaner, vom Ertrag her erste in der Rangliste, stießen bis in den Nordatlantik vor, der wegen seiner ausgedehnten Schelfe und hydrobiologischen Verhältnisse die ergiebigste Meeresregion ist und gut ein Viertel aller Seefische liefert. Allein die Russen schraubten ihre Fangerträge seit 1955 von 2,5 auf 8,5 Millionen Tonnen hoch, und insgesamt werden derzeit jährlich annähernd 70 Millionen Tonnen Fisch aus den Meeren geschöpft — gegenüber 30 Millionen noch 1955.

Zu halten, vielleicht gar zu steigern, wäre dieser Eiweiß-Nachschub nur unter zwei Voraussetzungen:

- ▷ Die Fischerei erschließt sich, was freilich nur in begrenztem Maß möglich scheint, zusätzliche Reservoire, und
- ▷ sie hält sich strikt an die ziemlich zuverlässig errechenbaren Werte der „optimalen Dauerertragsfähigkeit" des jeweiligen Fischbestandes.

„Eine mäßig starke Befischung", erläutert Fisch-Forscher Hempel, „regt die Fischbestände zu erhöhter Produktivität an." Genauer: Durch die Befischung verringert sich zwar die Stückzahl in einem Bestand und insbesondere der Anteil alter, kaum noch wachsender Exemplare, aber die verbliebenen Fische finden nun bessere Lebensbedingungen vor und wachsen schneller.

Und so gesehen, wäre denn auch eine weitere Nationalisierung der Fischgründe — wie die in der UN-Konferenz debattierten 200-Meilen-Wirtschaftszonen — die schlechteste Möglichkeit, mit den maritimen Proteinreserven hauszuhalten. Die Welt-Fangerträge würden vermutlich stagnieren, möglicherweise zurückgehen; Fische, die der menschlichen Ernährung zugute kommen könnten, würden sich im Konkurrenzkampf untereinander erschöpfen oder an Altersschwäche eingehen.

Denn: Die potentiellen künftigen Gebieter über 25 Prozent der Meeresoberfläche sind mangels eigener Fangflotten gar nicht in der Lage, ihre jeweiligen Fischpfründen optimal auszubeuten. So bringt derzeit Argentinien in seiner 200-Meilen-Region nur 15 Prozent der dort möglichen Erträge ein, und selbst der Fisch-Staat Island kann mit seinen gegenwärtigen Kapazitäten schon im 50-Meilen-Bereich nur gut die Hälfte des Möglichen bei den gängigen Konsumfisch-Arten nutzen.

„Feilschen um Fangquoten in unerfreulichen Formen."

Machbar allenfalls, so meinen Fischereibiologen wie der Hamburger Professor Dietrich Sahrhage, leitender Direktor an der Bundesforschungsanstalt für Fischerei, sei „eine optimale Befischung und eine optimale biologische Überwachung, die dazu gehört, nur durch internationale Zusammenarbeit" — durch eine weltweite lückenlose Kontrolle der Fischbestände und nutzbaren Fischarten, durch Festschreibung jeweils zulässiger Fangquoten und Verteilung bestimmter Kontingente unter den Fischereinationen.

Regional gibt es solche Systeme bereits. Schon bald nach dem Krieg taten sich beispielsweise die an der nordatlantischen Fischerei beteiligten Länder zu Kommissionen zusammen — der für den Nordost-Atlantik zuständigen NEAFC und der ICNAF für den Nordwest-Atlantik*. Ratschläge für die „total allowable catches" — die insgesamt zulässigen Fänge — gibt diesen Kommissionen der Internationale Rat für Meeresforschung, dessen Erkenntnisse sich wiederum auf Arbeitsergebnisse nationaler Institutionen wie der deutschen Bundesforschungsanstalt stützen.

Ob jedoch diese freiwillige Selbstkontrolle hinreicht oder auch nur funk-

. . . orten die Beute kilometerweit: **Kommando-Brücke auf modernem Trawler**

* NEAFC = North-East Atlantic Fisheries Commission; ICNAF = International Commission for the North-West Atlantic Fisheries.

Gordon's.
Der Schuß Persönlichkeit im Longdrink.

Es ist und bleibt ein kleiner Unterschied, mit welchem Gin Sie Ihren Longdrink mixen. Kenner schwören auf Gordon's, auf seine feine Nuancierung, auf seinen milden Geschmack.

Schließlich ist Gordon's nicht ohne Grund der meistverkaufte Gin der Welt geworden.

Ein paar Anregungen, was Sie mit Gordon's alles machen können, gibt Ihnen unser Mix-Brevier. Sie bekommen es kostenlos von der Charles Hosie GmbH, 2 Hamburg 1, Postfach 103140.

tioniert, halten Eingeweihte für fraglich. Sie „basiert auf Vertrauen", wie Sahrhage sagt, und das ist oft schon dahin, wenn es um die jeweiligen Fangquoten geht.

Zum „Feilschen in teilweise unerfreulichen Formen" — so Dr. Joachim Genschow, bis vor kurzem Vorsitzender des Verbandes der deutschen Hochseefischereien — gibt beispielsweise der Verteilungsschlüssel Anlaß. Für die Höhe der Einzelrationen ist entscheidend, ob ein Land in vorangegangenen Jahren bei der Jagd auf bestimmte Fische und Fischbestände besonders erfolgreich war. Und so geschah es, daß die Holländer — wie Professor Klaus Tiews, Leitender Direktor an der Bundesforschungsanstalt, sagt — „für die Überfischung des Seezungenbestandes und die unverantwortliche Zerstörung von Laichgründen auch noch belohnt" wurden: Dank der großen Beute, die sie bei ihren Plattfischraubzügen gemacht hatten,

Westfälische Rundschau

„Verdammt, wieder ein Kabeljau aus Island!"

erhielten die Niederländer letzten November bei der Verteilung der Seezungen-Fänge für 1975 in der Nordsee die höchste Quote — mit 9200 von insgesamt 12 500 Tonnen.

Überdies ist kaum zu kontrollieren, ob sich manche Partner nicht doch über das zugeteilte Quantum hinaus am Fisch bedienen. Zwar setzen schon seit ein paar Jahren auf dem Nordwest-Atlantik Coastguard-Fahrzeuge oder Fischerei-Schutzboote gelegentlich einen blaugelben Stander: das Signal, daß ein von der ICNAF bevollmächtigter Kontrollbeamter auf einen Trawler übersteigen will. Er vermag jedoch nur zu erkunden und weiterzumelden, ob etwa mit Netzen verbotener Maschenweiten gefischt oder untermaßige Fische gefangen wurden. Über Fangquoten ganzer Flotten geben derlei Visiten keinen Aufschluß.

Vollends sinnlos erscheinen solche Fischerei-Verbände, wenn erst einmal die Wirtschaftszonen eingerichtet sind. Was, wieviel und ob überhaupt gefangen wird, diktieren dann die Anrainer — düstere Perspektiven auch für die bundesdeutsche Fischereiwirtschaft und ihre rund 40 000 Beschäftigten.

„Als Vorsichtsmaßnahme für diesen Tag X", so Professor Rolf Steinberg, leitender Fangtechniker an der Bundesforschungsanstalt für Fischerei, suchen deutsche Wissenschaftler auf dreierlei Wegen nach neuen Reservoiren. Und verglichen mit der herkömmlichen Fischerei ist jeder Vorstoß geographisch wie technisch ein Aufbruch in neue Dimensionen — in die Tiefsee, auf die hohe See und in die Antarktis.

So unternahm das Fischereiforschungsschiff „Walther Herwig" kürzlich eine „Tiefenfischerei"-Reise in die Gewässer westlich der britischen Inseln; seine Besatzung sollte an den Schelfabhängen jenseits der 700-Meter-Linie, dem bisherigen Tiefenlimit der kommerziellen Fischerei, Fangmöglichkeiten mit dem Grundschleppnetz erkunden.

Vom technischen Komfort her gesehen, spielt sich die Fischjagd in diesen Tiefen wieder auf Altväter-Weise ab — als „Blindfischerei", denn die heute üblichen Ortungslote zeigen dort keinen Fisch mehr an. Weitere Tücken der Tiefe: Die gängigen Rollenkugeln beispielsweise, die die Netzöffnung an der Unterseite schützen, können unter dem Wasserdruck zerspringen wie Glas, wenn sie gegen einen Stein stoßen. Die Auftriebskörper üblicher Art, die den Netzeingang nach oben halten, wiederum deformieren sich; an Deck geholt platzen sie dann, und ihre Teile — so geschehen auf einer früheren Reise der „Walther Herwig" — „fliegen wie Granatsplitter herum" (Steinberg).

Völlig ungewiß ist noch, wie groß das Nahrungsangebot für die Fische unterhalb der 700-Meter-Grenze ist, wie schnell sie also wachsen und wie stark die Bestände dort befischt werden können, ohne sie gleich zu vernichten. Und solche Wissenslücken müßten auch für den freien Ozean erst geschlossen werden, ein weiteres Ziel bundesdeutscher Fischfahnder. Überwiegend ist der Ozean blau, und „Blau", sagt Meeresforscher-Schnack, „ist die Wüstenfarbe des Meeres" — im Gegensatz zum Grün etwa der Nordsee, das auf reichen Planktongehalt und mithin reiche Fischnahrung hinweist.

Forschungsexpedition zu den Wal-Weiden in der Antarktis.

Um in der blauen Öde fündig zu werden, sind freischwimmende Netze gewaltiger Ausmaße notwendig; Jagdbeute könnten Tintenfische sein, aber auch das ist nur eine Vermutung der Meereskundler. Und da sind denn die Erfolgschancen für die längste, weiteste und aufwendigste Fischerei-Forschungsexpedition, die je unter deutscher Flagge ausgerichtet wurde, schon günstiger.

Besetzt mit Wissenschaftlern der Hamburger Bundesanstalt und des Kieler Instituts für Meeresforschung, gehen die „Walther Herwig" sowie ein gecharterter Heckfänger im Oktober auf einen Acht-Monats-Törn in die Gewässer am Rande des sommerlichen Treibeisgürtels der Antarktis. Ziel der Expedition ist ein der Garnele ähnelndes Krebstier von durchschnittlich vier bis fünf Zentimetern Größe: die Euphausia superba, auch Krill genannt.

Einst waren die antarktischen Krill-Bestände Weiden der längst stark dezimierten Wale. Die Russen begannen das nun nahezu brachliegende Proteinreservoir vor ein paar Jahren als erste zu nutzen. Und die „Walther Herwig"-Crew will im Herbst rationelle Fangtechniken, Möglichkeiten der Krill-Ortung und vor allem der Verarbeitung auskundschaften. Denn fangfrisch auf den Tisch kommen wird der Walfraß sicherlich nicht, sondern nur über Umwege als Krill-Extrakt für Proteinbeimischungen zu anderen Lebensmitteln oder als Krill-Mehl für die Verfütterung an Geflügel und Vieh.

Gleichwohl kann der Krill, so Professor Steinberg, der den technischen Teil der Expedition leitet, „den größten Einfluß auf die Fischerei haben": Schätzungen über die in der Antarktis vorhandenen Krillmengen reichen von einer bis zu fünf Milliarden Tonnen, Prognosen über die jährlich möglichen Entnahmen von 60 bis zu 300 Millionen Tonnen.

Nur den geringsten Schätzwert angesetzt, könnte so die Eiweiß-Versorgung aus den Meeren verdoppelt werden. ◆

Das prickelfrische Duschdas läßt Sie schon am Morgen große Sprünge machen.

Duschdas. Plötzlich ist Seife altmodisch.

DD 3/75

Wer unseren Männern bei ihrer Arbeit in der Nordsee zusehen will, muß hoch hinauf.

Alles ist hoch, was mit Ölförderung in der Nordsee zu tun hat. Das Risiko. Die Investitionen. Die Bohrinseln und Förderplattformen. Hoch wie ein Fernsehturm, denn die Nordsee ist tief. Und wild. Mit bis zu 20 Meter hohen Wellen.

Plattformen, wie sie in flacheren Küstengewässern eingesetzt werden, haben in der Nordsee keine Chance. Neue mußten konstruiert werden. Gewaltiger. Stabiler – und entsprechend teurer. Solche Förderplattformen kosten 250 Millionen Mark und mehr.

Doch schon Jahre bevor mit der Öl- oder Gasförderung begonnen werden kann, müssen alle Beteiligten gewaltige Summen investieren: Für umfangreiche geologische Untersuchungen, Such- und Förderbohrungen. Für ein gewaltiges Transport- und Versorgungsnetz.

So hatte die Nordsee bereits Milliarden geschluckt, bevor das erste Öl oder Erdgas zur Verfügung stand. Aber der Aufwand ist gerechtfertigt:

Experten schätzen, daß das Nordsee-Öl 1980 rund 20% des westeuropäischen Bedarfs decken kann. Energie, die auch unser Land unabhängiger machen wird.

Viel Arbeit liegt noch vor uns. Mut, Entschlossenheit und eine Menge Geld sind erforderlich, um das Öl und Erdgas aus der Nordsee für unsere Zukunft zu erschließen.

Mehr Informationen zu diesem Thema erhalten Sie von ESSO A.G. · Information 2 · 2 Hamburg 65 · Postfach 680 120

Es gibt viel zu tun. Packen wir's an.

ESSO

Ganz wild

Ein originelles und risikoreiches Hobby findet immer mehr Anhänger: das Sammeln von antiken Wertpapieren.

Als Anno 1880 der französische Ingenieur Ferdinand de Lesseps daranging, den Panama-Kanal auszuheben, galten die Aktien der „Compagnie universelle du canal interocéanique de Panama" als begehrte Spekulationsobjekte. Neun Jahre später schon meldete der Kanalbauer Bankrott an: 600 000 Aktien, von ihren Besitzern zum Nennwert von 500 Francs das Stück gekauft, wurden Makulatur.

Ein knappes Jahrhundert nach der Panama-Pleite gibt es für die Anleihen der Canal-Compagnie wieder Bares: „Die bringen", weiß der Frankfurter

Panamakanal-Aktie

Werbeberater Harry Leck, „schon um die 100 Mark."

Die späte Hausse verdanken die alten Stücke den Ausläufern der Nostalgie-Welle, die den Sammlernaturen der Republik einen neuen Freizeit-Spaß bescherte: Animiert von einer Handvoll cleverer Manager, legen sich immer mehr Bundesbürger Kollektionen antiker Aktien zu — meist wertlose Anteilscheine von Pleitefirmen, die bisher in Bankdepots und auf Dachböden verstaubt sind.

Ob 100-Dollar-Shares der „Chicago, Burlington und Quincy Railroad Company", 20-Pfund-Obligationen des „Imperial Chinese Government" oder 1000-Gulden-Aktien, mit denen vor sechzig Jahren der Bau der „Pension Paula" im niederländischen Zandvoort finanziert wurde — neuerdings zahlen die knapp 1000 Sammler für Wertpapiere von Anno Tobak, je nach Auflage, Alter und Schönheit, Preise zwischen zehn und 2500 Mark.

Zwar betrieben einzelne Bank-Insider, wie Heinz Brestel, Finanzredakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" in Zürich, das originelle Hobby schon länger und kauften sich „im Schnitt für acht Mark das Stück" (Brestel) komplette Altpapier-Sammlungen zusammen. Doch erst jetzt wird der Markt von Brokern und Briefmarkenhändlern aufbereitet, die Preise ziehen kräftig an.

Seit zwei Jahren ist etwa Werbemann Leck, der bei der Suche nach ausgefallenen Geschenken für seine Kunden auf die antiken Aktien stieß, im Geschäft. Als er merkte, „daß die Leute ganz wild auf die Dinger waren" (Leck), kaufte er bei Banken und Börsen Anleihen und Schuldverschreibungen aus aufgelösten Depots. Jetzt offeriert er die „Nonvaleurs" den Lesern des „Antiken Wertpapier Spiegels" — eines Monatsblattes, das er eigens für den jungen Sammlermarkt schuf.

Bald machte Leck die beiden Motive seiner Kunden aus: Die einen betrachteten die längst verfallenen Papiere als historische Dokumente der Geldbeschaffung, die Glanz und Elend widerspiegeln, die anderen kaufen die alten Stücke ausschließlich wegen der dekorativen Steindrucke und Kupferstiche.

Wiener Opern-Aktie

Und sie kaufen nicht schlecht: Marktmacher Leck wurde allein 1974 mehr als 5000 alte Wertpapiere bei Unternehmen los, die mit gerahmten Aktien Treppengänge und Büros ihrer Hochhäuser schmückten. Dazu kommen ungezählte Exemplare, die der Frankfurter allmonatlich an die echten Sammler verkauft.

Neben Leck verdienen auch andere Anbieter am neuen Hobby mit. In München hat sich die Schauspielerin Eva Christian, die ihre Ware per Post aus Hongkong bezieht, nebenberuflich auf den Vertrieb chinesischer Wertpapiere spezialisiert. Briefmarkenhändler Gottfrid Haas aus dem baden-württembergischen Asperg versteigert an jedem ersten Mittwoch im Monat seine Altpapier-Bestände. Der Zürcher Fortuna-Verlag setzte vergangenes Jahr allein 5000 Stücke ab.

Für die Sammler der nostalgischen Noten scheint freilich zu gelten, was Verkäufer Leck als Merksatz über die ursprünglichen Besitzer verbreitet: „Die Käufer waren immer beschissen." Denn zum einen legen die Händler, wie Kenner Brestel weiß, „die Preise willkürlich fest", zum anderen ist die Hoffnung auf Wertsteigerung minimal: Die meisten Aktien sind Massenware, nur die seltenen Sperrwerte, deren Auflage wenige tausend Exemplare nicht überstieg, bergen echte Gewinnchancen.

Größer als möglicher Profit ist das Verlustrisiko: Kein Sammler kann in jedem Fall wissen, wieviel Stücke einer Aktie einst ausgegeben wurden und wie viele noch heute existieren. „Da schaut", gibt auch Kenner Leck zu, „niemand recht durch."

Amerikanische Eisenbahn-Aktie

Historische Wertpapiere: „Da schaut niemand durch"

So kann das neue Hobby auch für Händler peinlich werden, wenn Dachböden und alte Schatullen Überraschungen preisgeben. Noch im April offerierte das Wirtschaftsmagazin „Capital" seinen Lesern Shares der „Missouri, Kansas and Texas Railway Company" mit dem Slogan: „Von dieser Aktie existieren insgesamt nur noch 500 Exemplare." Künftig wird die Texas-Aktie (Preis: 50 Mark) gar nicht mehr selten und schon für fünf Mark zu haben sein: Beim Abriß einer alten Villa fanden Bauarbeiter eine verrottete Kiste. Inhalt: 30 000 Texas-Railway-Aktien. ◆

ROTHMANS INTERNATIONAL

Das Luxus-Format, der exquisite Geschmack und die besondere Ausstattung jeder ROTHMANS INTERNATIONAL mit einem fein ziselierten Filter-Goldband machen diese Cigarette zu einem besonderen Genußerlebnis.

20 Stück DM 2,50

Das Haus Rothmans of Pall Mall ist seit 1890 Manufaktur bester Cigaretten. Unverändert wird die Tradition gepflegt, exklusive, internationale Clubs täglich mit der hauseigenen Equipage zu beliefern.

Darüber hinaus haben Rothmans-Cigaretten Anerkennung in aller Welt gefunden. Sie werden in über 160 Ländern und auf mehr als 140 Schiffahrts- und 100 Luftlinien geführt.

Goergen-Prozeß: Ende einer Affäre

Fritz-(„Prinz"-) Aurel Goergen, Multimillionär und früherer Henschel-Generaldirektor, dem Betrug und Untreue bei einem Fünf-Millionen-Rüstungs-Deal angelastet wurden, hat verloren: Die letzte Entscheidung der achten Großen Strafkammer des Landgerichts Koblenz, vor der 1971 der Prozeß begann, ist rechtskräftig. Als ihn damals der Einkaufsdirektor belastete und Goergen-Vize Leonhard Lutz — unlängst mit dem Stumm-Konzern falliert — die Aussage verweigerte, war der 61jährige Manager plötzlich erkrankt, und das Gericht hatte dann, weil er „niemals mehr verhandlungsfähig" werde, das Verfahren eingestellt. Jetzt wurde, auch von der „FAZ" als die „faktische Rehabilitierung Goergens" bekanntgemacht, der letzte Kostenbeschluß rechtskräftig, der die Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft regelt. Er lautet: „Der Angeklagte ist nicht aus der Staatskasse zu entschädigen."

Goergen

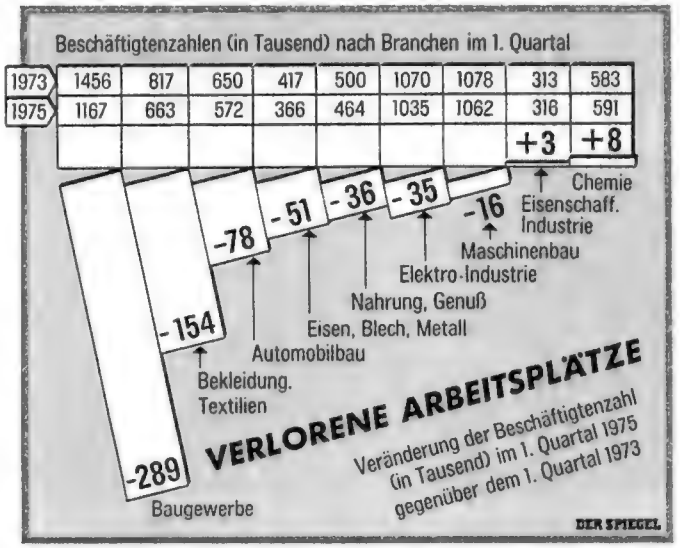
Totales Patt im Thyssen-Aufsichtsrat

Hans-Günther Sohl, Intimfeind der Bonner Mitbestimmungs-Pläne, erlebt im eigenen Haus seit fast einem Jahr die schlimmste aller befürchteten Situationen: das totale Patt. Seit dem Tode des ehemaligen Düsseldorfer Regierungspräsidenten Kurt Baurichter versuchen die je zehn Arbeitnehmer und Kapitalvertreter im Thyssen-Aufsichtsrat vergeblich, sich auf einen neuen neutralen 21. Mann zu einigen. Die Gewerkschafter favorisieren den Oberhausener Oberstadtdirektor Raimund Schwarz (SPD), die Gegenseite den Landesarbeitsamts-Präsidenten Alois Degen (CDU). Trotz Stimmenpatts kam es bisher zu keiner einzigen Kampfabstimmung, das Unternehmen blieb voll manövrierfähig.

Letzter Ausweg: Dreirad-Maserati

Die italienische Regierung, ohnehin von Milliardenverlusten vieler Staatsunternehmen heimgesucht, engagiert sich vermutlich bei einer weiteren Pleitefirma, der Sportwagenfabrik Maserati. Der Hauptaktionär Citroën hatte im Mai beschlossen, das unrentable Maserati-Werk in Modena zu liquidieren. Die Gewerkschaften, um die 800 Maserati-Jobs besorgt, protestierten gegen die Schließung der Fabrik, die auch Motoren für das Citroën-Coupé SM liefert. Eine Auffanggesellschaft, an der sich der Staatskonzern Gepi zu 60, der Motorradfabrikant de Tomaso zu 40 Prozent beteiligen, soll nun Maserati für einen Kaufpreis um 20 Millionen Mark übernehmen und — unter anderem — Dreirad-Lieferwagen produzieren.

Maserati-Sportwagen



Arbeitnehmer in der Industrie werden von der Konjunkturflaute härter getroffen als die Beschäftigten anderer Wirtschaftszweige. In der Industrie gingen von 1973 bis April 1975 knapp neun Prozent der Arbeitsplätze verloren, in der Gesamtwirtschaft hingegen nur 4,6 Prozent.

Firmen-Ausverkauf beim AEG-Konzern

Ein umfangreiches Umstrukturierungsprogramm hat der AEG-Aufsichtsrat bei Konzern-Chef Hans Groebe in Auftrag gegeben. Was Groebe zur Bereinigung des angeschlagenen Elektrokonzerns zum Verkauf empfiehlt, wollen sich die AEG-Räte am 18. August, einen Tag vor der Berliner Hauptversammlung, vortragen lassen. Neben einem Verkauf der Olympia Werke in Wilhelmshaven schwebt Groebe vor, die ertragsschwachen Telefunken-Werke in Hannover in engere Kooperation mit einem anderen Partner, möglicherweise Philips oder Grundig, zu treiben.

Ami-Zigaretten für den Ostblock

Ami-Zigaretten, im Ostblock begehrt, aber bislang schwer erhältlich, werden künftig auch in Bulgarien gedreht. Die amerikanische R. J. Reynolds Tobacco Co. hat mit der bulgarischen Tabakmanufaktur die Lizenzproduktion der „Winston" vereinbart. Die Reynolds-Zigarette, so erwarten die US-Hersteller, wird von den Bulgaren auch in die Sowjet-Union, DDR, CSSR und nach Ungarn exportiert.

Sozialistenchef Soares: „Das Volk ist nicht mit der MFA"

Portugal: „Marschier voran, Genosse!"

Sozialist Mário Soares suchte die Konfrontation mit den Militärs und verlangte die Abberufung des KP-nahen Premierministers General Vasco Gonçalves. Doch am vorigen Freitag entsandte das Plenum der Streitkräftebewegung den General gar in ein neugebildetes oberstes Militär-Triumvirat, das Portugals Geschicke lenken soll.

Kubas Regierung stellte ein startklares Flugzeug bereit: Der portugiesische General Otelo Saraiva de Carvalho, zu Gast auf Castros Insel, sollte jederzeit sofort nach Lissabon zurückkehren können.

Hauptmann Vasco Lourenço, der Sprecher des portugiesischen Revolutionsrats, war — anders als geplant — gar nicht erst mitgereist in die Karibik. Gleichzeitig verschob General Carlos Fabião, der Stabschef des Heeres, einen Besuch in London. Außenminister Major Ernesto Melo Antunes sagte seine vorgesehenen Gespräche mit der EG in Brüssel ab.

Die drei Mitglieder des Revolutionsrats wollten in Lissabon sein in einem Moment, wo Portugal auf die vielleicht entscheidende Kraftprobe um seine politische Zukunft zusteuerte: Die wohl schwerste Krise des 15 Monate alten Regimes, die Mitte Juli mit dem Rückzug der Sozialisten und Sozialliberalen aus dem Kabinett ausgebrochen war, steigerte sich zum erbitterten Kampf um die Neubildung der Regierung.

Die erste Runde hatten die Sozialisten gewonnen. Eindrucksvoll konnte Sozialistenchef Mário Soares den Kommunisten und parteifeindlichen Militärs die Stärke seiner Bataillone vorführen: 70 000 Demonstranten in Porto und fast 100 000 in Lissabon bekräftigten am vorletzten Wochenende die Soares-Forderung nach Demokratie.

Kläglich scheiterte der Versuch der Kommunisten, die Machtdemonstrationen der Rivalen zu verhindern. Der Aufruf der Parteiführung, „den Marsch der Reaktion auf Porto" durch Barrikaden an allen Zufahrtsstraßen der Stadt zu stoppen, blieb erfolglos. In Lissabon, wo die KP ihre Anhänger ebenfalls an die Einfallchausseen beordert hatte, übernahmen Soldaten der Sicherheits- und Ordnungstruppe Copcon die Straßenkontrollen, um Zusammenstößen zwischen Kommunisten und Sozialisten vorzubeugen.

Regierungschef Gonçalves
„Vasco raus!"

Vergebens hatte KP-Chef Alvaro Cunhal im Präsidentenpalast von Belém versucht, die Offiziere des Revolutionsrats für ein gemeinsames Vorgehen gegen die angeblich gefährliche „Offensive der Reaktionäre" zu mobilisieren. Auch die für Portugals „Bewegung der Streitkräfte" (MFA) ungewohnten und sie gewiß kränkenden Schmähungen sozialistischer Demonstranten, „Das Volk ist *nicht* mit der MFA", konnten dem Revolutionsrat nicht ein einziges öffentliches Wort der Kritik an der Soares-Partei entlocken.

Vielmehr bot Präsidenten-General Costa Gomes sozialistischen Politikern an, sich an einer neuen Regierung zu beteiligen. Doch Soares lehnte jede Mitarbeit seiner Partei ab, solange der als KP-Freund angesehene General Vasco Gonçalves, 54, Premierminister bleibt, und drohte, kooperationswillige Genossen aus der Partei auszuschließen.

Bestärkt von den Sprechchören seiner Anhänger, „Vasco raus!"; sah Soares die Gelegenheit gekommen, den KP-Einfluß in der Militärspitze zu brechen, und forderte formell die Ablösung des Regierungschefs: „Die MFA sollte lieber eine andere, von den Parteien wirklich unabhängige Persönlichkeit aussuchen."

Indem er zum ersten Mal öffentlich einen führenden Vertreter der Streitkräfte-Bewegung angriff, setzte der Sozialistenchef offenbar gezielt auf die sich verschärfenden Divergenzen innerhalb der MFA. Denn Gonçalves, „der

Kopf“ (so Spínola) des April-Putsches, ist bei den eigenen Kollegen unter Beschuß geraten.

Während ihm vor allem die Gemäßigten vorwerfen, daß er den Vormarsch der Kommunisten in Gewerkschaften, Presse und Kommunalverwaltung zumindest zugelassen und damit dem Parteienstreit Auftrieb gegeben hat, kreiden ihm auch andere Revolutionsratskollegen an, daß die Regierung vor den Nöten des Landes versagt.

Unaufhaltsam stürzt das Land ins Wirtschaftschaos. Das Bruttosozialprodukt wird in diesem Jahr um sechs Prozent zurückgehen, die Inflationsrate vermutlich auf 30 Prozent steigen. Die Devisenreserven werden bis Ende des Jahres aufgezehrt sein. Die Zahl der Arbeitslosen hat sich in knapp einem Jahr auf jetzt fast 300 000 verdoppelt.

Obendrein kehren jeden Monat Tausende von Aussiedlern aus Angola ins Mutterland zurück. Die Regierung in Lissabon, so scheint es, kann kaum verhindern, daß diese größte Afrika-Kolonie noch vor der Unabhängigkeit im November in einen Bürgerkrieg der drei zerstrittenen Befreiungsbewegungen steuert. Und jüngst zettelte eine neue, möglicherweise aus den USA finanzierte, Unabhängigkeitsbewegung Unruhen sogar in einem Territorium an, das nach dem Willen Lissabons bei Portugal bleiben soll: auf den Azoren.

Das nach einer zwölfstündigen Nachtsitzung, einer der üblichen Marathondebatten, des Revolutionsrates am vergangenen Dienstag früh herausgegebene spärliche Kommuniqué verteidigte Regierungschef Gonçalves mit keinem Wort gegen die Rücktrittsforderungen der Sozialisten. Freilich: Auch von einer Regierungsübernahme durch einen Gemäßigten wie Außenminister Melo Antunes, die manche Beobachter und vielleicht auch Soares für möglich gehalten hatten, war nicht die Rede.

Statt dessen startete die für Propaganda zuständige, der KP nahestehende, 5. Abteilung des Generalstabs in Zeitungen und Rundfunk eine massive Kampagne für Premier Gonçalves und gegen die Sozialisten. Parteiführer Soares wurde der Demagogie und Verleumdung beschuldigt. Den Regierungschef Gonçalves ermunterte dagegen ein häufig ausgestrahltes Liedchen: „Marschier voran, Genosse Vasco, wir werden dein Stahlschild sein.“

Eine Zeichnung in der kommunistisch beherrschten Morgenzeitung „O Século“ zeigte einen auf Gonçalves gerichteten Mörser, der nach hinten losgeht und Kanonier Soares in die Luft jagt. Tatsächlich verloren die Sozialisten gegenüber dem vorrückenden General Gonçalves wieder an Boden.

„Die ideologischen Angriffe auf die MFA“, schrieb das „Diário de Lisboa“, bringen keineswegs die erhoffte Spaltung, sondern stärken vielmehr die Geschlossenheit um General Vasco Gonçalves.“ Der Generalsekretär der ebenfalls aus der Regierung ausgescherten sozialliberalen PPD, Emídio Guerreiro, kritisierte nun nicht etwa den Regierungschef, sondern die Haltung der Sozialisten, „die die Freiheit in Portugal gefährde“. Sogar in der Soares-Partei zeigte sich Neigung zur Fahnenflucht: Vier Genossen waren angeblich zur Zusammenarbeit mit dem Premier bereit.

Dies und schließlich auch die — freilich keineswegs von Soares gesteuerte — Welle antikommunistischer Ausschreitungen im konservativen Norden Portugals, wo über ein Dutzend KP-Büros verwüstet und Parteimitglieder verprügelt wurden, hatte die Position der, von Linksradikalen bereits als „konterrevolutionär“ diffamierten, gemäßigten Offiziere geschwächt, als am vergangenen Freitag die MFA-Vollversammlung in Lissabon zusammentrat.

Vor drei Wochen erst hatten sie vor dem 240-Mann-Plenum, das insgesamt radikaler ist als der Revolutionsrat, bei der Abstimmung über ein künftiges Rätesystem eine Niederlage erlitten. Nun scheiterte der Angriff auf Gonçalves: Die Vollversammlung entsandte ihn vielmehr — gemeinsam mit Staatschef Costa Gomes und Copcon-Chef Carvalho — in ein neugeschaffenes Militär-Triumvirat, das Portugals Geschicke künftig lenken soll.

Die Führer der gemäßigten Revolutionsrats-Fraktion, darunter Außenminister Melo Antunes, waren zu der Sitzung nicht erschienen.

Sozialistische Demonstranten, angezündeter KP-Kiosk in Porto: Unaufhaltsam . . .

. . . in das Wirtschaftschaos: **Copcon-Straßenkontrolle in Lissabon***

* Am vorletzten Sonnabend, dem Tag der sozialistischen Großkundgebung.

„Wir werden nie aufhören zu kämpfen“

SPIEGEL-Interview mit dem portugiesischen Sozialisten-Chef Mário Soares

SPIEGEL: Dr. Soares, Sie haben uns vor einem Jahr gesagt: „Die Schlacht ist noch nicht gewonnen“. Ist sie aber jetzt für die portugiesischen Sozialisten nicht schon verloren?

SOARES: Ich sage Ihnen ganz offen: Nein. Ich vertraue darauf, daß Sozialismus und Freiheit in diesem Lande eine Zukunft haben. Es gibt zwar im Augenblick große Schwierigkeiten, es sieht so aus, als ob wir von einem autoritären Sozialismus überschwemmt würden, aber die Schlacht ist noch lange nicht entschieden.

SPIEGEL: Ist der Bruch zwischen Ihrer Partei und der Bewegung der Streitkräfte endgültig?

SOARES: Es gibt keinen Bruch zwischen der Sozialistischen Partei und den Militärs. Der Bruch verläuft zwischen der Sozialistischen Partei und den Kommunisten, die versuchen, einen Teil der Militärs in Richtung auf eine kommunistische Diktatur in Portugal zu drängen. Aber noch ist über diese Richtung nicht entschieden.

SPIEGEL: Wenn die stärkste politische Kraft, die Sozialistische Partei, von der Macht entfernt wird, so muß sie sich unweigerlich fragen, was sie falsch gemacht hat. Was haben die Sozialisten falsch gemacht?

SOARES: In diesem Lande haben wir noch keine Demokratie. Portugal befindet sich erst, wie wir immer gesagt haben, in einer vordemokratischen Phase. Wir haben 50 Jahre Diktatur und 14 Jahre Kolonialkrieg hinter uns.

SPIEGEL: Aber dann fanden im April Wahlen statt, nach denen jedoch keine den Wahlergebnissen entsprechende Umverteilung der Macht erfolgte.

SOARES: Wir haben das akzeptiert. Aber nun müssen die Militärs sich über ihre künftige Linie entscheiden: ob sie mit einer kleinen Minderheit oder mit der Mehrheit des Volkes regieren wollen. Es geht hier nicht um Sozialismus und nicht um die Revolution. Sondern es geht darum, ob man eine autoritäre Staatsform will oder eine Demokratie, das ist alles.

SPIEGEL: Ihre Partei ist in der vergangenen Woche den Weg der offenen Konfrontation mit der MFA gegangen ...

SOARES: Den Weg der ideologischen und politischen Konfrontation, ja. Denn wenn wir jetzt schweigen würden, wenn wir jetzt nicht immer politische Demokratie forderten, würden wir unzumutbare Konzessionen an eine antidemokratische Auffassung von Sozialismus machen, die nicht die unsrige ist. Wir würden unsere Prinzipien verraten — und das werden wir nie tun. Aber diese Auseinandersetzungen sind nicht gewalttätig, sondern politisch und ideologisch.

Sozialistenchef Soares beim SPIEGEL-Interview in Lissabon*

SPIEGEL: In der letzten Zeit kam es aber durchaus auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen.

SOARES: Die Kommunisten haben in Lissabon und Porto die Bevölkerung aufgerufen, Barrikaden und Straßensperren zu errichten, um unsere Demonstrationen zu verhindern. Da wir aber die Mehrheit des Volkes auf unserer Seite haben, fanden unsere Demonstrationen trotzdem statt, und zwar mit großem Erfolg. Die stalinistische Führung der portugiesischen KP hat mit ihrer Politik denn auch tiefe Ablehnung beim Volk hervorgerufen. Es ist ein gefährliches Klima entstanden, ein Antikommunismus, wie man ihn selbst zu Salazars und Caetanos Zeiten nicht gekannt hat. Aber die KP-Führung selbst hat diese Entwicklung gefördert.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß die MFA-Offiziere sich darüber klar sind?

SOARES: Sie können das wohl kaum übersehen.

SPIEGEL: Bei den sozialistischen Demonstrationen der letzten Tage hörte man auch den Ruf: „Das Volk ist nicht mit der MFA.“ Warum hat Ihre Partei nicht schon früher erklärt, daß die MFA nicht mehr das ganze Volk hinter sich hat?

SOARES: Die MFA weiß sehr gut, daß sie viel von ihrem Ansehen bei der Masse des Volkes eingebüßt hat. Sie weiß das, es gibt Meinungsumfragen darüber, niemand zweifelt daran. Aber ich finde, daß diese Tatsache für uns eine Tragödie ist. Unserer Meinung nach muß man die MFA verteidigen, man muß ihr Einheit und Zusammenhalt geben und ihr dazu verhelfen, daß sie vom portugiesischen Volk wieder unterstützt wird.

SPIEGEL: Sie betrachten sich und Ihre Partei also immer noch als Verbündete der MFA?

SOARES: Zweifellos.

SPIEGEL: Selbst nachdem Sie aus der Regierung ausgeschieden sind?

SOARES: Ja, unbedingt. Denn die MFA repräsentiert ja die portugiesischen Streitkräfte insgesamt. Und man darf unserer Meinung nach nicht die MFA mit gewissen Kräften etwa innerhalb der 5. Abteilung des Generalstabs verwechseln. Und der Revolutionsrat hat ja inzwischen auch offen erklärt, daß es ein schwerwiegender Fehler wäre, vorzugeben, die Sozialistische Partei sei reaktionär. Das ist eine direkte Kritik an den Behauptungen der KP.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß es in Portugal eine reine Dauer-Militärregierung geben wird?

SOARES: Das ist möglich. Wenn Sie mich fragen, ob mir das angenehm wäre, muß ich sagen: Nein. Und ich glaube sogar, daß die MFA selbst sich vor dieser Möglichkeit hüten sollte; denn dann müßte sie ja die Verantwortung für alles allein tragen.

SPIEGEL: Können Sie sich vorstellen, daß Sie einmal wieder ins Exil gehen müssen?

SOARES: Keiner kann die Zukunft vorhersagen, ich auch nicht. Aber ich glaube nicht, ich fasse diese Möglichkeit nicht ins Auge. Ein Wahlspruch unserer Partei heißt: „Erst wer aufhört zu kämpfen, ist geschlagen.“ Und wir werden nie aufhören, für den Sozialismus in Freiheit zu kämpfen — wie auch immer die Kampfbedingungen sein mögen.

* Mit SPIEGEL-Redakteurin Jutta Fischbek.

Eine Art natürlicher Tod

Der „Hexer" López Rega ist verjagt, die Präsidentin ist krank — Folge eines siebenwöchigen Machtkampfes mit Gewerkschaften und Militärs in Buenos Aires.

„Wir haben", befand Alvaro Alsogaray, einstmals Wirtschaftsminister in Argentinien, „jetzt wohl den letzten Akt des Dramas erreicht."

Das Drama mit dem Titel „Juan Domingo und María Estela (genannt Isabelita) Martinéz de Perón" begann vor zwei Jahren, als sich in Madrid der alternde Ex-Diktator zum Comeback auf Argentiniens politischer Bühne entschloß.

Nach dem ersten Akt war der männliche Titelheld, 78, gestorben, er hinterließ eine häufig weinende Witwe, 43, mit der Last seiner Nachfolge — und den gemeinsamen Freund López Rega, genannt „El Brujo", der Hexer. Der wurde im zweiten Akt verjagt, und die Katastrophe begann: Szenen der Agonie einer Präsidentin, des von ihr beherrschten Staates und des Peronismus.

Bis Freitag voriger Woche wollten in Buenos Aires Gerüchte nicht verstummen, daß Isabelita im 13. Monat ihrer Amtszeit um Urlaub bitten werde: um die Folgen einer Grippe, ein Knochenleiden, das sie zu ständigem Konsum starker Beruhigungsmittel zwingt, schwere Erschöpfungszustände physischer und psychischer Natur auszukurieren.

Das wäre der Punktsieg für Gewerkschaften, Militärs und Politiker, die Isabelita seit nunmehr sieben Wochen Schritt für Schritt die Macht abringen.

Juan Perón, der versprochen hatte, sein Volk zu einen, war bei der Heimkehr bereits todkrank gewesen. Unter seiner hoffnungslos zerstrittenen Gefolgschaft in Argentinien konnte und wollte er keinen Stellvertreter finden, der die Zustimmung aller genossen hätte. So verfiel er darauf, Isabelita zu bestimmen. Doch die ehemalige Tingeltangel-Tänzerin, so sehr sie es auch in Haartracht und Kosmetika versuchte, gleicht nicht Evita, der demagogischen, von den armen Massen vergötterten Vorgängerin an der Seite Peróns. Isabelitas Ausstrahlung ist fad, über ihren politischen Verstand herrschte allzeit Einmütigkeit: Sie hat keinen.

Mithin ist eher verwunderlich, daß sie sich mehr als ein Jahr im Amt hält — zunächst dank López Rega, 58, Spiritist und astrologischer Scharlatan, der sich in Madrid im gemeinsamen Exil vom Gärtner zum engsten Vertrauten der Peróns emporgedient hatte und nach der Rückkehr prompt mit dem einflußreichen Wohlfahrtsministerium bedacht wurde.

Als Privatsekretär Isabelitas war er nach Peróns Tod der eigentliche Präsident Argentiniens. Er brachte die Politik auf immer rechteren Kurs, nachhaltig unterstützt von der Terror-Organisation „AAA" („Argentinische Antikommunistische Allianz"), die nach dem Muster brasilianischer Todesschwadronen Jagd nicht nur auf Linke, sondern sogar auf gemäßigte peronistische Politiker macht. Mehr als 200 Tote gehen auf ihr Konto. López Regas Kontakte zur AAA standen stets außer Zweifel. Politischer Mord, kommentierte die argentinische Tageszeitung „La Opinión", sei „zu einer Art natürlichen Todes" geworden.

Die Feindschaft der mächtigen Gewerkschaften, traditionell wichtigster Stützpfeiler des Peronismus, hatte sich López Rega Anfang Juni zugezogen, als er seinen Freund und Wirtschaftsminister Celestino Rodrigo einen Sanierungsplan für die zerrütteten Staatsfinanzen vorlegen ließ. In einer Zeit, in der die Inflation bei jährlich 200 Prozent angelangt, der Peso um 50 Prozent abgewertet worden war, sollte das Programm voll auf Kosten der Lohnempfänger durchgezogen werden.

Bereits mit den Arbeitgebern ausgehandelte Lohnerhöhungen bis zu 130 Prozent lehnte die Präsidentin Ende Juni rundweg ab und verfügte durchgehend 50 Prozent — die Antwort hieß Generalstreik. Der war so wirksam, daß Isabelita am 8. Juli zurücksteckte.

Gleichzeitig, auf massiven Druck von Gewerkschaften und Militärs, mußte sie sich von ihrem Hausgenossen trennen, dem hypnotische Kräfte über sie nachgesagt werden: Das gesamte Kabinett bot den Rücktritt an, im Fall des Wohlfahrtsministers wurde er angenommen.

Von nun an ging es abwärts mit der Hausmacht des Hexers. Als erstes wurde der gemäßigte Peronist Italo Luder zum Senatspräsidenten gewählt. Der Posten war vakant, monatelang hatte López Rega die Wahl zu verhindern gewußt. Grund: Im Fall von Krankheit oder Rücktritt des Präsidenten wird der Senatspräsident, bei dessen Verhinderung der Kammerpräsident Staatsoberhaupt. Und er hieß Raúl Lastiri: López Regas Schwiegersohn.

Kaum war López Rega — in aller Form mit dem Präsidentenjet „Patagonia" — am vergangenen Wochenende ins Ausland abgedrängt, purzelten seine Getreuen: Am Montag demissionierten Wirtschaftsminister Rodrigo, Wohlfahrtsminister Carlos Villone sowie dessen Vetter José María Villone, Informations-Staatssekretär. Am Mittwoch, nach Geschrei und Schlägerei im Parlament, sah auch Schwiegersohn Lastiri keinen Ausweg mehr und ging.

Aus der Casa Rosada, dem Präsidentenpalais an der Plaza de Mayo, drang die Kunde, die Präsidentin müsse ein wenig das Haus hüten, sie wiege nur noch 87 Pfund, die Sorge um Land und Leute hätten zu sehr an ihr gezehrt.

Sollte der Vorhang fallen, ist für die Glücklose nach ihrem Abritt gesorgt. Seit einer Woche bereitet López Rega Quartier — in Madrid, Villa „17 Oktober", die bis 1973 das Trio Rega-Perón beherbergt hatte. ◆

Präsidentin Isabelita Perón*, Vertrauter López Rega (3. v. l.): Zehrende Sorge

* Bei der Amtsübernahme 1974.

Afrika: Abschied für Millionen Weiße

Weiße Angolaner wollen in 2500 Fahrzeugen zurück nach Europa trecken: Nach dem Fall der Portugal-Kolonien Moçambique und Angola bersten die letzten weißen Bastionen in Afrika. Während in Uganda der Gipfel der Staaten der „Organization of African Unity" (OAU) tagt, richten sich Millionen Weiße ein, Afrika zu verlassen.

Guerillas in Rhodesien: „Es ist wie mit den Amerikanern in Vietnam"

In der Ankunftshalle des Lissabonner Flughafens weinten übermüdete Kinder. Abgehetzte Frauen schimpften hysterisch: „Die MPLA hat unsere Häuser gestürmt und unsere Töchter vergewaltigt. So sind die Schwarzen."

In einer anderen Halle redeten aufgeregte Offiziere auf Soldaten ein, die sich auf dem Boden niedergelassen hatten. Die jungen Männer in den Tarnanzügen weigerten sich, dorthin auszufliegen, von wo die kreischenden Frauen gekommen waren — nach Angola.

Ein wütender Feldwebel drohte mit dem Kriegsgericht. Doch ein bärtiger Hauptmann zeigte Sympathien für die Befehlsverweigerer: „Niemand möchte als Letzter in Afrika fallen. Es ist wie mit den Amerikanern in Vietnam."

Was sich in diesen Monaten im südlichen Afrika abspielt, übertrifft indes die historische Dimension des Vietnam-Desasters der Amerikaner. Nach 500 Jahren fallen auf dem Schwarzen Kontinent die letzten Bastionen des weißen Mannes. Obwohl der Erdteil kein Dien Bien Phu und keine Tet-Offensive erlebte, sehen sich die Mächtigen von einst nun als Afrikas „lost white tribes", die verlorenen weißen Stämme. Die Nachfahren jener Europäer, die einst mit Büchse und Bibel per Segelschiff und Ochsenkarren den Kontinent erobert hatten, machen sich mit dem Gedanken vertraut, Afrika Addio zu sagen.

Schon hat etwa die Hälfte der einst 200 000 Weißen Moçambique verlassen, das am 25. Juni unabhängig wurde. Über 100 000 der früher 600 000 weißen Angolaner sind abgereist. Die Verbliebenen schlagen sich um Schiffsplätze und bieten in Zeitungsannoncen Häuser für Flugtickets. Doch auf Monate hinaus sind alle Maschinen und Schiffsplätze ausgebucht.

Der Exodus könnte zur Völkerwanderung anschwellen, wenn nach dem Fall der beiden Portugal-Kolonien der Dekolonisierungsprozeß auch Rhodesien (270 000 Weiße), Südwestafrika (100 000 Weiße) und die Republik Südafrika (vier Millionen Weiße) erfaßt.

Wie nach dem Zweiten Weltkrieg könnten Millionen Heimatloser nach Westeuropa fluten — weit mehr jedenfalls als die 960 000 Algerien-Franzosen, die 1962 das unabhängig gewordene nordafrikanische Land verließen.

Verunsichert sind die Weißen in den letzten von ihnen regierten Gebieten Afrikas allemal:

- Das Einwanderungsland Rhodesien — in Planspielen des südafrikanischen Verteidigungsministeriums bereits „gone black" — registrierte in den ersten vier Monaten dieses Jahres die Rekordzahl von 3230 Auswanderungen. Die Rhodesier fürchten den Zusammenbruch ihrer Wirtschaft, wenn sich Moçambique dem Uno-Boykott gegen die einstige britische Kolonie, die keinen Hafen hat, anschließt. Arbeitslosigkeit und Preissteigerungen aber erhöhen die Gefahr von „chimurenga", dem Aufstand der Schwarzen.
- Im von Südafrika regierten Südwestafrika (Namibia) stellten im vergangenen halben Jahr fünf US-Ölkonzerne trotz verheißungsvoller Funde die Versuchsbohrungen ein. Getty Oil: „Wegen zu erwartender politischer Veränderungen." Farmer bieten ihren Besitz zu Schleuderpreisen an, und Windhuks deutschstämmiger Bürgermeister Ernst Günther Kaschik „müßte lügen", wenn er „nicht zugäbe, daß Geld transferiert wird".

▷ Südafrika will sich in einer dramatischen Neuorientierung seiner Außenpolitik der neuen Lage anpassen: Es ließ im vorigen Jahre weiße Moçambiquer im Stich, die gegen die drohende Machtübernahme der Frelimo rebellierten, und sucht freundschaftliche Beziehungen zu allen schwarzen Regierungen. Gleichzeitig brachte Pretoria aber das Militärbudget auf den bislang höchsten Stand: 3,31 Milliarden Mark. Die Zukunft am Kap scheint dennoch vielen ohne Hoffnung. Kfz-Schlosser Manuel Ferreira aus Pretoria: „Ein paar Jahre kann man hier noch Geld machen. Aber dann heißt es abhauen."

Die Baas und Bwanas packen ihre Koffer, weil sie erwarten, daß die einst von einer straffen Kolonialadministration regierten Gebiete nur über blutige Stammeskämpfe zu Nationen zusammenwachsen können, ein Kongo-Chaos, in dem die Weißen als Sündenböcke leiden müßten. Die Senhors und Massas fürchten die Rache der generationenlang Unterdrückten und Gedemütigten. Vor allem mögen sie sich nach Jahrhunderten unangefochtener Herrschaft nicht vorstellen, was allein ihr Bleiben garantieren könnte: mit den Schwarzen als Gleiche unter Gleichen zu leben.

„Reaktionäre müssen nicht weiß sein."

„Schwarze Führer wie Tansania-Präsident Julius Nyerere und Frelimo-Chef Samora Machel sind sicher keine Rassisten", weiß der liberale Ingenieur Raul Teixeira aus Moçambique. „Aber als Revolutionäre wollen sie die Bourgeoisie entmachten, und die Bourgeoisie, das sind im südlichen Afrika nun einmal wir Weißen."

Nicht nur im südlichen Afrika. Geschäftsleute, Großfarmer, Ingenieure sind auch in den Staaten nördlich des Sambesi überwiegend nicht schwarz, sondern braun oder weiß. Und so gerne die unabhängigen Staaten hellhäutige Experten für ein paar Jahre als notwendige Entwicklungshelfer begrüßen, die alteingesessenen Fremden sollen gehen:

Zaire-Präsident Mobutu wies 30 000 aus Portugal, Griechenland und Pakistan stammende Händler aus. In Äthiopien packen 6000 Weiße italienischer Abstammung ihre Sachen, die in der Bürgerkriegsprovinz Eritrea noch viel Einfluß hatten. Der kontinentweiten Politik der „Afrikanisierung" fielen in Ghana und Nigeria Tausende von Libanesen betriebene Geschäfte zum Opfer. Weiße Großfarmer mußten in Kenia und Tansania ihren Besitz aufgeben. Aus Uganda verjagte Idi Amin* neben ein paar tausend Weißen fast die gesamte asiatische Bevölkerungsgruppe

* Siehe Titelbild.

Von Weißen verlassenes Haus in Moçambique: Die Baas und Bwanas . . .

. . . packen ihre Koffer: **Aufbruch in Moçambique, Angola-Flüchtlinge in Lissabon (u.)**

von rund 50 000 Menschen. Das westafrikanische Sierra Leone wollte den Moskito zum Staatssymbol erheben, weil das Malaria bringende Insekt die Ansiedlung von Weißen verhinderte.

„Die Anwesenheit von weißen Farmern, Technikern und Geschäftsleuten", fand die Londoner „Times", erinnere die Afrikaner immer wieder daran, daß der „Weg nach vorn ein ausländischer Weg" sei. Der Weiße werde zum „Symbol dieser Frustration" der Schwarzen.

Zum Alptraum der Weißen wurde hingegen Feldmarschall Idi Amin, diese Woche Gastgeber der Gipfelkonferenz der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU), ein durchaus atypischer afrikanischer Führer. Seine Geiselnahme eines britischen Lehrers beeindruckt weit mehr, als wenn etwa die

Frelimo drei Weiße und den Inder José Monteiro als Minister in die Unabhängigkeitsregierung von Moçambique beruft, Samora Machel jungen Frelimo-Kadern schwarze Gefangene vorführt: „Damit ihr seht, Reaktionäre müssen nicht weiß sein."

Mag Sambia-Minister Mwaanga den Idi Amin als „Hitler Afrikas" verdammen, Nyerere ihn als „Traumtänzer" abtun, der größenwahnsinnige, unberechenbare Halbalphabet prägt für Weiße heute weitgehend das Bild des schwarzen Afrikaners.

„So ist es, wenn die Schwarzen regieren", sagen die Weißen im Süden. Gleichzeitig plagen sie düstere Gedanken: Mögen nicht Millionen gedemütigte Schwarze die gleiche Haßliebe gegenüber ihren Herren empfinden wie Amin? Werden die ungebildeten schwarzen Massen nicht zu ähnlichen Grausamkeiten fähig sein wie der Exboxer, wenn sie einmal die Macht haben?

Die Afrikaner stimmten überall begeistert zu, als in Uganda Amin die Inder vertrieb, die „Juden Afrikas", die sich als Kleinhändler und Geldverleiher Haß und Neid der Schwarzen zugezogen hatten. Wenn Amin in der Affäre um den Lehrer Hills mit den Briten Katz und Maus spielte, wenn er seine ehemaligen Kommandeure in die Knie zwang und sich von vier Engländern auf einem Stuhl zu einem Empfang der afrikanischen Außenminister tragen ließ, mußte das Millionen Afrikaner mit Triumph oder doch stiller Genugtuung erfüllen.

Zur Angst vor der sozialen Umschichtung auf Kosten der Weißen — die nur mittelbar etwas mit Rasse zu tun hat — kommt so die Furcht vor den Komplexen der Kolonisierten. Sie ist sicher nicht unbegründet.

Im südafrikanischen Parys fragte die 1927 ans Kap ausgewanderte Deutsche Else von Zarnikow ihren treuen Boy Durban: „Was würdest du machen, wenn der Aufstand gegen die Weißen losbräche?" Die Antwort erschütterte sie: „Ihnen, Madam, würde ich nie etwas Böses tun können, denn ich kenne Sie. Aber ich würde in Gegenden gehen, wo ich die Weißen nicht kenne. Und hierher kämen fremde Schwarze, um zu töten."

Vor wenigen Jahren noch war den Weißen im südlichen Afrika die Vorstellung von einer schwarzen Machtübernahme völlig absurd erschienen — selbst da, wo sie jetzt schon Realität ist. „Vielleicht passiert es in ferner Zukunft einmal — aber auf keinen Fall zu unseren Lebzeiten", machte sich eine weiße Hoteliersfrau in Moçambique noch vor drei Jahren vor.

„Wenn es sein muß, essen wir sie alle zum Frühstück", hatte 1969 der südafrikanische Minister Blaar Coetzee über die schwarzen Befreiungsbewegungen gespottet. Rhodesien-Premier Ian Smith wollte glauben machen, er hätte in seinem Staat die „glücklichsten Schwarzen der Welt". Und die Portugiesen investierten Milliarden in den Cabora-Bassa-Damm in Moçambique — ein Jahrhundert-Bauwerk, das sie selbst zu nutzen gedachten.

Doch als am 25. April 1974 die Militärs in Portugal das Caetano-Regime stürzten, fielen mit Moçambique und Angola die vorgeschobenen Forts wie Kartenhäuser zusammen. Fassungslos erlebten viele Weiße, wie sich Portugals Soldaten in Moçambique mit Frelimo-Kämpfern, in Angola mit Angehörigen der MPLA, Unita und FNLA verbrüderten. Einige verkrafteten das nicht: In der moçambiquischen Hafenstadt Quelimane drehte der Polizeichef durch, in Vila Salazar erschoß sich Bonns Generalkonsul von Keudell.

Die Mehrheit der Weißen aber wollte nun gezwungenermaßen mit der Zeit gehen. Geschäftsleute in Lourenço Marques suchten die Freundschaft des Malers Malangatana, der als Frelimo-Sympathisant galt. Journalisten in Beira redeten sich mit „Genosse" an und zeigten auf ihren Schreibtischen demonstrativ Bücher des ermordeten Frelimo-Gründers Eduardo Mondlane. Alt-Pflanzer Günter Hubertus von Reibnitz bewirtete auf seiner Farm bei Vila Pery schwarze Buschkrieger.

„Wir waren die ersten afrikanischen Nationalisten."

Anfang September rebellierten dann doch Siedler gegen die Übergabe Moçambiques an die Frelimo. Da griffen die einstigen Kolonialsoldaten ein. „Seite an Seite mit Portugals Armee", konnte Frelimo-Chef Machel verkünden, sei die „Bande von Banditen, Rowdys und Reaktionären unschädlich" gemacht worden.

Erschüttert wie über Portugals Soldaten waren Moçambiques weiße Aufständische über die Nachbarn Südafrika und Rhodesien. Keines der Länder

Weiße Afrikaner Vorster, Smith: „Nur noch

Preis für die Konfrontation wäre zu hoch." Mit seinen Kontakten zu den schwarzen Staaten möchte Vorster die eigenen Schwarzen beeindrucken und sein vom Uno-Ausschluß bedrohtes Land aus der weltweiten Isolierung lösen. Er lockt die unabhängigen Nationen mit Entwicklungshilfe, bucht jede Zusage als politischen Erfolg:

- Die Zentralafrikanische Republik des Idi-Amin-Freundes Bokassa erhielt 20 Millionen Mark für den Bau eines Luxushotels.
- Sambia akzeptierte während einer Versorgungskrise mehrere tausend Sack Mais.
- Moçambique ließ südafrikanische Heuschrecken-Bekämpfer und Gleisbauer an der Bahnstrecke Pretoria/Lourenço Marques ins Land.

Die wirtschaftlich völlig verarmte Frelimo-Volksrepublik erlaubt vorerst weiterhin 125 000 Bürgern, als Devisenbringer in Südafrikas Bergwerken zu arbeiten. Moçambique wird, wie unter portugiesischer Herrschaft vorgesehen, Cabora-Bassa-Strom in den Apartheidsstaat verkaufen. Gleichzeitig aber unterstreicht Staatschef Machel, daß die Befreiung ganz Afrikas von weißer Herrschaft das Endziel der Revolutionäre bleibt. Am Vorabend von Moçambiques Unabhängigkeit mußte Pretoria sein Generalkonsulat in Lourenço Marques schließen.

Südafrika rüstet daher in seiner Epoche der Détente mehr als je zuvor. Vorsters Staat kaufte vor allem in Frankreich Düsenflugzeuge, U-Boote, Panzer und Raketen (Boden-Luft-, Luft-Luft- und Luft-Boden-Raketen). Pretoria stellt selbst leichte und mittlere Waffen her, einschließlich Bomben, Minen und Napalm-Geschossen. Es hat Öl-Vorräte für zwei bis drei Jahre gehortet und errichtet einen Atomreaktor. Es zählt zu jenen Staaten, die Atombomben bauen könnten.

Armee-Inspekteur Generalleutnant Malan forderte Südafrikas Männer und Frauen auf, die Verteidigungsbereitschaft des Landes durch freiwilligen Dienst zu erhöhen, da Südafrikas „Krisenschwelle außerordentlich niedrig" sei.

Die Verteidigungslinie ist nämlich seit dem Ende der weißen Herrschaft in Moçambique und Angola um 1000 Kilometer nach Süden gerückt — auf Kosten Rhodesiens vor allem, das jetzt wie ein „verwundeter Daumen" ins schwarz beherrschte Afrika ragt (so ein rhodesischer Offizier).

„Rhodesien ist in tödlicher Gefahr."

Während Pretoria die abgefallene Englandkolonie zunehmend als „Stolperstein für Südafrikas Außenpolitik" sieht (die regierungsnahe Zeitung „Die Transvaler"), klagen die weißen Rhodesier, daß Vorster sie „ausverkaufe", um seinen Dialog mit den schwarzen Staaten zu führen und sein eigenes Land zu retten.

Tatsächlich zwang Vorster Rhodesiens Smith, inhaftierte schwarze Nationalistenführer freizulassen; er drohte, seine Hilfstruppen aus Smiths Staat zurückzuziehen. Wenn sich Moçambique der Blockade gegen Rhodesien anschließt, wollen England und die Uno für die Ausfälle aufkommen, die der junge Staat durch den Ausfall der Transitgebühren erleidet.

„Rhodesien ist in tödlicher Gefahr", sorgte sich die Salisburyer Zeitschrift „Rhodesian Property & Finance". Das Land, das der englischen „Sunday Times" vergangenes Jahr noch wie die „Titanic" erschien, die selbstzufrieden und angeblich unsinkbar auf den tödlichen Eisberg zusteuert, bereitet sich nun auf schwere Zeiten vor.

Wie im Hitler-Deutschland während des Krieges, sind alle Bürger aufgefordert, Altpapier zu sammeln. In einer Feind-hört-mit-Kampagne warnen Plakate „Kneipen haben Ohren". Farmer verbarrikadieren ihre Häuser, ihre Frauen lernen Schießen und das Morsealphabet. Das „Bombay-Duck Curry House" in Salisburys Jamison Avenue bietet stolz „rein rhodesischen Kaffee" an; „Whimpy" in der First Street gewährt „Angehörigen der Streitkräfte in Uniform zehn Prozent Preisnachlaß".

Rhodesien erhöhte 1974 den Verteidigungsetat um 17 Prozent, und von zusätzlichen 46 Prozent für das Innenministerium und zusätzlichen 55 Prozent für Straßenbau sind ein beträchtlicher Teil verkappte Militärausgaben. Männer zwischen 18 und 22 müssen einen zwölfmonatigen Wehrdienst leisten; bis zum 38. Lebensjahr kann jeder zum Reservedienst einberufen werden. Schulabgänger werden nicht mehr zugunsten des Studiums vom Militärdienst zurückgestellt.

„Mit Moçambique ist das hier nicht zu vergleichen", erklärt ein Beamter in Salisbury, „dort sollten Portugiesen das Land verteidigen. Hier aber tun es Einheimische." Zeitungen kritisieren allerdings Drückebergerei unter Wehrpflichtigen. Und neuerdings wirbt Rhodesien ausländische Söldner an, die als Einwanderer getarnt ins Land kommen und dann sofort in die Armee aufgenommen werden.

* Im Rollstuhl ein Schwarzer, den die später getöteten Guerillas verstümmelt hatten.

Gefangene Schwarze in Südafrika, getötete Schwarze in Rhodesien*: Ausländische Söldner angeworben

Nyerere

Houphouët-Boigny

Kaunda

Amin

Schwarze Afrikaner: „Die Bande von Banditen unschädlich gemacht"

schickte Hilfe, im Gegenteil: Vorsters Apartheids-Staat stellte sich eiligst auf das neue Kräfteverhältnis in Afrika ein.

Die Kap-Herren erkannten plötzlich, daß ihnen „die Zeit davonläuft" (Außenminister Hilgard Muller). Premier Vorster bekundete den Frelimo-Führern seine „Sympathie" und wünschte ihnen „alles Gute". Vorster: „Alles, was uns interessiert, ist, daß sie zu ihrem eigenen und zu unserem Besten eine stabile Regierung bilden."

Südafrikas Außenminister sah nun sogar Parallelen zwischen Buren und Frelimo-Kämpfern: „Die Vorfahren vieler von uns führten zwei Unabhängigkeitskriege gegen die Briten. Wir waren die ersten afrikanischen Nationalisten."

Um auch nur den Schein jeder Provokation zu vermeiden, ließ Vorster nach der Moçambique-Revolte südafrikanische Militär-Lkw von der Grenze abziehen, die ins Land strömende weiße Flüchtlinge aufnahmen. „Die Südafrikaner", kommentierte ein US-Diplomat, „konzentrieren sich nur noch auf die Verteidigung des eigenen Krals."

Der eigene Kral aber könnte bald an der Ungleichheit zwischen Weißen und Schwarzen explodieren. So verdienen etwa Schwarze in der Fertigungsindustrie durchschnittlich 70 Rand im Monat, Weiße dagegen 385 Rand; in den Textilfabriken bekommen die Schwarzen 45 Rand, die Weißen 454 Rand. Die schwarze Übermacht von insgesamt 18 Millionen ist nicht in Parlament und Regierung vertreten, hat kein Streikrecht und darf nur in bestimmten Gebieten der Republik leben.

Deshalb konnte niemand überrascht sein, als nach dem Sieg der Brüder im Nachbarland Frelimo-Parolen an den Wänden von Südafrikas Vorstädten prangten und jugendliche Demonstranten Moçambiques Unabhängigkeitskämpfer hochleben ließen. Die Polizei griff gegen solche Kundgebungen hart ein. Die Behörden versuchten unter Strafandrohung, jedwede Berichterstattung darüber zu verhindern.

Gleichzeitig aber ließ die Regierung in vielen Parks und Fahrstühlen die „Nur für Weiße"-Schilder entfernen. Schwarzen wurde gestattet, in „weißen" Industriegebieten Haus- und Grundbesitz zu erwerben. Fußballer und Boxer verschiedener Rassen durften gegeneinander antreten. Im 80 Jahre alten Newlands-Stadion von Kapstadt, in dem bislang nie ein Schwarzer gespielt hatte, half der Farbige John Noble beim Rugby-Sieg über Frankreich. Zehntausende jubelten — auf noch nach Rassen getrennten Rängen.

Auch Südafrikas Verteidigungsministerium wollte die Baas-Mentalität abmildern. In einer Broschüre ermahnte es seine Soldaten: „Vermeiden Sie die schlechte Sitte, Bantus mit ‚Affe' oder ‚Pavian' anzureden ... Und wenn ihnen eine Hand zum Gruß entgegengestreckt wird, schlagen Sie ein. Ihre Hand wird davon nicht ihre Farbe ändern."

Die oberflächlichen und halbherzigen Versuche der Regierung, das Zusammenleben der Rassen im Apartheidsstaat zu harmonisieren, kommen indes offenbar zu spät. Im vergangenen Dezember versammelten sich im St. Peter's Konferenz-Zentrum von Hammanskraal bei Durban 320 Vertreter der Schwarzen, Asiaten und Mischlinge — Protestanten und Katholiken, Gewerkschafter und Lehrer. Die intellektuelle Elite ihrer Bevölkerungsgruppen diskutierte eine Black-Power-

Verteidigung des eigenen Krals"

Mobutu

Strategie, und die früher stets willkommenen weißen Sympathisanten wurden nicht einmal als Berichterstatter eingelassen.

„Du kannst bewährter Anti-Apartheidskämpfer gewesen sein, im Gefängnis, unter Polizeibeobachtung oder verbannt", klagt ein südafrikanischer Liberaler, „die jungen Schwarzen beeindruckt das keineswegs." Die „schwarzweiße Kluft in Südafrika", fand der Londoner „Observer", ist „ein Grand Canyon des Mißtrauens".

Südafrikas Regierung hofft denn wohl auch mehr auf jene Schwarzen, die nördlich ihrer Grenzen bereits unabhängige Staaten regieren. Hatten vor Jahren noch Minister die Oppositionspolitiker Helen Suzman und Colin Eglum des „Umgangs mit Freunden von Sittlichkeitsverbrechern und Mördern" geziehen, weil sie in West- und Ostafrika schwarze Staatsmänner getroffen hatten, die die Befreiungsbewegungen unterstützen, so mußten sie jetzt erleben, wie der Chef selbst nächtens zu den Schwarzen flog:

Premier Vorster reiste heimlich zu Präsident Houphouët-Boigny an die Elfenbeinküste und zu Präsident Tolbert nach Liberia. Er traf Spitzenpolitiker anderer unabhängiger Staaten und bat die Liberianer, ihm Gespräche mit Kenias Kenyatta, Zaïres Mobutu und Nigerias Gowon zu vermitteln. Vorsters Überzeugung: „Das südliche Afrika ist am Scheideweg zwischen Frieden und eskalierenden Konflikten ... Der

Reiche Weiße in Moçambique: „Wir warten nur . . .

klärung: Er zog südwestafrikanische Abgeordnete aus seinem Parlament zurück und ließ erstmalig wieder ein separates Jahrbuch über Südwestafrika drucken. Im Zeichen der Integrationspolitik war dieses Regierungsdokument vor sieben Jahren abgeschafft worden.

Südwestafrikas Bergbaugesellschaften, so berichtete Amerikas „Business Week", „sorgen sich über ihre Rolle im zukünftigen Namibia . . . und die Möglichkeit eines linken Regimes". In Johannesburg, aber auch in deutschen Zeitungen bieten „Südwester" ihren Besitz an — oft „aus Altersgründen". Denn die Söhne wandern aus.

Doch nicht alle geben auf. In Versammlungen des ultra-rechten Bundes Nationaler Deutscher (BND) agitieren Redner: „Wir dürfen uns hier nicht verschaukeln lassen à la Moçambique." Die Einwohner von Outjo erhielten mit der Strom- und Wasserrechnung Anweisungen für den Fall, daß „eines Tages Terroristen einfallen".

Weiße Südwester wollen noch kämpfen; ihre Brüder in Angola, das im No-

Das weiße Minderheitsregime sucht Verstärkung, denn die 22fache schwarze Mehrheit ist selbstbewußter geworden. Obwohl die Armee die Leichen erlegter Guerillas als Abschreckung zur Schau stellte, stoßen immer wieder Jugendliche zu den Partisanen. Wie einst die Amerikaner zahllose Vietnamesen, zwangen die Rhodesier über 100 000 Landbewohner zur Umsiedlung in 40 Wehrdörfer. In den schwarzen Slums singen Rockbands von „Black Power" und „chimurenga".

Der auf Vorsters Druck freigelassene radikale Nationalistenführer Pfarrer Ndabaningi Sithole predigt offen „befreiende Gewalt, sie ist von Gott erlaubt". Sogar sein gemäßigter Kollege, Bischof Abel Muzorewa, schließt neuerdings „bewaffneten Kampf" nicht mehr aus, „wenn es notwendig ist".

Und die schwarzen Rhodesier haben jetzt mächtige Verbündete. „Wir warten nur, bis unsere Brüder uns um Hilfe bitten", erklärte Moçambiques Außenminister Chissano, „wir sind bereit." Idi Amin vorigen Dienstag: Er sei bereit, „persönlich" eine panafrikanische Invasionsarmee gegen Rhodesien und Südafrika zu führen.

Weil die Bedrohung wächst, Betriebe zu Kurzarbeit übergehen oder schließen — Rhodesiens Deviseneinnahmen gingen in den ersten fünf Monaten dieses Jahres um 70 Prozent zurück —, verlassen gerade die jungen Rhodesier in steigender Zahl das Land. Die meisten geben vor, ihre Ausbildung vervollständigen oder Erfahrungen sammeln zu wollen. Der deutsche Restaurantbesitzer Gerhard Ziebel aus Salisbury weiß, daß viele Geschäftsleute „lieber heute als morgen verkaufen" möchten.

. . . bis unsere Brüder um Hilfe bitten": **Schwarze Arbeiter in Südwestafrika**

Verkaufen möchten auch viele Weiße in Namibia ihren Besitz, seit Südafrikas Vorster den Ausgleich mit Schwarzafrika sucht und möglicherweise die Herrschaft über die umstrittene ehemalige deutsche Kaiserkolonie Südwest aufgeben will. Denn das Wüstengebiet von der dreifachen Größe Frankreichs könnte sich für Pretoria vom nützlichen Pufferstaat zum unbequemen Unruheherd wandeln.

Vorster versprach jedenfalls seinen schwarzen Dialog-Partnern, Südwestafrika in die Unabhängigkeit zu entlassen, und verdeutlichte seine Absichtser-

vember unabhängig wird, denken nur noch ans Abreisen. Denn weil sich dort die drei rivalisierenden schwarzen Unabhängigkeitsbewegungen MPLA, Unita und FNLA ständig blutige Machtkämpfe liefern, ist in Portugals einstiger Prachtkolonie die Ordnung zusammengebrochen:

In den Straßen von Luanda stapelt sich der Müll. Stromversorgung und Telephonverbindungen funktionieren nur stundenweise. Betriebe, wie etwa Angolas einzige Reifenfabrik „Mabor", müssen wegen Materialmangels schließen. Lebensmitteltransporte aus dem

Hinterland erreichen nur mit Militäreskorte die Hauptstadt. Bei immer wieder aufflackernden Gefechten und Metzeleien starben mindestens 5000 Menschen — freilich überwiegend Afrikaner.

Weiße Angolaner demonstrierten vor dem Gouverneurssitz und vor ausländischen Botschaften für eine Luftbrücke nach Europa. Linienmaschinen und ein Charter-Jumbo der portugiesischen Gesellschaft TAP bringen gegenwärtig täglich nur einige hundert Personen außer Landes. „In Portugal will man uns nicht, weil wir als Reaktionäre gelten. Außerdem gibt es dort schon genug Arbeitslose", klagte ein weißer Angolaner. Bonns Generalkonsul Dr. Walter Groener erarbeitete zusammen mit seinem österreichischen Kollegen einen Evakuierungsplan für über 1000 Deutsche und Österreicher. Groener: „Eine großdeutsche Aktion."

Größeres plant der Fuhrunternehmer Guilherme dos Santos aus Luanda. Er will in einem „Auto-Dünkirchen" über 2000 Lkw und 500 Pkw 12 000 Kilometer durch acht Afrika-Staaten und die Sahara nach Lissabon leiten. Santos: „Jugendliche unter 15 kommen nicht mit, es wird zu anstrengend."

Vor dem großen Treck hatte sich schon ein Konvoi von vier Fahrzeugen auf den Weg nach Portugal gemacht. Man hat nichts mehr von ihm gehört.

SPIEGEL *Gespräch*

„Dialog zwischen Löwe und Schaf"

Tansania-Staatschef Nyerere über Schwarze und Weiße in Afrika

SPIEGEL: Herr Präsident, nach dem Sturz des portugiesischen Kolonialregimes scheint das Ende der weißen Herrschaft im südlichen Afrika nur noch eine Frage der Zeit. Sogar weiße Herrscher wie Südafrika-Premier Vorster spüren das offenbar. Glauben Sie, daß der „Baum der Freiheit dennoch mit Blut gewässert werden muß", wie sich kürzlich Kenias Außenminister ausdrückte?

NYERERE: Der größte Teil Afrikas erhielt seine Freiheit, ohne daß ein Baum mit Blut gewässert werden mußte. Vor allem England und Frankreich gaben schließlich politischem Druck nach. Ausnahmen waren Algerien im Norden sowie Kenia, die portugiesischen Kolonien und die noch immer weißbeherrschten Länder im südlichen Afrika. Dort wollten die Weißen die Macht nicht abgeben, und infolgedessen begann der bewaffnete Kampf — schon vor zehn Jahren.

SPIEGEL: Aber Sie würden politische Lösungen immer noch vorziehen?

NYERERE: Oh ja. Es ist sehr schwerwiegend, zu entscheiden, daß Menschen im Kampf für die Freiheit ihr Leben lassen sollen. Man kann eine solche Entscheidung nur treffen, wenn alle Versuche erfolglos waren, die Unabhängigkeit mit friedlichen Mitteln zu erreichen.

SPIEGEL: Unter welchen Umständen befürworten Sie einen Dialog mit weißen Führern im südlichen Afrika?

NYERERE: Einen Dialog, wie ihn Herr Vorster vorgeschlagen hat und wie ihn einige afrikanische Führer akzeptieren, befürworte ich keineswegs. Er ist Nonsens, denn er beruht auf der Annahme, daß sich die Probleme im südlichen Afrika von selbst lösen würden, wenn wir nur freundlich und höflich miteinander wären. Es gibt aber eine objektive Konfrontation zwischen Schwarz und Weiß im südlichen Afrika. Herrn Vorsters Dialog wäre ein Gespräch zwischen Löwe und Schaf. Ein echter Dialog wird erst möglich sein, wenn Südafrika den Rassismus aufgibt.

* Mit Erich Wiedemann und Hans Hielscher.

Nyerere (r.) beim SPIEGEL-Gespräch in Daressalam*

Julius Kambarage Nyerere

ist Afrikas bedeutendster Revolutions-Stratege. Von seinem Land aus führte die Frelimo in der Kolonie Moçambique ihren siegreichen Krieg gegen Portugal; nach dem Vorbild seines Staates wollen die schwarzen Nationalisten die Ordnung im südlichen Afrika gestalten: „Mwalimu" (kisuaheli für: der Lehrer) Nyerere errichtete im ostafrikanischen Tansania einen Ein-Parteien-Staat, in dem die Banken und großen Firmen verstaatlicht wurden. Funktionäre und Beamte dürfen weder Häuser vermieten noch Geschäfte betreiben, Luxusgüter — darunter Pkw — werden hoch besteuert. Nyerere strebt eine nach afrikanischer Tradition geformte Gesellschaft an, deren Mitglieder

SPIEGEL: Aber es gab doch in den letzten Monaten Kontakte zwischen Schwarz und Weiß. Außerdem entließ Rhodesiens weißes Minderheitsregime schwarze Nationalistenführer aus dem Gefängnis. Vorster erklärte seine Absicht, seine Truppen aus Rhodesien abzuziehen und über die Zukunft Namibias zu sprechen. Waren Sie nicht einer der Architekten dieser Veränderung?

NYERERE: Ich bin nicht der Architekt irgendeines Wandels. Er ist ein Resultat des Befreiungskampfes in Moçambique und Angola.

SPIEGEL: Aber der Fall des alten Regimes in Lissabon brachte den portugiesischen Kolonien die Befreiung.

NYERERE: Das alte Regime stürzte wegen des Freiheitskampfes in Afrika. Und die weißen Regierungen — Südafrika mehr als Rhodesien — erkannten, daß die Afrikaner es wirklich ernst meinen und notfalls bis zum siegreichen Ende kämpfen werden.

SPIEGEL: Gut, aber dann begannen Gespräche.

NYERERE: Wenn der Kampf eine bestimmte Phase erreicht hat und der Feind sagt: „Laßt uns jetzt verhandeln", das ist etwas anderes. Ich habe mitgeholfen, daß es zu Gesprächen zwischen den Portugiesen und der Frelimo kam. Wenn Sie das Dialog zwischen Tansania und Portugal nennen, habe ich nichts dagegen. Ich bin auch bereit, dazu beizutragen, daß es zu Gesprächen zwischen Rhodesiens Premier Smith und der rhodesischen Unabhängigkeitsbewegung kommt, und ich würde bei Vermittlungen helfen, wenn die Südafrikaner bereit wären, mit ihren Freiheitskämpfern zu verhandeln.

SPIEGEL: Sambia *hat* mit den Südafrikanern verhandelt.

NYERERE: Die Südafrikaner ließen erkennen, daß sie zu Gesprächen bereit waren. Da sagte Sambia-Präsident Kaunda: „Okay, aber sorgt dafür, daß die rhodesischen Nationalistenführer aus dem Gefängnis entlassen werden!" Sie wurden entlassen. Kaunda forderte: „Ziehen Sie Ihre Truppen aus Rhodesien zurück!" Südafrika antwortete: „Ja, wir werden das tun." Wenn Sie auf dieser Basis Gespräche Dialog nennen — fein.

Schwarze Afrikanerinnen, Weiße in Moçambique*: „Laßt uns jetzt verhandeln"

SPIEGEL: Aber Sie wollen keinen Dialog, wie ihn die Präsidenten Tolbert von Liberia und Houphouët-Boigny von der Elfenbeinküste mit Premier Vorster führten? Keine bilateralen Gespräche ohne Vorbedingungen?

NYERERE: Ich kenne die Absichten meiner Freunde nicht. Vielleicht denken sie wie Präsident Banda von Malawi, der sogar eine Botschaft in Südafrika unterhält. Er glaubt, die Anwesenheit eines schwarzen Botschafters werde den wundervollen Effekt haben, die Denkweise und schließlich die Politik der Weißen zu verändern. Wir glauben das nicht. Im südlichen Afrika gibt es eine Konfrontation zwischen Schwarzen und Weißen. Sie wurde von den Politikern der weißen Vorherrschaft verursacht. Man kann sie nicht hinwegdiskutieren.

SPIEGEL: Aber könnte sie nicht doch überwunden werden, etwa durch engere Wirtschaftsbeziehungen?

NYERERE: Nein, es ist Unsinn zu sagen, daß sich die Verhältnisse allmählich änderten, wenn wir in Südafrika investieren.

SPIEGEL: Akzeptieren Sie keinerlei Unterscheidung zwischen Handel und Politik? Südafrika zum Beispiel ist Bonns bedeutendster Handelspartner auf dem Kontinent, andererseits aber verurteilt die deutsche Regierung die Apartheidspolitik und tritt für die völlige Entkolonialisierung Afrikas ein.

NYERERE: Dieser Unterschied ist unmöglich. Man kann die Apartheid nicht verurteilen und glauben, man bekämpfe sie, wenn man gleichzeitig in Südafrika Geld investiert und mit dem Land handelt. Für Südafrika sind diese Wirtschaftsverbindungen nämlich sehr wichtig. Die Südafrikaner wissen, daß diese Verbindungen nicht aus Menschenfreundlichkeit unterhalten werden, sondern um hartes Geld zu machen. Sie müssen deshalb sicherstellen, daß sich das Geschäft für ihre Partner lohnt. Die Schwarzen erhalten niedrigere Löhne, werden stärker ausgebeutet als zuvor. Mit anderen Worten: Damit die Handelspartner mehr bekommen, erhalten die Schwarzen weniger. Sie zahlen den Preis für die wirtschaftliche Bestechung der Länder. Wer in Südafrika investiert und Handel treibt, beteiligt sich an der Apartheid.

„Ich betrachte Herrn Vorster als einen Afrikaner."

SPIEGEL: Geschäftsleute, aber auch Regierungen sagen: Wenn nicht wir, machen andere das Geschäft.

NYERERE: Man kann auch sagen: Wenn ich nicht stehle, wird es ein anderer tun. Wir haben früher Holz nach Südafrika exportiert. Es war unser größter Markt. Aber wir stoppten die Wirtschaftsbeziehungen . . .

SPIEGEL: Andere schwarzafrikanische Staaten unterhalten durchaus solche Beziehungen.

NYERERE: Ich verurteile sie ebenso, wie ich Ihre Länder verurteile.

SPIEGEL: Vor Jahren schrieben Sie: „Afrikaner kann jeder sein, der auf diesem Kontinent seine Heimat gefunden hat. Er kann schwarz, braun oder weiß sein." Ist das noch immer Ihre Meinung?

Gemeinschaftsarbeit leisten und die sozial Schwachen unterstützen. Er selbst fühlt sich dieser Gesellschaft tief verbunden: 1922 als eines von 26 Kindern und Sohn der 18. Frau eines Häuptlings geboren, konnte er erst mit 13 Jahren eine Schule besuchen, mit 21 ließ er sich (römisch-katholisch) taufen. Nach dem Studium von Geschichte, Wirtschaftswissenschaften und Pädagogik wurde er Lehrer und gründete 1954 die Tanu-Partei, die führende Kraft im Kampf um die Unabhängigkeit. Anders als andere afrikanische Führer lebt Nyerere in einem Mittelklassehaus in Daressalam, das er in Raten abzahlt. Er übersetzte Shakespeares „Julius Cäsar" und „Kaufmann von Venedig" ins Kisuaheli und verbringt mehrere Monate des Jahres als Bauer auf dem Land.

* Bei einer gemeinsamen Demonstration aus Anlaß der Unabhängigkeitsfeier.

NYERERE: Ja. Und es ist nicht nur eine Meinung, es ist eine harte Tatsache. Ich betrachte Herrn Vorster als einen Afrikaner. Sein Volk — ich weiß nichts über seine unmittelbare Familie — kam vor 300 oder mehr Jahren nach Afrika. Was uns aber ärgert: Die Buren, Nachkommen der Holländer, scheinen zu glauben, daß sie die Afrikaner sind und wir nicht. Sie nennen sich Afrikaner, ihre Sprache ist Afrikaans. Die Afrikaner auf der anderen Seite sind für sie Bantus oder Kaffern. Was für ein Quatsch!

SPIEGEL: So werden wir in Europa nicht — wie nach dem Zweiten Weltkrieg — mit Hunderttausenden oder gar Millionen Flüchtlingen rechnen müssen, wenn das südliche Afrika völlig dekolonisiert wird?

NYERERE: Ich möchte diese Frage sehr ehrlich beantworten, und deshalb sage ich: Ja. Sie werden sehr viele Menschen erwarten müssen. Nicht aber weil wir sie nicht möchten, sondern weil sie uns nicht wollen. Viele werden Afrika verlassen, weil sie hier nur zu ihren Bedingungen leben wollen, das heißt: wenn sie herrschen.

SPIEGEL: Vielleicht werden sie für ihre Herrschaft kämpfen.

NYERERE: Sie können nicht gewinnen. Denn sie würden für etwas kämpfen, was nicht recht ist. Die Amerikaner sind das mächtigste Volk auf diesem Planeten seit Adam und Eva. Und doch mußten sie Indochina verlassen. Nicht, daß sie davor zurückgeschreckt wären, Gewalt anzuwenden: Sie zerbombten das ganze Land, dennoch verloren sie. Man kann nicht gegen ein Volk gewinnen, das im Recht ist. Vielleicht kann man es ausrotten — aber nicht einmal das. Vor einigen hundert Jahren versuchten das weiße Südafrikaner, sie jagten Schwarze wie Affen. Aber die Afrikaner ließen sich nicht ausrotten.

SPIEGEL: Aber doch nur, weil es zu viele waren.

NYERERE: Natürlich. Ein intelligenter Mensch in Südafrika, der sich über die Zukunft der Weißen Gedanken macht, sollte zu folgenden Schlußfolgerungen kommen: Unter den gegenwärtigen Bedingungen haben wir keine Zukunft. Wir können nicht gewinnen, nicht einmal mit der Atombombe.

SPIEGEL: Sind die Weißen denn wirklich eingeladen, unter der Herrschaft der schwarzen Mehrheit zu bleiben?

NYERERE: Selbstverständlich, und viele werden dableiben. Wir haben Weiße in den unabhängigen Ländern wie Kenia, Sambia und Tansania, sogar in den Parlamenten. Und was das südliche Afrika betrifft: Ich glaube, obwohl das ironisch klingen mag, gerade Buren werden hierbleiben. Verglichen mit ihnen sind etwa die Weißen Rhodesiens geradezu erst gestern gekommen. Sie können nach England, nach Neuseeland, sonstwo hingehen. Die Afrikaner aber, die Buren, wohin können sie gehen? Nach Holland etwa? Sie können ehrlich sagen, wir haben keine andere Heimat. Ich weiß das, und deshalb sage ich ihnen: Sie müssen ihre bisherige Vormachtstellung aufgeben, wenn sie wollen, daß Afrika ihre Heimat bleibt.

SPIEGEL: Das wird sehr schwer sein.

NYERERE: Sicher. Und das Traurige ist, daß viele Regime den Gang der Geschichte nicht sehen. Gerade wenn sie verlieren, glauben sie zu gewinnen. Sie bauen Symbole ihrer ewigen Herrschaft. Denken Sie an die Portugiesen: Sie errichteten den Staudamm von Cabora Bassa am Vorabend ihres Untergangs. Nun wird Frelimo das Bauwerk nutzen. Wir sagen herzlichen Dank!

SPIEGEL: Herr Präsident, um von den ehemaligen Kolonialmächten auch wirtschaftlich unabhängig zu werden, holten Tansania und Sambia die Volksrepublik China ins Land, sie baut die große Tansambahn vom Indischen Ozean zu Sambias Kupfergürtel. Besteht nicht die Gefahr, daß Sie eine Form von Abhängigkeit gegen eine andere eintauschen? Muß der Neokolonialismus immer aus dem kapitalistischen Westen kommen?

NYERERE: Als wir uns für den Bau der Eisenbahn entschieden hatten, fragten wir erst die Weltbank, dann die Engländer, die Amerikaner um Hilfe, denn wir hatten weder das Geld noch das Know-how, so ein Projekt selbst auszuführen. Und erst als sie nicht bereit waren, uns zu unterstützen, obwohl sie über Geld und Experten verfügen, wandten wir uns an die Chinesen. China ist ein Land der Dritten Welt, ein Entwicklungsland. Die Chinesen sind ein armes Volk, aber sie werden vielen Völkern eine eindrucksvolle Lektion erteilen. Wir alle müssen von den Chinesen lernen.

Burentruppe in Südafrika: „Die Reichen gaben das Vorbild"

„Geld für Waffen und Mondflüge."

SPIEGEL: Aber sind Sie sicher, daß die Chinesen Tansania wieder verlassen werden, wenn sie ihre Arbeit hier vollendet haben?

NYERERE: Weshalb glauben Sie, daß sie in Tansania bleiben wollten? Haben die Chinesen irgendwo in der Welt Kolonien, alte Kolonien oder Neokolonien? Wir betrachten sie als Helfer wie die Kanadier und die Skandinavier hier im Lande.

SPIEGEL: Das Ausmaß der chinesischen Hilfe ist unvergleichlich größer. Und besteht nicht immer die Gefahr, daß ein kleines Land in Abhängigkeit gerät, wenn es massive ausländische Hilfe annimmt?

NYERERE: Risiken gibt es immer, sogar große Länder in Europa beklagen, daß sie in zu starke Abhängigkeit von Amerika geraten sind und die Amerikaner in Europa eine neokolonialistische Situation heraufbeschworen hätten.

SPIEGEL: Ist der Neokolonialismus nicht auch eine Entschuldigung für eigenes Versagen der armen Staaten? Ihr Land gehört zu den 25 ärmsten der Welt. Sehen Sie die Gefahr des Weltklassenkampfes?

NYERERE: Auf diesem unserem Planeten gibt es reiche Nationen, die

Unabhängigkeitsfeier in Moçambique
„Das mächtigste Volk . . .

ihr Geld für Macht und Prestige verwenden: für Waffen, Mondflüge, alle Arten von Nonsens. Und gleichzeitig gibt es Massenarmut in anderen Ländern.

SPIEGEL: Aber gerade auch in diesen anderen Ländern Millionen-Ausgaben für Waffen.

NYERERE: Die Reichen gaben das Vorbild, die Reichen predigen den Armen: „Ihr müßt eure Bevölkerung reduzieren, denn die Erde kann nicht alle ernähren", während sie gleichzeitig ihre Güter nutzlos verschwenden. Dieser Widersinn führt zu einer Teilung zwischen Armen und Reichen. Es wird dabei übrigens keine Rolle spielen, ob die Reichen kapitalistische oder sozialistische Länder sind. Sie werden in *einem* Lager stehen, so wie die Armen — ob sozialistisch oder kapitalistisch — das andere Lager bilden werden.

SPIEGEL: Was sollten die reichen Länder tun, um diese Konfrontation abzubauen?

NYERERE: Reichtum sollte nur einen Zweck haben: Armut abzuschaffen. In der gleichen Weise wie sich nationale Regierungen darum bemühen, Ungleichheiten abzubauen, müßte eine Maschinerie geschaffen werden, die das im Weltmaßstab versucht. Heute können sie nicht sagen, Tansanias Armut ist nicht unsere Angelegenheit. Denn mein Land liegt nicht auf dem Mond. Der Sisal, den wir hier produzieren, wird in England, Deutschland und der Sowjet-Union gekauft. Und wenn ich Traktoren kaufe, bestelle ich sie in jenen Ländern. Aber bekomme ich den Gegenwert für meinen Sisal? Ich bekomme ihn nicht. Wer aber bekommt ihn?

SPIEGEL: Die Austauschbedingungen sind in der Tat nachteilig für Ihr Land, doch so ist nun mal der Markt.

NYERERE: Wir werden ausgebeutet. Wir arbeiten hart. Wir produzieren immer mehr, aber wir bekommen nicht mehr für unsere Produkte. Für wen arbeiten wir? Wir arbeiten für einige Schmarotzer in dieser Welt. Eines Tages werden wir unseren Anteil fordern. Wir werden sagen, das ist unser Recht. Und wir werden bekommen, was uns zusteht. Es wird sein wie in der Innenpolitik. Die Arbeiter in Tansania fragen mich: „Herr Präsident, wir arbeiten, aber wir bekommen nicht, was uns zusteht." Die armen Länder der Welt werden die gleiche Frage stellen. Wir müssen Mittel finden, die weltweite Ungleichheit abzubauen.

SPIEGEL: Also höhere Preise für Produkte aus der Dritten Welt.

NYERERE: Genau. Zollbarrieren müssen fallen.

SPIEGEL: Aber doch nicht einseitig!

NYERERE: Verarbeitende Industrien müssen in den Entwicklungsländern entstehen. Kurz, man muß Maßnahmen ergreifen, wie sie einzelne Staaten unternehmen, um ihren zurückgebliebenen Regionen vorwärts zu helfen.

SPIEGEL: Wie wollen denn die armen Druck auf die reichen Länder ausüben?

NYERERE: Sie müssen erzogen werden. Und dieser Lernprozeß ist in Gang gekommen, zum Teil durch die Anwendung von Druck. Seit dem Oktober 1973 üben die Araber auf die Industriestaaten kräftigen Druck aus.

SPIEGEL: Sie meinen das Beispiel der Opec?

NYERERE: Ja.

SPIEGEL: Aber sehen Sie sich wirklich in einem Boot mit den Arabern? Sie beklagen sich über die hohen Preise für Traktoren. Jetzt müssen Sie sogar für den Treibstoff ein Mehrfaches zahlen. Der Ölschock hat doch die Entwicklungsländer härter getroffen als die Industriestaaten.

NYERERE: Zweifellos.

„Versuchen Sie, mein Sibirien zu entdecken."

SPIEGEL: Ostafrikanische Politiker haben sogar vorgeschlagen, den Arabern im Austausch gegen das sündhaft teure Öl das Nilwasser teuer zu verkaufen.

NYERERE: Selbst wenn jetzt einige der Armen für ihre Produkte bessere Preise bekommen, werden wir uns hüten, eine Konfrontation Arme gegen Arme aufzubauen. Die Araber sind seit Generationen ausgebeutet worden. Meiner Meinung nach ist ein Land nicht plötzlich reich, weil Öl entdeckt wurde. Ein wirklich reiches Land muß entwickelt sein. Wie auch immer, die Ölländer haben jetzt die Mittel, ihre Staaten aus eigener Kraft zu entwikkeln.

SPIEGEL: Manche folgen dabei sozialistischen Vorbildern. Ist für Ihr Land die sozialistische Gesellschaft auch die beste und gerechteste?

NYERERE: Wir versuchen in der Tat, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen. Ich glaube, daß die Zukunft der Menschheit sozialistisch sein wird. Aber ich bin kein Marxist.

SPIEGEL: Ist das mit Ihrer christlichen Herkunft zu erklären?

. . . seit Adam und Eva": **Gestürzte Portugiesen-Denkmäler**

NYERERE: Möglicherweise. Jedenfalls hält sie mich davon ab, Kommunist zu sein. Ich glaube, daß der Sozialismus säkular ist. Er stellt keine Fragen über das Leben nach dem Tod und die Existenz oder Nichtexistenz Gottes. Ein Kommunist könnte ich nicht sein, denn ich könnte nicht sagen: „Ich glaube nicht an Gott." Ich betrachte mich aber als Sozialist.

SPIEGEL: Ist die gegenwärtige Massenumsiedlung Ihrer Bevölkerung in neue Dörfer ein Ausdruck Ihres sozialistischen Konzepts?

NYERERE: Die Umsiedlungsaktion hat mit Sozialismus nichts zu tun. Wir sind ein großes Land mit einer zerstreut lebenden ländlichen Bevölkerung. Wir können das Land nicht entwickeln, wenn unsere Bürger nicht in Gemeinschaften leben. Sogar wenn wir keine Sozialisten wären, würden wir die verstreut Lebenden in Dörfern ansiedeln. Jetzt können Agronomen die Leute beraten, die Verwendung von Kunstdünger nimmt zu. Wir werden uns schneller entwickeln.

SPIEGEL: Aber die Beamten haben mancherorts die Menschen mit Gewalt in die neuen Dörfer gezwungen, statt sie von der Zweckmäßigkeit der Aktion zu überzeugen.

NYERERE: O ja. Das ist vorgekommen. Und ich weiß, was manche über unsere Umsiedlungsaktion denken. Sie sagen, „Ah, wir wissen, welchem Beispiel Tansania folgt. Sie müssen ihr Sibirien haben." Aber das ist einfach nicht wahr. Das ist europäische Arroganz. Fahren Sie in Tansania herum, und sehen Sie, wo wir diejenigen haben, die sich nicht umsiedeln lassen wollten! Versuchen Sie, mein Sibirien zu entdecken!

SPIEGEL: Die Weltbank schrieb vor einiger Zeit: Tansanias wirtschaftliches Überleben wird davon abhängen, ob die sozialistischen Prinzipien gelockert werden, ob die Massenumsiedlung verlangsamt wird.

NYERERE: Wir glauben im Gegenteil, daß unser wirtschaftliches Überleben davon abhängt, ob unsere Bevölkerung in Gemeinschaften lebt. Wir werden unser Umsiedlungsprogramm beschleunigen.

SPIEGEL: Prinzipien über alles?

NYERERE: Fairerweise möchte ich sagen, daß die Weltbank uns sehr hilft und nie Druck auf uns ausübt. Aber ganz gleich, was die Weltbank sagt und was andere Leute sagen: Die Weltbank ist nicht das Zentralkomitee unserer Regierungspartei, ich erwarte von ihr nicht, was ich vom Zentralkomitee erwarte. Wenn gar die Konservativen unter den Weltbankbeamten ihre Ideen äußern, kann man nicht verlangen, daß wir sie akzeptieren.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

USA

Bauch des Drachens

Hätte Präsident Ford Solschenizyn empfangen sollen? Rund 500 US-Bürger verlangten es, doch Henry Kissinger war dagegen.

Der Präsident war noch nicht einmal abgeflogen, da wurde seine Reise schon donnernd verurteilt.

Mit seiner Unterschrift unter das Ergebnis der „Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa" (KSZE), die Präsident Ford in dieser Woche in Helsinki leisten will, werde er die „Völker Osteuropas verraten"

Amerika-Besucher Solschenizyn: „Keine Hoffnung"

und ihre „Versklavung auf immer offiziell besiegeln". So klagte der Nobelpreisträger und exmittierte Sowjetbürger Alexander Solschenizyn, zur Zeit in den USA, und sagte eine Ford-Einladung ab.

Für den abgeblitzten US-Präsidenten war das, fand Newsweek, „eine böse Blamage", und ein hoher Beamter des Weißen Hauses mußte einräumen: „Es ist eine vermurkste Geschichte."

Das mochte stimmen. Die beiden erzkonservativen Senatoren Helms und Thurmond hatten Ford nahegelegt, Alexander Solschenizyn, der seit Ende April durch Kanada und die USA reist, am 30. Juni zu empfangen. Und der amerikanische Gewerkschafts-Dachverband AFL-CIO hatte dem Präsidenten eine Einladung für ein Dinner mit dem Nobelpreisträger am gleichen Tag zugestellt.

Bei diesem Essen beklagte Solschenizyn wie ein alttestamentlicher Prediger sein Schicksal: Dem „roten, brennenden Bauch des Drachen" sei er entkommen. Ein russisches Sprichwort besage: „Man holt nicht den Wolf, damit er einem gegen die Hunde hilft."

Die Versammelten vernahmen's mit Begeisterung. Es war, schrieb die Kolumnistin Mary McGrory, „die heißeste Rede eines Kalten Kriegers", die sie jemals zu hören bekommen hätten, obschon hier die Creme der amerikanischen Entspannungsfeinde beisammen saß: der ultrakonservative Gewerkschaftsboß Meany, 80, Ex-Verteidigungsminister Melvyn Laird, jetzt bei „Reader's Digest", in dessen Juli-Ausgabe er den Ausverkauf Amerikas in der Entspannungspolitik beklagt, und Verteidigungsminister James Schlesinger, der kürzlich einen nuklearen Präventivschlag der USA für möglich erklärte.

Der Präsident der USA war zu dem Festmahl nicht erschienen. Während man darüber streiten kann, ob er sich souverän zeigte, indem er der — innenpolitisch populären — Rallye der Entspannungsgegner fernblieb, oder ob es noch souveräner gewesen wäre, sich über die Empfindlichkeiten des Entspannungspartners Moskau hinwegzusetzen, wirkte das Verfahren jedenfalls kleinlich: Der Terminplan des Präsidenten sei überfüllt, erklärte Pressesprecher Ron Nessen am nächsten Tag. Ford sehe im übrigen nur dann Sinn in einer solchen Begegnung, wenn sie „substantiell" gestaltet werden könnte. Welchen substantiellen Verpflichtungen Ford am gleichen Tag nachging, führte die „New York Times" genüßlich auf, etwa „Das komplette Kartoffelkochbuch" entgegenzunehmen, überreicht von der „Farm-Familie des Jahres", den Ottomans aus Oregon.

Das Verhältnis des derzeitigen Präsidenten der USA zur Literatur, zumal zu der von Solschenizyn verfaßten, war freilich noch nie besonders eng gewesen. Mitarbeiter hätten ihm erzählt, sagte er einmal als Vizepräsident, daß das Werk des damals gerade Ausgewiesenen „superb" sei, er selber habe freilich noch nichts von dem bedeutenden Mann gelesen.

Seine Offenheit trug ihm damals noch Sympathien ein, diesmal war es

0575 Heye & Partner

Jambosala heißt »Guten Tag«

...auf suaheli. Denn Jambosala ist der exotische Fruchtsaftlikör aus der sonnenreifen Maracuja-Frucht. Er trägt ein bißchen bei zum guten Tag, zum fröhlichen Abend, zur angenehmen Nacht – wenn Sie ihn im Glas und auf der Zunge haben. Genießen Sie ihn pur und als Krönung belebender Longdrinks

Jambosala

Maracuja-Tropic-Frucht

Gewinnen Sie

Gegen Voreinsendung von DM 6,– (Postanweisung oder Scheck) erhalten Sie: 1 Jambosala-Riesenposter, eine handgeschnitzte, original afrikanische Holzfigur und 2 Jambosala Probierfläschchen.

Achtung

Briefmarkenfreunde kleben die nebenstehende Jambosala-Schmuckmarke auf die Rückseite einer normalen frankierten Postkarte und nehmen somit an der Verlosung teil.

Hauptgewinn:

»Schwarzer Einer«.

Bitte Absender nicht vergessen

Firma SECHSÄMTERTROPFEN, G. Vetter

8592 Wunsiedel/Fichtelgebirge, Sechsamtergaßchen 2

anders: Erst mußte Ron Nessen einräumen, daß in Wahrheit nicht Zeitdruck, sondern der Rat Henry Kissingers die Begegnung verhindert hatte, der sie für außenpolitisch „nachteilig" hielt. Kissinger in Milwaukee: Wenn Solschenizyns Ansichten Bestandteil der amerikanischen Politik würden, sei die Gefahr eines militärischen Konflikts „beträchtlich".

Gleichwohl besann sich der Präsident um. Rund 500 US-Bürger hatten ihm schriftlich mitgeteilt, was sie von seiner Haltung hielten: Allesamt verurteilten sie Fords Absage an Solschenizyn. Hektisch telephonierten Mitarbeiter des Weißen Hauses seitdem hinter dem Schriftsteller her. Doch als ihm sein Gastgeber Senator Helms bei einem Empfang auf dem Kapitol die Einladung des Weißen Hauses ins Ohr flüsterte, winkte Solschenizyn ab: Er wolle schriftlich eingeladen werden.

Ein paar Tage später feuerte er noch mal hinterher: Nur wenn es ihm gelingen könnte, Ford von der Unterzeichnung der KSZE-Papiere in Helsinki abzuhalten, sei eine Begegnung sinnvoll. Dafür aber bestehe „keine Hoffnung" — sie bestand tatsächlich nicht.

IRAN

Auf die Bremse

Der Petrodollar-Rausch der Perser verfliegt, Schah Resa muß sparen.

Vor einem Jahr noch schien die Geldquelle unerschöpflich, der Aufstieg Seiner Kaiserlichen Majestät Mohammed Resa Pahlewi zu einem der Mächtigsten dieser Welt unaufhaltsam.

Seit einigen Wochen muß der Perser-Herrscher kurztreten: Unversehens und wider alle Pläne schlaffte die Finanzkraft der Teheraner Ölmilliardäre ab.

Monat um Monat hatte der Ölpreis-Schub vom Herbst 1973 Petrodollarfluten ins Land geschwemmt und selbst die ehrgeizigsten Wirtschaftsziele näher gerückt. Fast immer war der Schah Resa dabei, wenn es darum ging, westliche Firmen aufzukaufen, die seinem Land zu nutzen versprachen.

Die Öleinnahmen, behauptete der Schah noch unlängst, würden den Iran bis 1985 zu einer der fünf wichtigsten Industrienationen machen. Und in ihrem Ölrausch revidierten die Perser noch im Sommer letzten Jahres den laufenden Fünf-Jahres-Plan (März 1973 bis März 1978): Die Ausgaben für die wirtschaftliche Entwicklung sollten von ursprünglich 36 Milliarden Dollar auf 69,6 Milliarden hochgezogen werden.

Doch kleinmütig geben Teherans Planungsbürokraten mittlerweile zu, daß sie sich finanziell übernommen haben. „Wir müssen", bekannte Minister

Schah von Persien
Wider alle Pläne . . .

Abd el-Madschid Madschidi, Planungschef des Schah, „auf die Bremse treten."

Denn weltweite Wirtschaftsflaute, Energiesparprogramme der Industrieländer und ein extrem milder Winter in Europa drückten die Nachfrage nach dem Perser-Öl. Statt der von ihnen erwarteten 6,4 Millionen Barrel* pro Tag förderten die Perser in den ersten drei Monaten dieses Jahres täglich nur 5,1 Millionen Barrel. Der Rohöl-Export schrumpfte in derselben Zeit gegenüber der Vorjahresperiode um 9,4 Prozent.

Die Folge des gedrosselten Ausfuhrstroms: Die Öleinnahmen des Iran werden in diesem Jahr um vier Milliarden Dollar niedriger sein als von den Entwicklungsstrategen angenommen. Das sind rund zehn Prozent des iranischen Jahresbudgets. Bereits im letzten Jahr verbuchte Teheran rund zwei Milliarden Dollar weniger Öleinnahmen als vorauskalkuliert.

Auf Geheiß des Schahs vergatterte Ministerpräsident Amir Abbas Howeida daher Ministerien und Verwaltung zu strikter Sparsamkeit.

Tatsächlich ist das Land dem Drang Schah Resas finanziell kaum noch gewachsen, den Iran mit teuerstem Gerät aufzurüsten, zu raschem Wirtschaftswachstum anzutreiben und schließlich auch noch Firmen selbst dann aufzukaufen, wenn sie nur das persische Prestigebedürfnis befriedigten.

So hatte der Schah im Februar verkündet, er werde mit einer massiven Petrodollar-Infusion von insgesamt 330 Millionen bei der maroden US-Fluggesellschaft Pan Am einsteigen. Neben einer Beteiligung von rund 13 Prozent an der überschuldeten Airline und dem Mehrheitserwerb an der zur Pan-Am-Gruppe gehörenden Hotel-Kette Interconti wollte sich der Perser amerikanisches Know-how für den Ausbau seiner Iran Air zu einer prestigefördernden internationalen Fluggesellschaft sichern.

Verschämt gaben vorletztes Wochenende die Iran-Air-Manager in offiziösen Teheraner Zeitungen zu verstehen, daß für den Handel die finanzielle Luft zu dünn geworden ist. „Der Iran hat dringendere Verpflichtungen, um die eigenen nationalen Programme zu verwirklichen", meldeten die Zeitungen. Experten sind sicher, daß der Schah manche der hohen finanziellen Verpflichtungen verringern muß, die er sich im ersten Ölfieber aufgehalst hat:

Auf den iranischen Bestellisten stehen beispielsweise gleich acht Atom-

* Ein Barrel = 159 Liter.

. . . vier Milliarden Dollar weniger Einnahmen: **Ölförderung im Iran**

Ganz einfach... optimale Bilder!

Mit Optima-Technik im Pocket-Format!

NEU

Optima 5000 Pocket Sensor

Exzellente Technik auf kleinstem Raum: Die neue Pocket Sensor jetzt mit Optima-Technik! Elektronische Belichtungsregelung (30–1/1000 sec), 4linsiges Objektiv Color-Solinar 2,7. Rot/Grün-Signal im Kristall-rahmen-Sucher, Elektronenblitz-Anschluss für Optima Pocket Lux, Blitzautomatik.

Der neue Film für schöne Bilder. Brillanter, schärfer!

Plan X

Agfa-Gevaert. In vielem ein Vorbild.

AGFA-GEVAERT

Microflex 300
Superflach

Agfacolor CT18
Natürliche Farben!

Sensor macht die Bilder verwackelsicherer!
Optima 500

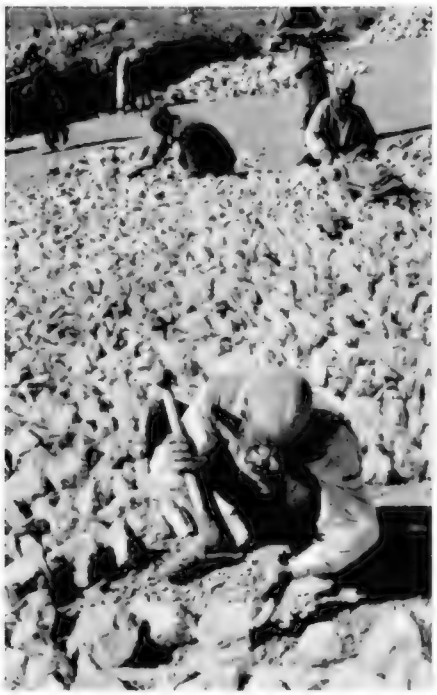
Blitz 280 CB

Blitz 320 CA

kraftwerke aus Amerika, je zwei aus Frankreich und der Bundesrepublik. Bei den Franzosen orderten die Perser 26 Turbozüge, obwohl es im Land kaum eine Eisenbahnstrecke mit dem erforderlichen Gleisunterbau gibt. Zwei in den USA gekaufte Satelliten sollen — in einer stationären Umlaufbahn über dem Iran — Fernsehen, Telephon und Fernschreiber in die entlegensten Winkel des Ölstaates bringen.

Gleichzeitig aber registrieren die Perser einen rapiden Kaufkraftschwund ihrer Öleinnahmen: mit dem Absacken des Dollar-Kurses und dem Preisauftrieb für Industrie-Erzeugnisse auf dem Weltmarkt rund 35 Prozent seit Anfang 1974.

Der forcierte Marsch aus der Rückständigkeit in die Industrialisierung kostete die Perser schon im eigenen



Rückständiger Iran*
Schon 1978 wieder Schuldner?

Land einen hohen Preis: Die Inflation lag zwar im letzten Jahr nach Angaben der Teheraner Zentralbank bei erträglichen 15,5 Prozent. In Wirklichkeit aber betrug sie, so berechneten inoffiziell die Experten, mindestens 25 Prozent.

Bereits in diesem Jahr, fürchtet Zentralbank-Vize-Gouverneur Bahman Hamajun, wird der Iran keinen Zahlungsbilanzüberschuß mehr erwirtschaften. Und 1978, so das Ergebnis einer internen Studie der Planungsbehörde, wird der Iran auf den internationalen Kapitalmärkten wieder als Kreditnehmer auftauchen.

„Jede Milliarde, die wir nicht mehr ausgeben", folgert ein kaiserlicher Finanzexperte aus dieser Erkenntnis, „ist eine neu verdiente Milliarde."

* Perser beim Straßenbau.

Die Marionetten werden umerzogen

SPIEGEL-Redakteur Tiziano Terzani im Mekong-Delta

Fast fragt man sich, ob dieses Land tatsächlich einmal Krieg gehabt hat. Militärposten sind ebenso verschwunden wie die Schilderhäuser an den Brücken, und inmitten der Felder bewegen sich nur Wasserbüffel und Bauern bei der Reisernte.

Gerüchte in Saigon besagen, das Mekong-Delta sei immer noch ein unruhiges Gebiet. Banden ehemaliger Thieu-Soldaten, die sich nicht ergeben wollten, so heißt es, überfallen dort Konvois und greifen Dörfer an. Aber an drei Tagen, die ich mit dem Auto auf der Nationalstraße 4 fuhr und zu Fuß von Dorf zu Dorf wanderte, hörte ich nicht einen Schuß, wurde ich nicht Zeuge auch nur eines Zwischenfalls. Nur ein Gerücht hörte ich: In Saigon gebe es Schwierigkeiten.

„Falsche Nachrichten zu verbreiten ist die letzte Waffe, über welche die Konterrevolutionäre noch verfügen", sagt Phan Van Thao, der nach 20 Jahren im Untergrund nun politischer Kader in der Stadt My Tho geworden ist.

1954 hatte man ihn totgesagt, doch in Wahrheit lebte er versteckt nur ein paar Blocks von seinem Haus und seiner Familie entfernt. „Ich habe überlebt, weil ein polizeiliches Kontrollsystem immer unzulänglich ist. Bei der Art von Volkskontrolle, die jetzt von der Revolutionsmacht eingerichtet worden ist, wäre das unmöglich", meint Phan Van Thao.

In My Tho leben 115 000 Menschen, 16 000 waren „Marionetten" — nämlich Soldaten, Offiziere, Polizisten oder Beamte des Thieu-Regimes. Von ihnen haben sich in den ersten Tagen nach der Eroberung 96 Prozent den neuen Machthabern ergeben, der Rest, der unterzutauchen versuchte, wurde von der Bevölkerung verraten und in Umerziehungszentren geschickt.

Umerziehung hat für die neuen Machthaber absoluten Vorrang. Die Stadt ist in Blocks aufgeteilt, und jeder Block hat den Auftrag, seine jeweiligen „Marionetten"-Einwohner in Kursen zu schulen.

In der Viet-Hu-Schule — bewacht von zwei Teenager-Guerillas, verziert mit Ho-Tschi-minh-Worten wie „Nichts ist kostbarer als Unabhängigkeit und Freiheit" — werden in fünf Klassen je 50 noch nicht Angepaßte umgepolt. Sie sitzen da wie brave Schüler auf ihren Bänken, Schulhefte vor sich. Abgemusterte Unteroffiziere von Armee und Polizei lauschen ihren Erziehern, gestehen ihre „Verbrechen" oder beantworten Fragen nach der Bedeutung der Revolution, des US-Imperialismus, des Neokolonialismus.

Sau Dao, ehemaliger Sergeant und Sicherheitsbeauftragter in der Armee, berichtet, wie ihn amerikanische Spezialeinheiten dazu gebracht hätten, Gefangenen mit Foltern Informationen abzupressen. Reglos hören seine Kameraden zu, einer kritzelt etwas in sein Heft. Die vorherrschende Stimmung: drückende Traurigkeit.

Intensiver noch als in den Städten wird in den Dörfern die Umerziehung betrieben. In Nhi Quy, zwanzig Kilometer von My Tho entfernt, fanden die Kurse in einer Reismühle statt. Durch die offenen Türen und Fenster starren ununterbrochen Kinder herein: Da hocken die „Marionetten"-Soldaten auf dem Fußboden, um sie herum wimmeln Hühner und Ferkel.

Die Kurse dauern acht Stunden pro Tag, nachts schlafen die Zöglinge zu Hause. Schüler, an denen die Umerzieher eine „widerspenstige Haltung" wahrnehmen, müssen ein zweites Mal durchs Programm.

Hier in Nhi Quy war es zu einem Zwischenfall gekommen, als sich der ehemalige Polizeichef Hoe, der unter anderem für die „Phoenix"-Kampagne zur Eliminierung des Vietcong verantwortlich war, zur Umschulung meldete. Die Reismühle wurde von Dorfbewohnern umstellt. Zwei Tage lang hielten ihn mit Knüppeln und Forken bewaffnete Bauern in Schach. Die Masse wollte ihn auf der Stelle lynchen, aber örtlichen Kadern gelang es, ihn nachts herauszubringen nach My Tho.

Jetzt wird Hoe in Intensiv-Kursen umerzogen: im Provinz-Zuchthaus, wo weitere 130 „widerspenstige" Offiziere, Gangsterbosse und die Chefs eines Prostitutions-Syndikats einsitzen. Eines ihrer Opfer, Madame Ba Tau Binh, die bekannteste Prostituierte der Stadt, berichtete ihre Lebensgeschichte vor 200 Frauen aus ihrer Nachbarschaft.

Mit 14 wurde sie verkauft und gezwungen, den im Delta stationierten amerikanischen Soldaten zur Verfügung zu stehen. Nun klagte sie das korrupte Thieu-Regime an, beschrieb das Zuhälter-Syndikat der Stadt und nannte dessen Boß beim Namen. Fortan, so schwor sie, wolle sie ein anständiges Leben führen. Sie betreibt jetzt einen Gemüsestand.

Vor allem die Abwanderung aufs Land wird mit Nachdruck gefördert. Im Delta ist bereits Land verteilt worden: an besitzlose Landarbeiter und ehemalige Vietcong-Kämpfer, die nach Jahren

Mekong-Delta in Vietnam: „Ein Baum ist wieder ein Baum"

im Dschungel in ihre Dörfer zurückkehren. In dem Dorf Quy Tan, östlich von My Tho, erhielten 70 Familien in den vergangenen zwei Monaten 150 Hektar — von anderen Familien.

Diese Landvergabe, so sagen die neuen Machthaber im Dorf, war „spontan": „Wir haben Volksversammlungen mit den Landbesitzern abgehalten und haben ihnen klargemacht, daß für die Bedürfnisse ihrer Familien eineinhalb bis zwei Hektar Land ausreichen. Wir haben ihnen vorgeschlagen, das übrige Land anderen zu überlassen. Bis jetzt haben die Leute freiwillig zugestimmt, und die Bevölkerung hat das mit Beifall quittiert."

Die asiatische Mentalität, sich dem Unabänderlichen willig zu fügen — für Europäer oft ein unbegreiflicher Opportunismus —, hilft, so scheint es, dem neuen Regime wie zuvor dem alten.

In einem nahe gelegenen Dorf gab es einen Mann, der 40 Hektar Reisfelder besaß. Aber weder er noch seine Söhne, von denen der eine Polizist in My Tho, der andere Regierungsangestellter in Bien Hoa war, bearbeiteten das Land. Kleinbauern bestellten die Felder als Pächter und zahlten dafür mit einer Tonne Reis pro Hektar jährlich.

Jetzt setzten sie sich mit dem Landbesitzer zusammen und beschlossen nach langer Diskussion, das Land zwar weiter zu beackern, die Pacht aber um vier Fünftel zu kürzen.

Nirgends hört man im Delta, daß Felder gewaltsam enteignet oder Bauern in Kollektive gezwungen worden seien. Wo allerdings Kooperativen bereits bestehen, werden sie ermuntert, weiterzumachen und zu expandieren. Sogar in solchen Dörfern, die bereits vor Jahren von den Vietcong erobert worden waren und die ich 1973 nach dem Waffenstillstand besucht hatte, gab es seit Kriegsende Veränderungen. In der Lehmhütte des Bauern Chau Van Dan steht ein brandneuer Totenaltar, auf dem ein Porträt Ho Tschiminhs und ein Bild des gefallenen Sohnes Ehrenplätze haben.

„Mein erstes Haus", sagt Dan, „haben die Franzosen niedergebrannt, das zweite die Amerikaner, die Löcher im Dach stammen von Thieus Artillerie, aber jetzt bin ich sicher, daß so etwas nicht mehr passieren kann." Alle Tunnel, die unterirdischen Schlupfwinkel der Vietcong, sind mit Erde zugeschüttet. Und zum erstenmal kann man geradewegs durch die Reisfelder gehen, ohne wie früher lange Umwege um die versteckten Minen machen zu müssen, die einst das Vietcong-Gebiet vor Einfällen der Thieu-Soldaten schützten.

Anders als in Saigon, wo es noch passiven Widerstand gegen die neuen Machthaber gibt und nordvietnamesische Truppen gelegentlich Ordnung erzwingen, herrscht im Delta offenbar nur Erleichterung darüber, daß vor allem die Schrecken des Krieges überstanden sind. Man trauert der Vergangenheit nicht nach und macht sich noch keine Sorgen um die Zukunft.

Hier sorgen einheimische Guerillas für Ordnung. Kaum ein nordvietnamesischer Soldat ist zu sehen. Man kann Hunderte von Kilometern fahren, ohne auf eine Straßensperre oder eine Patrouille zu treffen, die Papiere kontrollieren will. „Ein Baum", sagt ein Bauer hier, „ist wieder ein Baum und nicht mehr ein Versteck, aus dem ein Heckenschütze auf mich schießen könnte. Auch das ist ein Stück Revolution."

ZYPERN

Notfalls opfern

Die Türken sind dabei, die von ihnen eroberten Zypern-Teile zu türkifizieren. Die Griechen sind machtlos dagegen.

In Girne, einstmals Kyrenia an der zypriotischen Nordküste, herrschte Festtagsstimmung. In den Straßen drängte sich das Volk, vom Festland waren Fährschiffe mit Folklore-Gruppen und tanzenden Derwischen herübergekommen, ambulante Köche vom Mutterland sorgten auf den Hafenmauern für Duft von Knoblauch und Köfte: So türkisch wie an diesem 20. Juli hatten sich die Türken auf Zypern nach britischer und griechischer Vorherrschaft seit fast einem Jahrhundert nicht mehr fühlen dürfen.

Ein Jahr war vergangen, seit wahnwitzige Militärs in Athen die Insel Griechenland einverleiben wollten — und erreichten, daß die Türken kamen und vierzig Prozent des Territoriums besetzten. Enosis, Anschluß ans Mutterland — diesen Begriff hatten zwar die Griechen erfunden. Doch wie man Enosis praktiziert, zeigen seit nunmehr zwölf Monaten die Türken.

Gleich nach der Invasion wurden die türkisch-zypriotischen Soldaten und Polizisten dem Kommando des Expeditionskorps vom Festland unterstellt. Beamte und Experten aus Ankara bauten eine türkische Verwaltung auf und machten sich daran, alle Erinnerungen an Griechisches zu tilgen.

Verkehrs-, Straßen- und Firmenschilder mit griechischer Schrift verschwanden, aus Kirchen wurden Moscheen, aus Glockentürmen Minaretts. Längst zahlen die Bürger des von Tür-

Zypern-Präsident Makarios
„Mutige Völker sterben nie"

ken-Führer Rauf Denktaş geleiteten Teilstaates mit türkischer Lira — allerdings mögen sie auf das Zypern-Pfund als Zweitwährung nicht verzichten. Ihre Uhren ticken wie im Mutterland im Sommer eine Stunde vorweg, und allzu gern würde Denktaş auch noch ein britisches Kolonialrelikt, den Linksverkehr, abschaffen.

Seit Zyperns Unabhängigkeit (1960) waren die 120 000 Inseltürken von den 520 000 Inselgriechen systematisch unterdrückt und mit blutigen Massakern verfolgt worden. Die Invasion der Festlandsbrüder gab ihnen erstmalig die Chance, sich für erlittenes Unrecht schadlos zu halten. Erstmals auch hatten sie in Verhandlungen mit den Griechen ein reales Faustpfand: Sie kontrollieren das Gebiet, in dem 70 Prozent des Bruttosozialprodukts erwirtschaftet wurden. 200 000 Griechen waren überstürzt in den Süden geflohen, 50 000 Häuser und Wohnungen standen zur Selbstbedienung frei.

Bauern zogen in die Häuser und Sommervillen der Griechen und britischen Ruheständler ein, Soldaten verfrachteten die Beute — Kühlschränke, Möbel, Radio und Fernseher, Autos, Traktoren — per Schiff nach Anatolien, Händler versteigerten Geplündertes. Am Handel mit Ikonen und Antiquitäten beteiligt sind, wie in der im türkischen Norden erscheinenden „Halkin Sesi" zu lesen war, „Staatsbeamte, Arbeiter, Ärzte, Anwälte, sogar Geistliche". Servet Sami, Gründerin einer Privatuniversität im türkischen Teil Nikosias, erhielt von einem plündernden Muslim-Priester die Erklärung: „Mohammed sagt, Kriegsbeute sei eine Gnadengabe."

Allahs Gnade hat den 18 Prozent Inseltürken die fruchtbarsten Agrargebiete, 60 Prozent von Industrie und Bergbau und 80 Prozent der Tourismus-Kapazitäten beschert. Kein Wunder, daß derlei ungeahnte Möglichkeiten Geschäftsleute auf die Insel lockten.

Hotelmanager waren der erste Trupp, mittlerweile existieren aber auch schon sechs mit türkischem Kapital gegründete Firmen, die sich des Fremdenverkehrs und der Schiffahrt, der Industrie und Landwirtschaft, der Fabrikation von Schnaps und Zigaretten annehmen.

Sofortigen Profit versprach zunächst der Agrarexport. Gemüse, Obst und Oliven werden von der neugegründeten Exportfirma „Cypfruvex" zunächst zum Festlandhafen Mersin verfrachtet und dann als türkische Produkte in die Bundesrepublik, nach Großbritannien und Skandinavien ausgeführt.

Aber die Türken importieren auch: Etwa 10 000 Festland-Türken, darunter 8000 Zigeuner aus Kleinasien, haben sich inzwischen in Nordzypern niedergelassen, bis Ende des Jahres sollen es 100 000 Neusiedler sein. Für Heimkehr wird ferner unter den 40 000 Zypern-Türken in London und den 20 000 in Australien geworben.

Die 40 000 Besatzungssoldaten bekommen auf Wunsch Land zugeteilt, die Denktaş-Administration zählt sie zur „ständigen Bevölkerung". Mit ihnen soll der Anteil der türkischen Volksgruppe auf Zypern schließlich von einem knappen Fünftel auf ein Drittel angehoben werden. „Wir haben", so die türkisch-zypriotische Zeitung „Zaman", „so viel Land, daß wir jeden Wunsch erfüllen können."

9000 Türken müssen freilich noch aus den „nicht befreiten", den griechischen Gebieten Südzyperns herausgeholt werden — nach Denktaş' Vorstellungen im Tausch gegen die rund 9000 Griechen, die noch auf der nördlichen Inselspitze Karpas leben.

Die Kluft zwischen den Volksgruppen scheint endgültig. Die letzte direkte Verbindung auf der Insel besteht lediglich im Austausch von Strom aus dem Süden gegen Wasser aus dem Norden. Auch dieser Kontakt wird abreißen, wenn die Inseltürken den Bau eigener Kraftwerke in Kyrenia und Famagusta abgeschlossen haben.

Gänzlich ungetrübt ist indes das Glück der Zypern-Türken nicht. Ankara, selbst in ständiger Finanznot, hat sich seine „Friedensmission" vier Milliarden Mark kosten lassen. Staats-Haushalter ächzen nun unter den Unterhaltskosten für die Besatzungsarmee und dem Jahreszuschuß von 90 Millionen Mark für den Etat ihres Vasallen Denktaş.

Zum andern wächst, trotz Ankaras Hilfe, im zypriotischen Norden die Abneigung gegen die Festland-Türken — ein Gefühl vergleichbar mit dem Unbehagen, das viele Zypern-Griechen einst gegenüber den aus Athen entsandten Offizieren empfanden.

Die Offiziere aus Ankara beziehen die schönsten Villen, die Neuzuwanderer aus Anatolien, nicht selten Opiumbauern aus der Provinz Afyon Karahisar, bekommen die fruchtbarsten Parzellen für Schlafmohn-Kulturen. Die Besatzer brauchen Mädchen — nicht alle, die ja sagen, haben auch gewollt.

Und schließlich ist die wirtschaftliche Lage der Türken trotz der Beute noch nicht wesentlich besser geworden. Die in Aussicht gestellten Investitionen vom Mutterland sind bisher ausgeblieben, Industriebetriebe liegen still, weil Material und Facharbeiter fehlen, Touristen kommen hauptsächlich aus der Türkei, bringen mithin keine Devisen.

Hoffnungslosigkeit herrscht im andern Lager der faktisch geteilten Insel. Erzbischof-Präsident Makarios füttert sein Griechenvolk mit Phrasen. „Völker", so verkündete er zum Jahrestag des Mordanschlags auf seine Person vom absturzreif geschossenen Balkon seiner einstigen Residenz, „die den Mut und die Kraft haben, zu kämpfen und sich notfalls zu opfern, können niemals sterben."

25 000 Zypern-Griechen, die es sich leisten konnten, sind nach Athen oder nach London umgesiedelt. 18 000 vegetieren immer noch in Zeltlagern, aus denen schon die Partisanen von morgen rekrutiert werden: die einen von (Makarios-freundlichen) El-Fatah-Leuten, die andern von Männern der vorerst in den Untergrund gegangenen (Makarios-feindlichen) „Eoka B", die nach wie vor von der Enosis träumt.

Für viele ist sie nur noch die „doppelte Enosis": Der Norden zu Ankara, der Süden zu Athen. ◆

Trauerfeier auf Zypern*: Strom aus dem Süden gegen Wasser aus dem Norden

* Makarios am Massengrab der griechisch-zypriotischen Coup-Opfer vom 15. Juli 1974.

JIM BEAM Bourbon Whiskey
Seit 1795 in der Neuen Welt

Das Haus in der Garibaldistraße

Ex-Geheimdienstchef Isser Harel über die Jagd nach Adolf Eichmann (IV)

Buenos Aires rüstete sich für das bevorstehende Fest. Die Polizei traf alle Vorbereitungen, um die Ehrengäste zu schützen, die zur 150-Jahrfeier der argentinischen Unabhängigkeit erwartet wurden. Immer häufiger tauchten auf den Straßen, vor allem auf den Zufahrtsstraßen zum Flughafen, Streifenwagen auf, hin und wieder wurden Straßen gesperrt und Autos durchsucht.

Da wir nicht wußten, wonach die Polizei Ausschau hielt, mußten wir auf alles gefaßt sein. Daher wählten wir für unsere Fahrten ruhige Seitenstraßen abseits der Routen, die von den hohen Gästen und deren Empfangskomitees benutzt wurden.

Jeden Tag sahen wir aufmerksam die argentinischen Zeitungen auf Meldungen über Eichmanns Verschwinden durch; doch es erschien keine einzige Zeile über diesen Vorfall. Eine zweite Informationsquelle waren unsere Leute auf dem Flughafen. Regelmäßig erstatteten sie Bericht, und es ergab sich daraus, daß weder besondere Überwachungen noch Durchsuchungen abflugbereiter Maschinen angeordnet worden waren. Alles blieb normal — für uns ein weiteres Zeichen dafür, daß Eichmann nicht gesucht wurde.

Häftling Eichmann: Vor der Abfahrt von Tira ein Stich in die Vene

Wenige Tage vor dem Abflug der El-Al-Sondermaschine, mit der die israelische Delegation zu der Jubiläumsfeier nach Argentinien geflogen werden sollte, rief mein Kollege Hillel Ankor, der die Aktionen in Israel koordinierte, den Agenten Yoram Golan zu sich und eröffnete ihm: „Adolf Eichmann befindet sich in unserer Hand, und es könnte sein, daß Sie nach Argentinien gehen müssen, um mitzuhelfen, ihn nach Israel zu bringen. Wären Sie dazu bereit?"

„Selbstverständlich", antwortete Yoram. „Gut. Stellen Sie sich darauf ein, sofort abzureisen. Und bringen Sie uns sämtliche Photos von sich mit."

Tags darauf breiteten Hillel und ein zweiter Mann Photos von Eichmann in Uniform und Zivil aus, und daneben legten sie die Aufnahmen, die Yoram mitgebracht hatte. Während Yoram zusah, wie die beiden die Bilder miteinander verglichen, überlief ihn ein Schaudern. Eine gewisse Ähnlichkeit sei schon da, hörte er sie sagen, aber wenn Yoram richtig geschminkt sei, müsse er noch einmal photographiert werden. Da erst begriff er, daß ihm die Aufgabe zugedacht war, als Eichmanns Double zu fungieren.

Einige Tage später wurde ihm eine Uniform verpaßt, wie sie die Flugbesatzung der El-Al trug. Hillel teilte ihm mit, daß er unter dem Namen Zichroni als angebliches Besatzungsmitglied nach Argentinien mitfliegen sollte, denn auf dem Rückflug nach Israel werde man Eichmann unter Umständen mit den für Yoram angefertigten Papieren reisen lassen. In diesem Falle müsse Yoram Argentinien dann auf anderem Wege verlassen.

Als Angestellte der Fluggesellschaft getarnt, sollten mit Yoram zusammen noch zwei weitere Agenten nach Argentinien fliegen, Yoel Goren und Elisa Naor. Sie hatten die Aufgabe, das „kranke" Besatzungsmitglied Zichroni während seines „Rückflugs" nach Israel zu betreuen und zu bewachen.

Und dies war der Flugplan: Start am 18. Mai um 11 Uhr. Zwischenlandung in Rom, Dakar und Recife (Brasilien). Ankunft in Buenos Aires am 19. Mai, 17 Uhr. Start zum Rückflug am 21. Mai, 5 Uhr. Jeweils eine Stunde Auf-

© 1975 Bantam Books, Inc., New York, und Verlag Ullstein Berlin. Die deutsche Fassung des Harel-Buches erscheint bei Ullstein im Frühjahr 1976.

Flughafen von Buenos Aires: Den Gekidnappten als krankes Besatzungsmitglied an Bord geschmuggelt

enthalt in Recife (Ankunft 12.20 Uhr), Dakar (19.20 Uhr) und Rom (22. Mai, 4.45 Uhr). Ankunft in Lydda: 9.45 Uhr.

Die drei Agenten packten ihre Uniform in den Koffer und gingen in Zivil an Bord der Sondermaschine. Von der israelischen Delegation, die keine Ahnung von dem dramatischen Hintergrund des Fluges hatte, wurden sie für normale Passagiere gehalten; die Besatzung dagegen glaubte, es seien Männer vom Sicherheitsdienst, die in Buenos Aires für Leib und Leben der Delegationsmitglieder verantwortlich seien.

Dennoch hatte sich nicht verhindern lassen, daß einigen Leuten, vor allem unter den Besatzungsmitgliedern, allerlei Ungereimtheiten auffielen. Zum Beispiel sagte später Gad Nishri: Von dem Augenblick an, da er erfahren habe, daß er für diesen Flug als Kopilot eingeteilt sei, habe er gewußt, daß mit dem Sonderflug eine Sonderaktion verbunden war. Auch Leo Barkai, altgedienter Steward der Fluggesellschaft, hatte das Gefühl, daß sich bei diesem Flug irgend etwas ereignen werde.

Zvi Gutmann, dem Werkmeister im Hangar der El-Al, erging es nicht anders. Am 16. Mai war er angewiesen worden, eine Britannia für einen Sonderflug startbereit zu machen. Dann erklärte ihm sein Abteilungsleiter: „Zvi, wir haben beschlossen, einen Mechaniker und einen Elektriker mitfliegen zu lassen."

Zvi ließ sich offenbar anmerken, wie sehr ihn dies überraschte, denn der Abteilungsleiter fuhr hastig fort: „Es ist ein sehr weiter Flug, und drüben am anderen Ende der Welt gibt es nicht viele Britannias. Deshalb befürchten wir, daß es bei einer Panne sehr schwer sein würde, jemanden aufzutreiben, der sich mit diesem Flugzeugtyp auskennt. Wen schlagen Sie also vor?"

„Als Elektriker würde ich Negbi nehmen", sagte Zvi. „Und als Mechaniker ... käme ich selber in Frage." Der Abteilungsleiter war einverstanden.

Als Zvi während des Flugs einmal in den Frachtraum hinunterging, entdeckte er dort zu seiner Verblüffung ein paar Geräte, die er noch nie gesehen hatte. Und dann bemerkte er kurz vor der Landung in Buenos Aires, daß die drei Sicherheitsbeamten plötzlich nicht mehr Zivil trugen, sondern die Uniform der Fluggesellschaft angelegt hatten. Zvi beschloß, so zu tun, als habe er die drei nicht gesehen.

Haben die Brasilianer Verdacht geschöpft?

Um fünf Uhr morgens landete die Maschine in Recife. Flugkapitän Yoav Meged und der El-Al-Abteilungsleiter Asher Kedem meldeten sich bei der Flughafenbehörde, um den Abflug nach Buenos Aires in den Flugplan eintragen zu lassen. Doch da wurde ihnen eröffnet, eine Starterlaubnis für sie liege nicht vor. Völlig außer sich erklärte Kedem, daß er selbst die Frage der Starterlaubnis geregelt habe, als er kürzlich in Argentinien war; doch der Flugsicherungslotse blieb hartnäckig: Die Sondermaschine dürfe erst starten, wenn die erforderliche Genehmigung erteilt sei.

Das Verhalten des Lotsen kam Yoav verdächtig vor. Hatten die Brasilianer am Ende Wind davon bekommen, daß an diesem Flug irgend etwas nicht stimmte? Warum legte ihnen sonst dieser Bursche ein solches Hindernis in den Weg?

Das Problem wurde schließlich dadurch gelöst, daß sich Yoav an den Vertreter der staatlichen Luftfahrtgesellschaft Argentiniens wandte, auf dessen Anfrage hin Buenos Aires telegraphisch bestätigte, daß die Erlaubnis zum Überfliegen brasilianischen Territoriums am Tag zuvor nach Recife abgeschickt worden war.

Wegen des Zwischenfalls in Recife traf die Maschine mit zweieinhalb Stunden Verspätung in Buenos Aires ein, was sich jedoch auf den festlichen Empfang nicht nachteilig auswirkte. Der rote Teppich war ausgerollt, eine Musikkapelle spielte die Nationalhymnen, Kinder schwenkten Fähnchen und begrüßten die Gäste mit Jubelgeschrei.

Kaum war die Delegation ausgestiegen, da bekamen die beiden Mechaniker die Anweisung, daß sie das Flughafengelände nicht etwa verlassen dürften, um in die Stadt zu gehen, sondern die Maschine die ganze Nacht hindurch bewachen müßten. Es sei zu befürchten. daß gegnerische Geheimdienste die Absicht hätten, das Flugzeug zu beschädigen.

Ein Teil der Besatzung übernachtete im Flughafenhotel, die anderen Besatzungsmitglieder, darunter der Flugka-

Der schönste Gegenwert für 10.890 Mark.* Ford Capri II.

Auch gut aussehende, sportliche Autos müssen es sich heute gefallen lassen, auf ihren echten Gegenwert geprüft zu werden. Der Capri II sah dabei schon immer gut aus. Mit seiner klaren, windschnittigen Linie. Der praktischen Vernunft seiner großen dritten Tür im Heck. Den vier vollwertigen Sitzen. Dem variablen Gepäckraum, der sich bis zu den Vordersitzen erweitern läßt. Mit Rücksitzen, die sich bei den GT- und Ghia-Versionen sogar einzeln umklappen lassen. Der Sport-Vario. Dazu ist jetzt noch mehr Gegenwert gekommen: Seine Sicherheits-Ausstattung, die er wie jeder Ford-Pkw serienmäßig bietet. Alles in allem für 10.890 Mark* der schönste Gegenwert, den Sie sich wünschen können.

1 Mit heizbarer Heckscheibe. Serienmäßig. Klare Sicht = Sicherheit bei jedem Wetter auf Knopfdruck.

2 Mit Stahl-Gürtelreifen 165 SR 13. Serienmäßig. Erhöhen Ihre Sicherheit. Halten lange. Senken den Benzin-Verbrauch.

3 Mit Scheibenbremsen vorn und Bremskraftverstärker. Serienmäßig. Für sicheres Bremsen mit weniger Kraftaufwand.

4 Mit elektrischer Frontscheiben-Waschanlage. Serienmäßig. Ein Fingerdruck genügt. Sauber ist sicherer.

5 Mit einem Preis von 10.890 Mark,* der unter den Preisen vergleichbarer anderer Autos liegt.

*Unverbindliche Preisempfehlung für die Grundausstattung.

Capri II GT mit Zusatzausstattung.

Capri II L mit Sportfelgen.

Ford Köln ist der erste deutsche Automobil-Hersteller, der Ihnen die Vernunft-Garantie bietet: 1 Jahr oder 20 000 km.

Ford Capri II, der Sport-Vario.

Ford

Das Zeichen der Vernunft.

pitän und der Kopilot, bezogen Quartier in einem großen Hotel in der Innenstadt.

Schon vor der Ankunft der Maschine hatte ich mein mobiles Hauptquartier in Cafés in nächster Nähe des Flughafens verlegt, und kurz nach der Landung wurde mir gemeldet, das Problem des Abstellplatzes sei gelöst und die Maschine werde sofort für den Rückflug nach Israel überholt. Da die Delegierten nicht mit der Sondermaschine zurückfliegen sollten, mußten wir nur noch das Ende der Ruhepause abwarten, die das Flugpersonal nach den internationalen Vorschriften einzuhalten hatte.

Ich gab Befehl, die Maschine während der gesamten Wartezeit bewachen zu lassen — unter dem Vorwand, Gegner des Staates Israel planten womöglich Sabotageakte. In Wirklichkeit wollte ich nur sicherstellen, daß ständig aufgepaßt wurde, ob nicht jemand auftauchte, der sich Flugzeug und Besatzung etwas genauer ansehen wollte, weil er das Verschwinden Eichmanns mit dem Eintreffen der israelischen Sondermaschine in Verbindung brachte.

Spezialist Dani fälscht neue Eichmann-Papiere.

Kurz nach der Landung der Maschine kamen Yoav Meged und Asher Kedem in das Café, in dem ich saß. Sie sahen müde aus und gaben auch zu, daß die unaufhörliche Anspannung der Grund ihrer Erschöpfung war — wegen des Zwischenfalls in Recife hatten sie auf ihre Ruhepause verzichten müssen. Meged erklärte mit aller Entschiedenheit, er werde jeden Befehl von mir ausführen, ausgenommen den, noch einmal in Recife zu landen.

Ich redete ihm gut zu und sagte, es sei unlogisch, zwischen dem Vorfall in Recife und der Aktion selbst einen Zusammenhang zu sehen. Wenn wirklich etwas schiefgelaufen wäre, dann hätte sich das zuerst in Buenos Aires und nicht in Brasilien bemerkbar gemacht.

Nicht lange, und die beiden hatten sich beruhigt. Trotzdem wiederholte Meged, daß er Brasilien nicht noch einmal überfliegen wolle. Er hielt unseren ersten Plan — nämlich Eichmann als angeblich krankes oder bei einem Unfall verletztes Besatzungsmitglied in der Wartungszone an Bord zu bringen — für die beste Methode.

Es wurde dann festgelegt, daß sich vor dem Start die Besatzung auf dem Wartungsgelände versammeln und möglichst geschlossen an Bord gehen sollte, damit wir unseren Sonderfluggast beim Besteigen der Maschine unauffällig in die Mitte nehmen konnten. Wer beim Start nichts zu tun hatte, sollte im Abteil Erster Klasse Platz nehmen und ebenso wie Eichmann vor sich hindösen — alle sollten so tun, als wollten sie, die angebliche Ersatzmannschaft, für die zweite Hälfte des Rückflugs, bei der sie die Maschine zu übernehmen hatten, ihre Kräfte sparen.

Den Start setzte Meged auf den folgenden Tag, also den 20. Mai 1960, 24 Uhr, fest. Offiziell würden wir als Startzeit den 21. Mai, 2 Uhr morgens nennen, damit unsere potentiellen Gegenspieler in die Irre geführt würden, falls sie vorhatten, die Maschine in letzter Minute unangekündigt zu inspizieren. Trotzdem könnten wir zwei Stunden früher starten, denn der Flug war nicht in dem regulären Flugplan eingetragen, und es gab auch keine Passagiere, die im voraus zum Flughafen hätten bestellt werden müssen.

Wie geplant, wurde unsere Maschine auf dem Wartungsgelände der staatlichen Luftfahrtgesellschaft Argentiniens abgestellt, so daß wir an das Flugzeug herankommen konnten, ohne den abgesperrten Teil des Vorfeldes passieren zu müssen. Die beiden Bordmechaniker bekamen Anweisung, die Maschine sofort für den Rückflug zu überholen, damit sie flugbereit war, wenn uns die Umstände zu einem vorzeitigen Start zwingen sollten.

Abends hatte ich mehrere Besprechungen mit den Männern der Einsatzgruppe. Noch einmal wurden alle Pläne für den nächsten Tag überprüft und Treffpunkte festgelegt. Mit Gabi und Ehud vereinbarte ich, wie unsere Einbauten in den verschiedenen Konspirativen Wohnungen, die wir in der Stadt gemietet hatten, entfernt werden sollten. Auch die Rückgabe der Leihwagen und die Abreise unserer Männer aus Argentinien nach Abschluß der Operation wurden geregelt.

Wir einigten uns, den Abtransport Eichmanns zunächst nach dem Plan Zichroni zu inszenieren. Der Entführte würde in der El-Al-Uniform zum Flughafen gebracht werden, dort sollten die auf den Namen Zichroni ausgestellten Papiere vorgewiesen werden, die bis dahin Yoram benutzt hatte. Wir hofften, daß es uns gelingen würde, Eichmann als Besatzungsmitglied auszugeben, das sich bei einem Unfall Kopfverletzungen zugezogen hatte.

Vom frühen Morgen an sollten systematisch die Straßen erkundet werden, die von „Tira" — dem Haus, in dem wir Eichmann verwahrt hielten — zum Flughafen führten. Die letzte dieser Erkundungsfahrten wurde Yitzhak übertragen — sein Eintreffen auf dem

Piloten der Entführungsmaschine: Angst vor der Zwischenlandung

17 Stück 2,00 DM. 20 Stück 2,30 DM.

Flughafen sollte für uns das Zeichen sein, daß man das Auto losschicken konnte, das Eichmann in „Tira" abholen und zum Flughafen bringen sollte.

Als Fahrer dieses Wagens war Kenet vorgesehen. Eichmann selbst sollte hinten zwischen dem Arzt und einem Bewacher sitzen. Menashe Talmi hatte dafür zu sorgen, daß sich der Wagen in tadellosem Zustand befand. Außerdem sollte er sich um Rafael Arnon kümmern, der noch immer im Hospital lag und den Kranken spielte.

Die letzte Besprechung in dieser Nacht hatte ich mit Shalom Dani, unserem Spezialisten für die Fälschung von Dokumenten. Sein dringendster Auftrag war, die Papiere für das Besatzungsmitglied Zichroni fertigzustellen. Außerdem vergewisserten wir uns, daß die Dokumente aller Männer der Einsatzgruppe in Ordnung waren.

Inzwischen hatte Rafael nach den genauen Anweisungen unseres Arztes mit gutem Erfolg seine Genesung simuliert. Daß sich der Mann mit der Gehirnerschütterung nicht mehr erbrechen mußte, nannten die Krankenhausärzte ein gutes Zeichen, und schon begann Rafael sich zu erkundigen, wann er wohl entlassen werden könnte. Immer wieder betonte er, wie sehr ihm daran gelegen war, mit dem Flugzeug nach Hause zu fliegen, mit dem die israelische Delegation nach Argentinien kam.

Unser Arzt hatte die Aktion so gesteuert, daß der falsche Kranke genau am 20. Mai die Erlaubnis bekommen würde, das Krankenhaus zu verlassen. Tatsächlich wurde Rafael an diesem Tag ins Arztzimmer gerufen, und der Arzt eröffnete ihm, die letzten Tests seien befriedigend ausgefallen, daher sei er einverstanden, die stationäre Behandlung zu beenden. Der Arzt erlaubte ihm ausdrücklich, per Flugzeug nach Israel zurückzukehren, und gab ihm eine entsprechende Bescheinigung mit.

Rafael rief sofort Menashe an und verabschiedete sich dann von dem Pflegepersonal und den Patienten, mit denen er sich angefreundet hatte. Menashe brachte ihn zu unserem Haus „Ramin" und ließ sich sogleich Rafaels Papiere geben. Er schärfte Rafael ein, unter keinen Umständen das Haus zu verlassen, ehe man ihm diese Papiere zurückgegeben oder ihm andere Ausweise gebracht habe.

Gleich darauf fuhr Menashe in größter Eile zu Shalom Dani. Dort lagen die Photographien von Eichmann bereits auf dem Tisch, und sofort manipulierte Dani sie in Rafaels Personalpapiere. Von diesen Papieren wollten wir nur dann Gebrauch machen, wenn Eichmann nicht zusammen mit der Besatzung an Bord gebracht werden konnte. Auf jeden Fall mußte Rafael nach Abschluß unserer Aktion schnell aus Argentinien verschwinden, damit er nicht etwa zufällig einem der Ärzte begegnete, die ihn im Krankenhaus behandelt hatten.

Auch in „Tira" hatten inzwischen die letzten Vorbereitungen begonnen. Die Nacht war ruhig gewesen, Eichmann hatte fest geschlafen. Auf Anweisung des Arztes wurden ihm besonders sorgfältig bemessene Speisen verabreicht, weil er im Laufe des Tages mehrmals Betäubungsmittel injiziert bekommen sollte. Der Arzt hatte ihn nochmals gründlich untersucht und festgestellt, daß ihm der lange Flug nichts ausmachen würde.

Die Nachrichten vom Flughafen waren ebenfalls zufriedenstellend. Nach der Überholung war die Maschine völlig intakt, und während der Nacht hat-

Pressemeldungen über die Eichmann-Entführung: „Technisch und politisch heikelste Aktion des israelischen Geheimdienstes"

Endlich war der 20. Mai da — der letzte und für mich längste und dramatischste Tag der Operation Eichmann.

Am Morgen dieses Tages holte Meged alle Mitglieder der Besatzung zusammen, die in das Geheimnis eingeweiht werden sollten. Er nannte den Namen des mysteriösen Fluggastes nicht, sagte aber, es handele sich um eine Operation von höchster nationaler Bedeutung. Anschließend setzte er sich mit Nishri und dem Navigationsoffizier Giladi zusammen, um einen Nonstop-Flug von Buenos Aires nach Dakar auszuknobeln.

Es war ihnen klar, daß es für die Britannia eine schwere Bewährungsprobe werden würde, denn die Entfernung lag etwas über der Reichweite dieses Flugzeugtyps, und es war durchaus möglich, daß der Treibstoff knapp werden würde. Die Witterungsverhältnisse sahen jedoch günstig aus, und so beschlossen sie, das Risiko einzugehen, sofern das Wetter stabil blieb.

ten sich weder Amtspersonen noch Privatleute für unsere Britannia interessiert.

Am Nachmittag verlegte ich mein mobiles Hauptquartier in den Gebäudekomplex des Flughafens — in nächste Nähe des Schauplatzes, auf dem sich das entscheidende Stadium der Operation abspielen sollte.

Unaufhörlich starteten und landeten Maschinen, und überall wimmelte es von Menschen. Militär und Polizei hielten sich bereit für die Ankunft der Fest-Gäste, die den Argentiniern die Glückwünsche ihrer Regierungen überbringen sollten.

In einem Seitenflügel des Gebäudekomplexes entdeckte ich einen großen Saal, der den auf dem Flughafen Beschäftigten als Kantine diente. Er war überfüllt, die Luft war stickig und verraucht, und es herrschte ohrenbetäubender Lärm. Unaufhörlich bewegten sich Menschenströme zwischen den Tischen und dem Ausgang hin und her;

Eichmann-Gefängnis Teggara: Bis zur Landung in Israel . . .

ich sah sofort, daß dieser Saal ein geradezu ideales Hauptquartier für mich war. In diesem andauernden Trubel würde niemand auf ein paar Männer achten, die hereinkamen, sich einen Tisch suchten, für eine Weile sitzen blieben, dann wieder aufstanden und ihre Stühle anderen überließen. Ich setzte mich an einen Tisch, an dem ein paar Soldaten mit mächtigem Appetit ihre Teller leerten. Meine Tischgenossen waren gut gelaunt und von beispielhafter Höflichkeit.

Der erste Agent, der mich an diesem neuen Treffpunkt aufsuchte, mußte sich zu mir herunterbeugen, sonst hätten wir beide in dem allgemeinen Tohuwabohu kein Wort verstanden. Niemand beachtete uns. Im Laufe der Zeit umstanden mich immer mehr unserer Männer. Sobald ein Platz am Tisch frei wurde, nahmen wir ihn sofort in Beschlag. Schließlich war es ganz und gar unser Tisch geworden, und ein Agent durfte nun immer erst dann aufstehen, wenn der nächste gekommen war und den Platz einnehmen konnte. Von dieser Stelle aus leitete ich die Operation bis zum Schluß.

Unruhe im Hauptquartier: Wo bleibt Yitzhak?

Zvi und Negbi überprüften die Maschine immer wieder an Hand der Checkliste, entdeckten aber nicht die geringste technische Störung. Gegen Abend erhielt Zvi den Befehl, ein paarmal das Wartungsgelände zu verlassen und wieder zurückzukommen, damit sich die Posten an der Absperrung daran gewöhnten, daß die zur Flugzeugbesatzung gehörenden Männer ständig hin- und herpendelten. Nachdem Zvi die Schranke mehrmals passiert hatte, brauchte er seinen Ausweis nicht mehr vorzuzeigen.

In den folgenden Stunden trafen weitere Meldungen über den Fortgang der Operation bei mir ein. Unsere Konspirative Wohnung „Doro" war inzwischen geräumt worden und konnte am nächsten Vormittag den Eigentümern wieder übergeben werden. In „Tira" verlief alles nach Plan. Von Mittag an hatte man Eichmann wegen der bevorstehenden Teilnarkotisierung nichts mehr zu essen und zu trinken gegeben. Eli hatte Eichmanns Gesicht so zurechtgeschminkt, daß es zu den von Dani präparierten Papieren paßte.

Die Verkehrsverhältnisse waren nicht ideal, gaben aber keinen Anlaß zu besonderer Sorge. Es waren zwar Streifen der Sicherheitspolizei unterwegs, doch der Eichmann-Wagen würde sie umgehen können.

Um 19.30 Uhr hatte Yitzhak bei mir eintreffen sollen, um zum letzten Male über die Verkehrslage zwischen „Tira" und Flughafen zu berichten. Da ich das Auto, das Eichmann abholen sollte, spätestens um 20 Uhr losschicken mußte, war es für uns wirklich wichtig, zu erfahren, was Yitzhak bei seiner letzten Erkundung beobachtet hatte. Aber offenbar hatte er sich verspätet.

Kenet, der das Auto fahren sollte, saß an meinem Tisch und wartete auf den Befehl zum Aufbruch. Um 19.55 Uhr war ihm anzumerken, daß er sich Sorgen machte, denn Yitzhak war noch immer nicht da. Punkt 20 Uhr sagte ich zu Kenet und dem zweiten Mann, der ihn begleiten sollte, daß wir nicht länger warten könnten. Wenn sie den Eindruck hätten, daß es auf den Schnellstraßen einigermaßen sicher sei, sollten sie Eichmann und dessen Begleiter abholen, ohne auf Yitzhaks Bescheid zu warten.

Eichmann-Jäger Harel
. . . die Operation überwacht

Spätestens um 23 Uhr sollten sie auf dem Flughafen sein; falls hier am Flugplatz etwas schiefginge, würde ich ihnen ein Auto mit einem Kurier nach „Tira" schicken, der ihnen neue Instruktionen von mir überbringen würde.

Yoav Meged hatte das Abendessen der Besatzung auf 19 Uhr festgesetzt und seine Männer angewiesen, sofort danach das Hotel zu verlassen und zum Flughafen zu fahren.

Auch Shalom Dani traf am Abend auf dem Flughafen ein. Ich gab ihm einen letzten Auftrag, und so setzte er sich in einer Ecke der Kantine an einen Tisch und machte sich in aller Ruhe an seine „Korrespondenz", als sei er ein Tourist. In Wirklichkeit füllte er amtli-

che Formulare aus, verlängerte in dem einen Paß die Gültigkeit und änderte in dem anderen das Photo des Paßinhabers.

Unterdessen hatte sich Ehud Revivi in der Nähe des Flugzeuges umgesehen und festgestellt, daß alles in Ordnung war. Gleich darauf fuhr er zum Haupteingang des Flughafens und schickte mir einen Kurier, um mir mitteilen zu lassen, daß die Zufahrt zum Flughafen nicht abgesperrt war und uns von daher keine Gefahr drohte.

Mit einem Trick den Wachtposten überlistet.

Dann fuhr Ehud zum Parkplatz, wo die Flugzeugbesatzung in zwei Autos auf ihn gewartet hatte. Er sagte den Männern, daß von jetzt an niemand mehr aus den Wagen aussteigen dürfe. Die Fahrer wies er an, den Motor anzulassen und auf das Zeichen zur Abfahrt zu warten.

Dann gab er den Besatzungsmitgliedern letzte Instruktionen: Beim Passieren der Kontrolle vor dem Abstellplatz unserer Maschine sollten sie sich möglichst lärmend aufführen, um die Aufmerksamkeit der Wachtposten von dem dritten Auto abzulenken, das sich ihnen anschließen würde. Nach dem Aussteigen hatten sie vor dem Flugzeug ein undurchdringliches Spalier zu bilden, um eine höchst wichtige Geheimaktion zu tarnen. Ehud selbst kehrte zum Haupteingang des Flughafens zurück, um den Eichmann-Konvoi zu erwarten.

Es war auf die Minute 23 Uhr, als einer unserer Männer durch das Gedränge in der Kantine zu mir kam und meldete, Eichmann sei vor wenigen Minuten eingetroffen, mit ihm alle vier Männer, darunter auch der Arzt, alle in der Uniform der El-Al. Gabi war ihnen mit seinem Auto auf dem ganzen Weg als Begleitschutz gefolgt. Die Fahrt durch die Stadt war gut verlaufen, auch das Haupttor des Flughafens hatten sie anstandslos passiert. Jetzt warteten sie an der Ecke des Parkplatzes in den Autos auf neue Instruktionen.

Ich stand auf und ging zu den beiden Autos hinaus. Nachdem ich mit Gabi und Ehud ein paar Worte gewechselt hatte, trat ich an den Wagen, in dem Eichmann saß. Unser Gefangener sah aus, als schlafe er fest. Auf meine Frage nach dem Zustand des Patienten antwortete der Arzt, Eichmann könne sich auf den Füßen halten und auch gehen, wenn er von beiden Seiten gestützt werde, er sei jedoch nicht imstande, etwas aus eigenem Antrieb zu tun, und wahrscheinlich werde er auf Fragen nicht antworten können.

Es sei möglich, fuhr der Arzt fort, daß Eichmann sehen und hören könne, aber wir könnten mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er nichts von dem

Wirtschaft 1974: Steuerreform - Herstattpleite - Talfahrt bei VW - Tempo 100 - Energiekrise - 1 Million Arbeitslose - Kuweit kauft Daimler/Benz-Aktienpaket - Schah steigt bei Krupp ein - Konjunkturprogramm der Bundesregierung - usw.

Alles, was Sie über das wirtschaftliche Geschehen im vergangenen Jahr wissen müssen, enthält das SPIEGEL-Jahrbuch

WERBUNG, MÄRKTE, MANAGER – 1974

Es bringt Fakten und Analysen, Daten und Deutungen, Gründe und Hintergründe. Die wichtigsten Beiträge, die 1974 zum Thema Wirtschaft im SPIEGEL erschienen, wurden für dieses Jahrbuch ausgewählt und nach Sachgebieten zusammengefaßt.
Die gegliederte Ordnung und das ausführliche Register machen »Werbung, Märkte, Manager – 1974« zum auskunftsschnellen dokumentarischen Nachschlagewerk über das Wirtschaftsgeschehen im Jahr 1974.

Umfang: 542 Seiten, plus 10 Seiten Register.

Subskriptionspreis bis 31. 8. 1975: DM 30,–
Danach DM 36,–. Die Auflage ist limitiert. (inkl. MwSt.)

Erscheinungstermin: August 1975.

Lieferung gegen Vorkasse; im Inland porto- und verpackungsfrei. Überweisungen mit Bestellvermerk »WMM – 74« bitte auf Postscheckkonto Hamburg 16818-209 (BLZ 200100 20).

SPIEGEL-Verlag
Vertriebsabteilung
2000 Hamburg 11
Postfach 110420

begriffe, was sich um ihn her abspielte und was mit ihm geschah. Jedenfalls sei es ausgeschlossen, daß er in die Vorgänge eingreifen könne. Der Arzt war daher der Ansicht, daß wir zum nächsten Stadium übergehen konnten: Passieren der Kontrolle am Eingang zum Wartungsgelände und Besteigen der Maschine.

Die Autos setzten sich in Bewegung. Der Konvoi fuhr wieder durch das Haupttor, dann ein paar hundert Meter über die Schnellstraße, um rechts in eine Seitenstraße einzubiegen, die zum Wartungsgelände der staatlichen Luftfahrtgesellschaft Argentiniens führte.

Vor dem Tor trat der Wachtposten an den ersten Wagen. Dan Avner, der am Steuer saß, rief ihm dieselben Worte zu, mit denen er sich hier in den letzten paar Tagen tausendmal vorgestellt hatte: „Hi, Israel!"

Der Wachtposten warf einen Blick in das Wageninnere und sah, daß alle Insassen die Uniform der Fluggesellschaft trugen, deren Maschine auf diesem Gelände abgestellt war. Die drei Männer, die im zweiten Wagen hinten saßen, schliefen fest. Der Wachtposten öffnete die Schranke und ließ die Autos ein.

Wenige Minuten vorher waren an unserer Britannia ein paar Männer von der argentinischen Fluggesellschaft aufgetaucht, um sich mit Zvi Gutmann zu unterhalten. Als Zvi jetzt die Autos herankommen sah, zog er die Besucher rasch auf die andere Seite der Maschine. Er sah, daß aus den Autos lauter Besatzungsmitglieder herausquollen und auf die Maschine zugingen. Einer der Männer wurde von seinen Kollegen gestützt. „Der muß krank sein", dachte Zvi. Seine Besucher hatten offenbar nichts davon bemerkt.

Eichmann: Ich werde mich still verhalten.

Am Fuß der Rolltreppe bildete die El-Al-Besatzung ein dichtes Gedränge. Eichmann, von Ezra Eshet und Yoel Goren gestützt, stand in der Mitte. Als die drei die Rolltreppe hinaufgingen, blendeten Suchscheinwerfer in der Nähe auf und beleuchteten die Treppe. Um das Einsteigen zu beschleunigen, schob der Kopilot Eichmann von hinten, und zu seiner Verblüffung stellte er fest, daß es ihm kaum etwas ausmachte, Eichmanns Rücken mit der Hand zu berühren — der körperliche Kontakt löste nur einen leichten Ekel bei ihm aus.

Eichmann wurde durch die Tür gezogen, in das Abteil Erster Klasse geführt und auf einen Fensterplatz in Flugrichtung gesetzt. Die übrigen Plätze in diesem Abteil wurden von Mitgliedern der Flugzeugbesatzung belegt. Sie alle wurden angewiesen, so zu tun, als schliefen sie, deshalb wurde auch in dem Abteil das Licht nicht eingeschaltet.

Angeklagter Eichmann beim Prozeß in Jerusalem 1962: „Unmißverständliche Warnung an

Kaum war Eichmann untergebracht, da begaben sich die beiden Flugkapitäne ins Cockpit. Sekunden später begannen die Motoren zu dröhnen. Die Maschine setzte sich in Bewegung, wendete und rollte über das Vorfeld. Um 23.15 Uhr hatte sie die Rollbahn erreicht.

Ich erfuhr erst hinterher, was sich abgespielt hatte, während ich in der Kantine saß und auf die Meldungen vom Ablauf der Aktion wartete.

Kenet und sein Begleiter waren wie geplant um 21 Uhr in „Tira" eingetroffen. Auf den Straßen herrschte kaum Verkehr. Während der Fahrt hatten sie nach Yitzhaks Wagen Ausschau gehalten, aber sie hatten ihn nirgendwo am Straßenrand stehen sehen. In „Tira" war Eichmann gerade in die Uniform der El-Al-Fluggesellschaft gekleidet worden. Er wußte seit einigen Stunden, daß man ihn von Buenos Aires fortbringen wollte, und hatte erklärt, er werde keinen Widerstand leisten.

Während der Arzt die Injektion des Betäubungsmittels vorbereitete, sagte Eichmann, man brauche ihn nicht zu narkotisieren, er werde sich still verhalten. Als er sah, daß seine Bewacher ihm nicht trauten, half er bei der Injektion mit, so gut er konnte. Der Arzt verwendete eine Spezial-Nadel, die man in der Vene stecken lassen konnte, um Eichmann zusätzlich geringfügige Dosen des Medikaments zuführen zu können.

Als man Eichmann aus dem Haus brachte, zeigte sich schon die Wirkung der Spritze, so daß man ihn beim Gehen stützen mußte. Er wurde hinten ins Auto gesetzt, zwischen Ezra Eshet und den Arzt, so daß er eine neue Dosis des Betäubungsmittels bekommen konnte, falls die Wirkung vorzeitig nachlassen sollte.

Eichmann döste während der ganzen Fahrt vor sich hin. Der Wagen, in dem er saß, und das ihn begleitende Auto brauchten unterwegs nur einmal an einer geschlossenen Eisenbahnschranke anzuhalten. Auch sonst hatte es während der Fahrt keine Panne gegeben.

Während Eichmann in das Flugzeug gebracht wurde, war ich schon wieder an meinem Befehlsstand in der Kantine. Neben mir saß Asher Kedem. Plötzlich hörten wir ein Aufdröhnen von Motoren, das die Luft vibrieren ließ, und da wußten wir Bescheid – Kedem hatte das Motorengeräusch der

alle Mörder des jüdischen Volkes"

Britannia sofort erkannt. Ich ging hinaus, um mit Gabi und Ehud zu sprechen. Erst jetzt vereinbarten wir, daß mehrere Männer der Einsatzgruppe, die sich noch auf dem Flughafen aufhielten, ebenfalls mitfliegen sollten. Die übrigen würden auf getrennten Wegen Argentinien verlassen.

Inzwischen war es 23.40 Uhr geworden. Die Mitglieder unserer Gruppe, die nicht mit Eichmann zusammen an Bord gegangen waren, mußten noch einige Zeit an der Zollabfertigung warten, bis sie endlich mit ihren Siebensachen gehen durften.

Und in diesem Augenblick tauchte Yitzhak auf, schweißgebadet, abgekämpft, nervös und tief beunruhigt: Auf dem Weg nach „Tira" hatte sein Wagen eine Panne gehabt; er mußte eine weite Strecke gehen, bis er endlich ein Taxis fand, das ihn gerade noch rechtzeitig zum Flughafen brachte.

Yitzhak war nicht der letzte, der auf die Rollbahn hinausging. Im allerletzten Augenblick stellte ich mich an das Ende der Schlange, und wenige Sekunden später war ich in der Maschine. Die Türen wurden geschlossen, die gewaltige Maschine setzte sich in Bewegung und rollte an die Startbahn.

Endlich sah es so aus, als hätten wir alle Hindernisse überwunden. Und doch konnte ich noch nicht aufatmen. Denn mir war schon an der Zollkontrolle ein Mann in Zivil aufgefallen, der sich offensichtlich auf dem Flughafen gut auskannte.

Mit raschen Schritten hatte er die Halle durchquert und, ohne angehalten zu werden, den zum Rollfeld führenden Ausgang passiert; beinahe im Laufschritt war er zu der Stelle gegangen, an der unsere Maschine wartete. Ein zweiter Mann war hinter ihm hergelaufen. Als ich dann selbst auf das Rollfeld hinausgegangen war, standen die beiden neben der Maschine.

Verzögerung beim Start: Was ist los im Cockpit?

Deshalb konnte ich mich auch jetzt noch nicht entspannen, als ich im Flugzeug saß und es sich schon in Bewegung setzte. Die Maschine hatte beinahe das Ende der Rollbahn erreicht, wo sie in die Startbahn einschwenken mußte. Die Motoren dröhnten lauter.

Laß uns losfliegen! Laß das Flugzeug abheben! betete ich stumm. Aber quälend lange blieb die Maschine an derselben Stelle, als sammele sie Kraft zum Start. Was war denn nur los im Cockpit? Hatte man dem Flugkapitän per Funk in letzter Sekunde die Starterlaubnis verweigert, oder wartete er nur auf ein Zeichen vom Kontrollturm?

Die Motoren heulten noch lauter auf, und man hatte das Gefühl, als strenge sich die Maschine verzweifelt an, eine unsichtbare Kette zu sprengen, die sie am Boden festhielt. Mit meinem Gleichmut, der mir noch immer in schwierigen Situationen geholfen hatte, war es vorbei. Ich konnte mir nicht erklären, was da los war. Warum flogen wir denn nicht ab? Hatte uns so dicht vor dem Ziel doch noch das Glück verlassen?

Dann auf einmal raste die Maschine mit ohrenbetäubendem Heulen los, glitt über die Startbahn und hob sich Sekunden später in die Luft. Nicht lange, und die Lichter des Flughafens und die Grenzen des argentinischen Hoheitsraums lagen hinter uns. Jetzt erst gelang es mir, mich zu entspannen.

Ein Blick auf die Uhr: Es war der 21. Mai 1960, 0.05 Uhr. Die technisch und politisch heikelste Aktion des israelischen Geheimdienstes war zu Ende.

Bald darauf wurde die Verhaftung Eichmanns von der israelischen Regierung bekanntgegeben — eine unmißverständliche Warnung an die untergetauchten Mörder des jüdischen Volkes, sich in ihren Schlupfwinkeln nicht länger sicher zu fühlen.

Ende

*Irish Melange
*Old London Blend
*Scottish Mixture
in der aromasicheren Frischdose DM 5.-

Wink von oben

Die besten Autorennfahrer kommen aus Ländern ohne größere Automobilindustrie. Nach dem Brasilianer Fittipaldi will nun der Österreicher Niki Lauda Weltmeister werden.

Bei Tempo 210 drehte der Rennwagen in der Kurve und schoß mit dem Heck voraus einen Steilhang hinauf. „Nach etwa 2000 Jahren", so empfand Rennfahrer Niki Lauda aus Salzburg, blieb er endlich stehen.

Mit 240 km/h platzte ein andermal auf gerader Strecke der linke Vorderreifen. Der Rennwagen prallte gegen die Leitplanke, ein Rad schwebte für Sekundenbruchteile über dem Fahrer. „Als endlich Stille herrschte", kletterte Lauda unversehrt aus dem Wrack und wanderte zum Fahrerlager.

Derartige Unbilden ergaben sich aus Laudas Devise, die er sich für die Grand-Prix-Rennen (Formel 1) um die Fahrer-Weltmeisterschaft auferlegt hatte: „Zweiter zu sein ist ebenso schlimm, wie Letzter zu werden." Nachdem er in dieser Saison bereits vier von zehn Grand-Prix-Rennen gewonnen hat, würden ihm nun schon zwei oder drei zweite Plätze in den nächsten fünf Rennen genügen, um erstmals Automobil-Weltmeister zu werden. Derzeit liegt er 14 Punkte vor dem brasilianischen Titelverteidiger Emerson Fittipaldi. Bei einem Sieg am kommenden Sonntag auf seiner Lieblingsstrecke, dem Nürburgring in der Eifel, wäre dem Ferrari-Fahrer Lauda, 26, der WM-Titel wohl sicher.

Er stammt aus so vornehmer Kaufmanns-Familie, daß ihm dort die Karriere in Schmieröl und feuersicherem Asbestanzug unter Androhung der Streichung jeglicher Erbschaftsansprüche untersagt worden war. So verpfändete er seine Lebensversicherung der österreichischen Raiffeisenkasse und nahm außerdem 350 000 Mark Kredit für den Kauf eines Rennwagens auf. Lauda: „Die Sicherheit war ich."

Zuerst fuhr er mit unzulänglich konstruierten Rennwagen aus England. 1973 jedoch sah Ferraris Seniorchef, Enzo Ferrari, 76, Laudas Kurventechnik beim Großen Preis von Monaco in den engen Straßen Monte Carlos. „Diesen Lauda müssen wir haben", forderte der alte Herr. Bald darauf verdingte sich Lauda für Fahrten in den knallroten Rennwagen mit den konkurrenzlosen 12-Zylinder-Motoren.

Lauda stieg zur rechten Zeit bei den Italienern ein. Der unter Enzo Ferrari („Ich baue Motoren und befestige Räder daran") wirtschaftlich nicht mehr tragbare Rennstall war inzwischen mit dem Turiner Autoriesen Fiat vereinigt worden und vermochte wieder im alten Stil die Rennwagen vorzubereiten. Auf der eigenen Trainingsstrecke in Modena überwachen Computer- und TV-Anlagen jede Probefahrt.

„Lauda ist zwar kein Techniker, doch er zieht logische Schlüsse", lobte Rennexperte Helmut Zwickl den neuen Fahrer. „Er beherrscht die ganze Tüftelei mit weichen und harten Reifen, das heikle Ausbalancieren eines Fahrgestells mit erstaunlichem Instinkt."

Dennoch entging Lauda in seinem ersten Ferrari-Jahr, 1974, der WM-Titel, weil er mal auf Rollsplitt von der Bahn rutschte, dann mehrmals — fast immer in führender Position liegend — von geringfügigen Pannen heimgesucht worden war. Dennoch ermöglichte sein Jahresverdienst von fast einer Million Mark die Begleichung von Schulden

Ausgebrannter Wagen beim Grand-Prix-Rennen

und die Gründung einer Briefkasten-Firma in Hongkong. Diese Niki Lauda Ltd. leitet Lauda-Gagen mit geringem Steuerverlust auf seine Schweizer Nummernkonten weiter. Am heimischen Fuschl-See baut Lauda ein Haus.

Der Österreicher Lauda setzt unter den besten Autorennfahrern eine erstaunliche Entwicklung fort: Die Erfolgreichsten kommen immer häufiger aus Ländern, die kaum größere Automobilproduktionen aufweisen. Unter den sieben führenden Fahrern in der laufenden Formel-1-Saison rangieren sechs aus Staaten ohne nationale Rennwagenmarke. Hinter Lauda liegen Titelverteidiger Fittipaldi aus Brasilien, dann ein Argentinier und noch ein Brasilianer, der Südafrikaner Jody Scheckter und schließlich der Schweizer Clay Regazzoni, wie Lauda Fahrer bei Ferrari und 1974 Vizeweltmeister.

Lauda war der vierte Österreicher, der in den letzten zehn Jahren in die

Ferrari-Fahrer Lauda im Rennauto, Stallgefährten Regazzoni, Lauda: „Zweiter zu sein ist ebenso schlimm, wie Letzter zu werden"

in Silverstone*: „Die Sicherheit war ich"

Formel-1-Weltmeisterschaft eingriff. 1970 verunglückte Jochen Rindt tödlich — nicht mehr erlebend, daß er Weltmeister geworden war. Laudas Freund Dr. Helmut Marko büßte bei einem Unfall ein Auge ein. Voriges Jahr starb Helmut Koinigg, von Leitplanken enthauptet. „Als Rindt verunglückt war", berichtet Lauda über die Situation bei den österreichischen Motorsportfans, „war plötzlich ein riesiges Loch da, indirekt wurde mir dadurch in Österreich sehr geholfen."

Der Einzelgänger in der Grand-Prix-Fahrerklasse hält Rennfahren für „ununterbrochene Arbeit". Auch zwischen den Rennen, bisweilen nachts, hockt er an seinem Wagen, um immer zu wissen, „was er macht". Bei Entwicklung „anderer Minerale" und mit besserem Material glaubt Lauda daran, daß sich die Höchstgeschwindigkeiten von gut 300 km/h eines Tages sogar auf mehr als 600 erhöhen lassen. „Der Mensch baut schließlich die Maschinen, und wenn sie herausfliegen, dann wird er sich was dagegen einfallen lassen."

Laudas Ferrari flog nicht einmal zuletzt auf dem englischen Rennkurs von Silverstone von der Bahn, als die meisten Teilnehmer an die Leitplanken rutschten und das Rennen abgebrochen wurde. Ein Gewitter hatte den Asphaltbelag gleichsam in Schmierseife verwandelt und die auf profillosen Trokkenreifen rasenden Fahrer überrascht — außer Lauda. Er kehrte mit Tempo 10 wohlbehalten an seine Boxe zurück. Regazzonis Ferrari wurde beschädigt, Scheckters Wagen brannte aus. Gesamtschaden: vier Millionen Mark.

„Ich glaube, der Lauda kriegt jetzt auch einen Wink von oben", scherzte Ferraris Chefingenieur Mauro Forghieri, „wann es regnen soll." ◆

* Rennwagen des Südafrikaners Jody Scheckter.

Radio Luxemburg
8 Uhr 30

Mr. Morning

Fangt den Tag mal mit was Neuem an!

Er schaut den Politikern auf den Mund und den Hausfrauen in den Kochtopf. Ihr Mr. Morning.

Mit sicherem Griff wählt er Ihre Lieblingsmelodien und wer Schlagzeilen macht wird interviewt. Er läßt sich zur Hausfrau des Tages in die Küche durchstellen und entlockt ihr das Kochrezept fürs Mittagessen. Ihr Mr. Morning. Er plaudert mit Metereologen über unser Wetter und beglückwünscht Stars am Frühstückstisch zu ihrem neuesten Plattenerfolg. Mr. Morning – das ist wie überall dabeisein. Also dran denken: Morgen 8 Uhr 30.

Achtung: Auch in dieser Sendung wird Aktuelles dazwischengefunkt – zusätzlich zu den stündlichen Nachrichten.

RTL

Radio Luxemburg MW 1439 kHz, KW 49,26 m, UKW Kanal 6 oder 33.

Rundfunk: Strafpredigt von Hammerschmidt

Kritische Töne zum ARD-Jubiläum, die das Fernsehen letzte Woche, im Festporträt „Silberhochzeit zu zwölft", so taktvoll vermieden hat, sind dem NDR-Redakteur Michael Wolf Thomas heftig verübelt worden. Thomas, Betreuer der verdienstvollen Hörfunk-Reihe „Von Bildschirm und Leinwand", hatte in seiner NDR-III-Sendung „25 Jahre ARD" auch Mißstände und Versäumnisse in der Allianz zur Sprache gebracht — sehr zum Verdruß des ARD-Vorsitzenden und Südfunk-Intendanten Bausch, der vom höflichen Autor mit einem Sendemanuskript bedacht worden war. Prompt fühlte sich wenig später auch der Herr des benachbarten Südwestfunks, Helmut Hammerschmidt, zu einer Strafpredigt berufen: Die ARD-Bilanz sei zum Teil „einseitig in der Sachdarstellung und in der Tendenz", Reporter Thomas habe sich „journalistischer Fehlmethoden" schuldig gemacht. Der missionarische Eifer des „Ausgewogenheits"-Apostels Hammerschmidt ist anscheinend grenzenlos.

Regisseure: „Spiegel" bleibt unter Verschluß

Filmszene aus „Der Spiegel"

Der Moskauer Regisseur Andrej Tarkowski („Iwans Kindheit") hat in der sowjetischen Kulturbürokratie offenbar Verwirrung gestiftet. Sein autobiographischer, lyrisch-phantastischer Spielfilm „Der Spiegel" (1974) lief zwar, obschon offiziell totgeschwiegen, wochenlang ausverkauft in drei Moskauer Kinos; doch zu Beginn der 9. Filmfestspiele (10. bis 23. Juli) wurde das Werk, für Festivalgäste unerreichbar, in die ukrainische Provinz verbannt. Vorführungen des unorthodoxen Tarkowski-Stücks auf den Festivals von Cannes und Berlin hatten die Sowjets vorher bereits mit der Begründung abgelehnt, es sei „zu schwer verständlich". Weshalb westlichen Cinéasten der Blick in den „Spiegel" verwehrt wird, ist selbst Funktionären nicht recht klar. Ein Moskauer Regisseur mutmaßt, der Film entspreche wohl „nicht den Prinzipien des sozialistischen Realismus".

Autoren: Konsaliks positiver Krebsroman

Krebs, ein „Urteil"? Hier ist ein Roman, der „Begnadigung" verheißt. Trivial- und Erfolgsautor Heinz G. Konsalik („Der Arzt von Stalingrad") hat ihn schon 1961 verfaßt — im frommen Glauben an den bevorstehenden „Sieg über den Krebs". Als positives Gegenstück zum „hoffnungslosen" Krebs-Report der Knef (und in dessen Publicity-Sog) wird Konsaliks Epos „voll tiefer Menschlichkeit" jetzt vom Bayreuther Hestia-Verlag neu herausgegeben — in einer Aufmachung, die dem Knef-Cover deutlich nachempfunden ist.

Bücher: Terenz als Comic strip

Latein mit Lustgewinn: Um neues Leben in die tote Sprache zu bringen, hat der Zürcher Lehrer Klaus Bartels einen römischen Klassiker originell vermarktet. In der Reihe „Dialog mit der Antike" (Heimeran-Verlag, München) bringt er

Terenz-Comic

jetzt die Terenz-Komödie „Die Brüder" als Comic strip heraus — mit lateinischen Sprechblasen, kleinem Literaturverzeichnis und ausführlichem Vokabelanhang. Mit Hilfe des drollig cartoonierten Terenz will Bartels, nebenbei, auch die „Kommunikationsschwierigkeiten" seiner Wissenschaft „unterlaufen". Manchem Altphilologen indes erscheint solche Popularisierung verdächtig. Von Fachkollegen wird die Edition, nach Auskunft Bartels', „mit scheelen Augen betrachtet".

Film: Porno-Boom in Frankreich

Seit Präsident Giscard d'Estaing, im letzten Jahr, die Macht der Zensur drastisch beschnitten hat, erschließt sich Frankreichs Filmindustrie neues, gewinnträchtiges Terrain — die Pornographie. Harter Sex ist so gefragt, daß sogar die Unterhaltungspaläste auf den Champs-Elysées Lust-Spiele wie „Das Hurenhaus", „Zwei Lesbierinnen" oder „Exhibition" zeigen. Die Kritik hat viel Verständnis für den Sturm des „ausgehungerten" Volkes auf die Edelpornos: Nach der prüden, repressiven Ära de Gaulle sei dies „eine gesunde und unvermeidliche Reaktion".

Zitat

Präsident Ford ist langweilig (worin seine Hauptstärke besteht). Henry Kissingers Brillanz ist langweilig. Die Nationalökonomen des Präsidenten sind langweilig, aber nicht annähernd so langweilig wie ihre unablässigen langweiligen Prognosen über den unmittelbar bevorstehenden Aufschwung. „Playboy", „Penthouse", „Viva", „Lui" sind langweilig. Wenn jemand sie nicht bald stoppt, werden sie sogar Sex langweilig machen. Englands ständig unmittelbar bevorstehender ökonomischer Zusammenbruch ist langweilig. Harold Wilson ist möglicherweise der langweiligste Mann des 20. Jahrhunderts ... Rockmusik ist langweilig. Nato ist langweilig ... Nach der Ära der wachsenden Erwartungen sind wir in die Epoche passiver Resignation eingetreten.

Kolumnist Russell Baker in der „International Herald Tribune" über die „Langweiligen siebziger Jahre".

„Exhibition"

„Dieses zweite Buch von Albert Speer, ‚SPANDAUER TAGEBÜCHER', verschlägt mir den Atem, und fast das Wort. Ähnlich muß es mir ergangen sein, als ich in der Kindheit zum ersten Mal das Meer sah …

Ein großes Buch in dreierlei Hinsicht: in der menschlichen Haltung des Verurteilten; in der Festigkeit und Standhaftigkeit seiner Selbstzucht; in der ungewöhnlichen Ausdruckskraft.

Diese beiden Bücher verschaffen eine klarere Information über das Wesen und den inneren Kreis der ‚Führerherrschaft' als die gesamte, riesige Hitler-Literatur." CARL ZUCKMAYER

Speers "Spandauer Tagebücher" erscheinen exklusiv in der WELT. (Als Vorabdruck der wichtigsten Kapitel.) Ab 1. August.

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Der Ullstein Verlag bringt das Buch Ende August für DM 38,– auf den Markt

An: Die WELT, Vertrieb, 2 Hamburg 36, Postfach

○ Ja, ich möchte die SPANDAUER TAGEBÜCHER lesen. Liefern Sie mir für die Zeit des Vorabdrucks das „Kurz-Abonnement zum Kennenlernen" zum Vorzugspreis von nur DM 5,–. Diesen Betrag habe ich auf das Postscheckkonto Hamburg 3264-204, Kennzeichen 1420/047 überwiesen.

○ Ich möchte die WELT ab 1.8.1975 abonnieren. Der Bezugspreis einschließlich Versand und Zustellung beträgt monatlich DM 13,60 (West-Berlin DM 11,40, Ausland DM 19,50).

Falls die Bestellung zu spät eingeht, werden mir die schon erschienenen Folgen der Speer-Serie nachgeschickt.

Name: _____

Ort: ( ) _____

Straße: _____

Beruf: _____ Telefon: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Winifred Wagner: „Unser seliger Adolf"

Den Bayreuther Festspielen dieses Jahres, letzten Freitag mit Wolfgang Wagners Neuinszenierung des „Parsifal" eröffnet, wurde kurz vor Beginn ein unerwartet dissonantes Vorspiel beschert: Winifred Wagner, 78, Schwiegertochter des Meisters Richard und Freundin des Führers Adolf, brach ihr drei Jahrzehnte langes Schweigen. In einem Dokumentarfilm von Hans-Jürgen Syberberg preist sie Wagner-Fan Hitler als „einzigartige Persönlichkeit". Jüngere Wagner-Nachkommen und Wagnerianer fürchten nun neuen Unfrieden um Bayreuth.

Wenn der Hitler heute hier zur Tür reinkäme", sagt die alte Dame, „ich wäre genauso fröhlich und so glücklich, ihn hier zu sehen und zu haben, als wie immer." Was sie „für gut und menschlich an dem Mann gehalten" habe, das lasse sie sich „einfach nicht nehmen". Hitler, der „blutbefleckte Freund", war, so schwärmt sie, „eine einzigartige Persönlichkeit".

Winifred Wagner hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie Adolf Hitler ungebrochen weiter so verehrt wie von 1930 bis 1944, als sie, die Schwiegertochter Richard Wagners, Prinzipalin der Bayreuther Festspiele und Herrin des Familiensitzes Villa Wahnfried war. Nur öffentlich „predigen", wie sie sich ausdrückt, konnte sie ihre Treue zum Führer nicht mehr: Seit dem Entnazifizierungs-Verfahren von 1947 sei ihr das „Maul verboten" gewesen; im Interesse eines politisch bereinigten Wagner- und Festspiel-Images war für lange Zeit wohl besonders der Familie an ihrem Schweigen gelegen.

Jetzt hat sie gesprochen. Überredet von ihrem Enkel Gottfried Wagner, 28, Sohn des gegenwärtigen Festspiel-Leiters Wolfgang Wagner, hat sie sich dem Münchner Filmemacher Hans-Jürgen Syberberg, 39, für einen fünf Stunden langen Dokumentarfilm anvertraut. In ihrem alt- und großbürgerlich ausgestatteten Bayreuther Pavillon, wo einst auch Hitler oft zu Gast gewesen war, gab sie, mit tiefer, rauher Stimme, Auskunft über „unseren seligen Adolf".

Winifred Wagner, Enkel Gottfried Bekenntnisse vor der Kamera

Gefilmt wurde das Mammut-Interview an fünf Tagen im April dieses Jahres. Winifred-Enkel Gottfried, der in München Musik studiert und an einer Doktorarbeit über Kurt Weill arbeitet, assistierte dem Regisseur bei den Dreharbeiten. Unter dem Titel „Winifred Wagner und das Haus Wahnfried 1914—1975" will Syberberg den Film im Herbst ins Kino bringen.

Syberberg hat in früheren Filmen Brecht, Kortner, Romy Schneider und den bayrischen Sex-Filmer Alois Brummer dokumentarisch zu Wort kommen lassen; in ästhetisch ehrgeizigen Spielfilm-Produktionen porträtierte er einfühlsam zwei deutsche Trivial-Genies des 19. Jahrhunderts: Bayernkönig Ludwig II. und Karl May. Bei Vorarbeiten zu einem geplanten Spielfilm über Hitler kam ihm die Idee, dessen Bayreuther Freundin Winifred Wagner „wie Brechts Zöllner nach ihrem Leben abzufragen".

Syberberg hat ihr von vornherein „zu erkennen gegeben", daß „sie auf der falschen Seite" war: „Ich habe gesagt, Sie wissen, ich teile Ihre Ansichten nicht, aber ich respektiere sie."

Die gebürtige Engländerin vom „Typ Herrenreiterin" (Syberberg), die

Winifred Wagner mit Hitler in Bayreuth, im Syberberg-Film: Treue zum Freund

1914 nach Bayreuth gekommen war und ein Jahr später Richard Wagners Sohn Siegfried (1869 bis 1930) geheiratet hatte, stellte sich Syberbergs Filmteam und seinen Fragen mit teils reservierter, teils burschikoser, stets aber selbstbewußter Bereitwilligkeit inmitten zahlreicher Erinnerungsstücke, die nun auch im Film zu sehen sind.

Ein Bild in den Photoalben beispielsweise, die sie erinnerungsselig vor der Kamera durchblättert, zeigt ihre Tochter Friedelind als Kind auf dem Schoß von Goebbels. Friedelind Wagner zerstritt sich später mit ihrer Mutter wegen deren Nazi-Verbindungen, ging 1940 nach Amerika und schrieb ein Buch „Nacht über Bayreuth". Nach dem Krieg versöhnten sie sich wieder — im Film aber lästert die Mutter nun über die Tochter: „Hat immer eine große Rolle spielen wollen" und „so recht auf'n grünen Zweig ist sie nie gekommen".

Ähnlich fertigt sie auch ihren (1966 gestorbenen) Sohn Wieland ab, der gemeinsam mit seinem Bruder Wolfgang von 1951 an die Wagner-Festspiele geleitet und stilistisch modernisiert und Bayreuth vom Hitler-Schatten weitgehend befreit hatte. Er habe, sagt sie vor der Kamera, alles nur „runtergemacht" und „nur gegen uns intrigiert". Wieland Wagner hatte es noch 1965 für nötig gefunden, sich öffentlich gegen seine Mutter zu erklären, weil „die noch immer an des Führers Endsieg glaubt".

Dieses makabre Image pflegt Winifred Wagner in Syberbergs Film weiter, ungeniert und sichtlich unbelehrbar. Gleich eingangs erklärt sie: „Das große Interesse der Allgemeinheit scheint sich immer wieder auf unser Verhältnis zu Hitler zu konzentrieren." Für sie war das „eine rein menschliche, persönliche und vertrauliche Bindung, die auf der Grundlage der Verehrung und der Liebe zu Richard Wagner beruhte". Und deshalb wird sie des Nazi-Führers „stets in Dankbarkeit gedenken, weil er mir buchstäblich hier in Bayreuth sozusagen die Wege bereitet hat".

Daß Hitler dabei „die Festspiele in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt" habe, sei „barer Unsinn", meint die Ex-Prinzipalin: Der Führer kam „als Wagner-Fan und Freund des Hauses" — Nazi-Größen von Göring bis Rosenberg folgten ihm; HJ-, BdM- und Trachtengruppen reisten an, „um einen Blick auf den Führer erhaschen zu können", während seiner „Jubel- und Triumph-Fahrt" vom Wagner-Hort Wahnfried zum Festspielhaus auf dem „Grünen Hügel", wo Winifred ihn erwartete und ihn zur Loge geleitete.

Sonst kam Hitler, wie seine treue „Winni" sich erinnert, um bei den Wagners „Familienleben zu genießen", ungestört in seinem Schlaf von vier Uhr morgens bis elf oder zwölf Uhr mittags: „Hier auf meinem Terrain hat er seine absolute Ruhe gehabt." Er kam auch, „um die Kinder zu sehen", mit denen er „ganz rührend" war: „Sie haben ihn eigentlich als guten Onkel betrachtet, und er hat sich wirklich als ein solcher bei uns aufgeführt." Er hat „österreichischen Herzenstakt und Wärme" verbreitet und „auch ganz nett Klavier gespielt".

Für Winifred „war er überhaupt nicht der Führer", sondern „dieser fesselnde und interessante Mensch", an dem sie „nie eine menschliche Enttäuschung erlebt" habe, „abgesehen natürlich von den Sachen, die draußen vor sich gingen, aber das berührte mich ja nicht", und „alles, was ins Dunkle geht bei ihm — ich weiß, daß es existiert, aber für mich existiert es nicht". Denn sie sei „ein restlos unpolitischer Mensch", und notfalls ist sie „imstande, den Hitler, den ich kenne, vollkommen zu trennen von dem, was man ihm heutzutage alles zur Last legt".

Außer über Hitler, „diese Erfahrung", die sie „nicht missen möchte", plaudert Winifred Wagner in Syberbergs Film detail- und anekdotenreich über ihr Leben im Haus Wahnfried. Von Richard Wagners Witwe Cosima wurde sie dort „absolut im Sinne Wagners und Bayreuths erzogen", zur „Nachfolgerin" der „Hohen Frau" bestimmt.

Für Syberberg ist sie vor allem „lebendes Zeugnis" einer von der „Dekadenz des Großbürgertums" geprägten Epoche. Die Geschichte des Hauses Wahnfried, die sein Film zugleich mit der Winifred Wagners aufzeichnet, soll deutlich machen, daß die „Villa des Künstlers als Utopie einer heilen Welt" zwangsläufig „die verhängnisvollen Gäste von Ludwig II. bis zu Hitler" anlocken mußte.

Syberberg sieht in Winifred Wagner aber auch „die Frühemanzipierte" exemplarisch verkörpert. Sie war für ihn „eine Unternehmerin, eine Women's-Lib-Person", die „feste Entscheidungen" traf. „Eigentlich", sagt er, „ist der Film mein Beitrag zum Jahr der Frau."

Der Filmemacher, in seiner Ästhetik selber Wagnerianer und dem 19. Jahrhundert verbunden, sieht sein provokantes Dokumentarwerk in erster Linie nicht etwa als ideologiekritische Lektion, sondern als „Kunstwerk", das „Vergnügen" bereiten und „schön" wirken soll. Darum werde in dem Film „alle Freiheit der dialektischen Imagination gewahrt", auch was die Präsentation der Winifred Wagner mit ihren Hitler-Bekenntnissen angeht — „durch die langsame und stille Kameraführung, die das Gesicht, die Blicke einfängt, auf dem und in denen die Worte und Welten entstehen und vergehen".

Komponist Wagner (2. v. r.), Cosima Wagner (3. v. l.)*: Utopie einer heilen Welt?

So jedenfalls steht es geschrieben in einem französischen Text, den Syberberg verfaßt hat — zur Uraufführung der „Winifred Wagner" bei einer Retrospektive des gesamten Syberberg-Filmschaffens in Paris. Titel der kürzlich von der „Cinémathèque Française" veranstalteten Schau: „Der Musikfilm der Zukunft".

Wolfgang und Gottfried Wagner freilich, die der Premiere beiwohnten, konnten sich zu der „großen Distanz", mit der Ästhet Syberberg die Hitler-Erinnerungen ihrer Mutter und Großmutter sehen will, ihrerseits nicht durchringen: Sie fühlten sich doch so unmittelbar betroffen, daß sie — nach „Differenzen" und „Waffenstillstand" — schließlich mit dem befreundeten Regisseur übereinkamen, den Film vorerst nicht mehr vorzuführen.

Die jüngeren Wagner-Erben sowie Freunde der Neu-Bayreuther Wagner-

* Mit Wagner-Verwandten und Freunden in Bayreuth.

Regisseur Syberberg
Leben abgefragt

Pflege befürchten sogar neuen politischen Unfrieden um Wahnfried durch Winifreds Sprüche. Vielleicht, so bangt Hans-Jürgen Syberberg, fühlten sich jetzt „wieder welche dazu ermuntert", die Festspiele zu stören — etwa durch „Sieg Heil!"-Rufe.

BÜCHER

Durch Marlenes Fenster

Axel Eggebrecht: „Der halbe Weg".
Rowohlt; 330 Seiten; 34 Mark.

So alt zu werden wie dieses verirrte zwanzigste Jahrhundert, sogar stets noch elf Monate mehr, ist nicht wenig, schon gar nicht für Leute, die sich um die Zeit, um ihre Zeiten kümmern. Axel Eggebrecht ist mit seiner Autobiographie übergekommen, die eigentlich schon zum Siebzigsten fertig sein sollte, und da haben wir es. Er ist beinahe Offizier geworden, beiläufig Funktionär der Kommunistischen Partei, unabsichtlich Journalist, nebenbei Buchautor, ungern ein Filmbesucher, widerstrebend ein „Rundfunkmann" (Eggebrecht) und notgedrungen Verfasser von Drehbüchern für den Film.

Aber wenn schon, denn schon. Der mißratene Sohn eines Reichsgerichtsrats, der ihm Karl May als Lektüre empfahl, endete als Morphinist unter dem Namen Hans Fallada. Den Fähnrich Eggebrecht erwischte es im Westen so gründlich, daß sie ihm noch in diesen Jahren immer mal wieder bis dahin unerkannte Granatsplitter aus den Knochen operieren müssen. Den KP-Klinkenputzer entdeckte Ruth Fischer, Willi Münzenberg schickte ihn zweimal auf Monate nach Moskau. Der unbekannte Dicke, der ihm auf einem Festchen empfahl, Journalist zu werden, war anderwärts unter vier Pseudonymen weniger unbekannt: Kurt Tucholsky. (Unterm Mentorat von Siegfried Jacobsohn hat Eggebrecht für „Die Weltbühne", bei Willy Haas für dessen „Literarische Welt" geschrieben, bis zum verordneten Ende.)

Der Mann, der ihm anriet, Pianist zu werden, hieß und heißt Vladimir Horowitz. Die hübsche Junge, die ihm erlaubt, durch ihr Garderobenfenster einzusteigen, wann immer er das Geld für den Theaterplatz nicht hat: Marlene. Der Sportredakteur, dem er die Frau entführt: Remarque. Unter den Filmen, deren Drehbücher er schreibt oder an denen er mitschreibt: „Wenn der Hahn kräht", „Wiener Blut", „Bel Ami". Nach dem Ende des Krieges erfindet er den und ist Mitbegründer des NWDR.

Also ein Glückskind des Jahrhunderts? Die Spur nicht, wohl aber ein Glücksfall an Charakter. Zweimal haben sie ihn eingesperrt, zum Glück in Zeiten, als Konzentrationslager noch, verlogen genug, Schutzhaft genannt wurden und einer auch wieder heraus konnte. Nachdem er in Moskau mit angehört hatte, was nach Lenins Tod gegen Trotzki deklamiert wurde, war er aus seiner Partei ausgetreten; einen anderen, schöneren Kommunismus hält er immer noch fürs Schönste. Vor allen wirklich groben Irrtümern hat ihn, tatsächlich wie eine Art Schutzengel, die Unfähigkeit bewahrt zu verstehen, was Antisemiten denken — er konnte gar nicht anders als gegen sie an, als sie an die Macht gerieten.

Natürlich ist auch in Eggebrechts Autobiographie jene Gewohnheit zu finden, sich vornehmlich an solche Leute zu erinnern, die prominent sind, waren oder wurden — aber wenn's so war? Daß Eggebrecht erst als Leiter der Hamburger Rundfunkschule seine

Autobiograph Eggebrecht
Glücksfall an Charakter

Neigung fürs Pädagogische entdeckte, kann nur einen verwundern: ihn. Von allem Artifiziellen hält er wenig — er gesteht es ein —, weniger wohl, als einem Schriftsteller zukäme. So, ein Beispiel für vieles, liest er denn nicht, wenn ihm etwas zusagt, sondern er „verschlingt" die Bücher von Stendhal, von Tolstoi, die Zeitungen. Aber auch dies ist wahr (nicht im Buch): Als er nach einer Schädeloperation, um deren Gelingen manche Sorge war, die Augen aufschlug, fragte er als erstes seine Frau: „Hast du die ‚Welt' mitgebracht?"

Walter Busse

KOMMUNISMUS

Ekliges Ding

Die Zukunftsvorstellungen des Kommunismus — klassenlose Gesellschaft, Abschaffung des Staates — müssen revidiert werden. Diesen Schluß zieht der kommunistische Philosoph Wolfgang Harich in einem neuen Buch.

In sechs Gesprächen, die sich über ein halbes Jahr verteilten, diskutierte der Ost-Berliner kommunistische Philosoph Wolfgang Harich, 51, mit dem Lektor des Reinbeker Rowohlt-Verlages Freimut Duve — Thema: Welche politischen Konsequenzen ergeben sich für den Marxismus-Leninismus aus den Analysen des Club of Rome („Die Grenzen des Wachstums", 1972, und „Menschheit am Wendepunkt", 1974), wonach die Biosphäre keinen weiteren industriellen Fortschritt aushält?

Im Frühjahr mußte das Diskutier-Turnier abgebrochen werden. Harich, der von 1956 bis 1964 eine Haftstrafe wegen staatsfeindlicher Betätigung abgesessen hatte, inzwischen aber in der DDR als, wie er es selber ausdrückt, „voll resozialisiert" gilt, erlitt eine Herzattacke. Übrig blieb ein „Torso-Manuskript", dessen Veröffentlichung Harich erst nach einigem Zögern genehmigte. Harich am 26. April an Duve: „Geben Sie das Ding, so unvollkommen, wie es ist, in Satz!" Nächste Woche soll nun das „Ding" erscheinen*.

Bei dem Entschluß, das Manuskript zu veröffentlichen, hatte Harich auch politische Bedenken überwinden müssen. Er fürchtet, daß das Buch bei seiner, Harichs, „Obrigkeit" auf „wenig Wohlwollen" stoßen könnte. „Unannehmlichkeiten" seien immerhin „denkbar". Harichs Besorgnis kommt nicht von ungefähr, denn tatsächlich propagiert er in den mit Duve geführten Gesprächen einen „asketischen" Kommunismus, der sich sehr von den emanzipatorischen Zukunftsvorstellungen unterscheidet, die Marx, Engels und Lenin beschrieben haben.

Friedrich Engels hatte vorausgesagt, daß die Menschheit im kommunistischen Endzustand nicht nur die „Befriedigung der Bedürfnisse aller sicherstellen", sondern auch noch neue Bedürfnisse erzeugen werde. Marx hatte versprochen (in seiner „Kritik des Gothaer Programms"), daß unter kommunistischen Bedingungen alle „Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen" würden als im Kapitalismus und „jedem nach seinen Bedürfnissen" gegeben werde. Noch 1961 versprach Chruschtschow, die sowjetische Industrie werde in 20 Jahren alles produzieren, was der

* Wolfgang Harich: „Kommunismus ohne Wachstum? Sechs Interviews mit Freimut Duve". Rowohlt-Verlag, Reinbek; 212 Seiten; 18,50 Mark.

Mensch zu „Wohlstand und Glück" brauche.

Die Vorstellung einer unter kommunistischen Bedingungen praktisch unerschöpflichen Industrieproduktion nahm im Denken der marxistischen Klassiker einen zentralen Platz ein. Sie bildete nämlich die als wissenschaftlich beweisbar ausgegebene Begründung für die Voraussage, daß die künftige Gesellschaft keine Klassen mehr kennen werde, daß sie den Zwang zur Arbeit nicht mehr auszuüben brauche und daß damit die Notwendigkeit von gesellschaftlicher Autorität entfalle.

„Die Entwicklung der Produktion", meinte Engels, „macht die fernere Existenz verschiedener Gesellschaftsklassen zu einem Anachronismus. In dem Maß, wie die Anarchie der gesellschaftlichen Produktion schwindet, schläft auch die politische Autorität des Staats ein."

Eben diesen Kausal-Nexus zwischen einer beliebig zu steigernden Industrieproduktion und dem „Reich der Freiheit" ist nun durch die Berechnungen der Club-of-Rome-Autoren Meadows, Mesarović, Pestel und anderer erschüttert worden.

Daß die These des Club of Rome, wonach die Biosphäre der Erde keineswegs grenzenlos ausbeutbar ist, politisch-philosophische Konsequenzen haben könnte, ist seit längerem in der westlichen Welt geläufig. Schon vor Erscheinen der Meadows-Analyse „Die Grenzen des Wachstums" hatte zum Beispiel Konrad Lorenz ein „technologisches Moratorium" gefordert, das nur von einer „Schreckensherrschaft der ‚Guten'" durchzusetzen sei. Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Daniel Bell hält, angesichts der Grenzen des Wachstums, Freiheits-Verluste für unausbleiblich (SPIEGEL 15/1975).

Hingegen haben sich bisher Gelehrte der kommunistisch regierten Staaten dem Problemkreis der „Grenzen des Wachstums" nur äußerst zaghaft genähert. Heiße Themen — wie etwa, ob es noch vertretbar sei, Sauerstoff fressende Großflugzeuge zu bauen, oder die Frage nach der Überheizung der Atmosphäre durch Kernkraftwerke — werden von ihnen fast völlig gemieden.

Gleichwohl, völlig spurlos sind die düsteren Thesen des Club of Rome auch nicht an den Kommunisten vorübergegangen. Im Herbst 1972 veranstaltete die Moskauer Zeitschrift „Fragen der Philosophie" eine Diskussion über „Mensch und Umwelt", an der so namhafte russische Gelehrte wie Pjotr Kapiza, der „Vater der russischen Atombombe", und der Hydrometeorologe Jewgenij Fjodorow teilnahmen**.

Auf der Moskauer Konferenz wurde unter anderem auch die Möglichkeit der Übervölkerung erörtert — ein Thema, das für die Kommunisten deswegen besonders unbehaglich ist, weil es von Karl Marx entschieden abgelehnt wurde. Auf die Gefahr der Übervölkerung hatte zuerst der englische Pfarrer Malthus aufmerksam gemacht, wofür er von Marx heftig gescholten wurde. „Malthusianismus" gilt seither unter Marxisten-Leninisten als eine extrem scheußliche Abart des Kapitalismus. Um so bemerkenswerter ist, daß Kapiza auf der Moskauer Konferenz die Übervölkerungs-Gefahr „ein globales Problem der nächsten Zukunft" nannte.

Wie wenig freilich diese Bemerkungen bedeuten, zeigte sich im vorigen Jahr auf der Bukarester Bevölkerungs-Konferenz: Die Sowjet-Union stimmte dort für das Recht jeder Familie, die Zahl ihrer Kinder selbst zu bestimmen.

In der Tat scheint es so zu sein, daß Wolfgang Harich — neben Robert Havemann (SPIEGEL 22/1975) — zu den wenigen kommunistischen Philosophen gehört, welche die „Grenzen des Wachstums" ernst nehmen und die These akzeptieren, daß die Menschheit, wenn sie ihre jetzige industrielle und demographische Expansion fortsetzt, in 100 Jahren ihren „letzten Schnaufer" (Harich) tun wird. Auf jeden Fall ist er der erste namhafte Kommunist, der ernsthaft die politischen und philosophischen Konsequenzen der Club-of-Rome-Analyse überdenkt — und zwar mit dem Ergebnis, daß „enorme Abstriche" am „alten Menschheitstraum Kommunismus" vorgenommen werden müssen.

DDR-Kraftwerk, Wachstum-Kritiker Harich*: „Ausschweifende Phantasien unbegrenzten Wohllebens fallenlassen"

Nach Harich wird die Gesellschaft im Zustand des Kommunismus keine „Überflußgesellschaft" und kein „Paradies" sein. „Die ausschweifenden Phantasien unbegrenzten Wohllebens, die sich bisher mit dem Begriff des Kommunismus verbanden, werden wir fallenlassen müssen." „Scheußlichkeiten" wie zum Beispiel die Rationierung werden unerläßlich sein. Die „Produktion von Menschen" (Engels) wird geregelt werden müssen.

„Der Kommunismus wird daher", meint Harich, „auch nie ohne staatliche Autorität und kodifiziertes Recht auskommen, wie dies die Klassiker des Marxismus-Leninismus . . . angenommen haben." Und: „Jeder Gedanke an ein künftiges Absterben des Staates ist daher illusorisch."

Die Abschaffung des Staates, die für Marx, Engels und sogar noch für Lenin die Krönung des emanzipatorischen Kommunismus bilden sollte, ist für Harich eine schlichte Torheit. Der Staat bildet nämlich, Harich zufolge, das un-

---

* Mit Lebensgefährtin Gisela May.

** Eine deutsche Übersetzung des Protokolls ist bei Rowohlt in Heft 2 von „Technologie und Politik" erschienen

Deutsches Anti-Geschichts-buch.

Erster Teil:
„Wir Untertanen"
Frühes Mittelalter bis 1918
DM 34,-

Soeben erschienen!
Zweiter Teil:
„Einig gegen Recht und Freiheit." 1918 bis 1939.
Revolution. Weimarer Republik. Drittes Reich.
DM 29,80

C. Bertelsmann Verlag
München

entbehrliche Instrument, um das durchzusetzen, was angesichts der Grenzen des Wachstums notwendig ist: Konsum-Verzicht, Geburten-Limitierung, Waren-Rationierung, Formung der menschlichen Bedürfnisse, zum Beispiel durch „gesetzlich verfügte Massen-Entziehungskuren".

Harichs Kommunismus ist ein Gesellschaftszustand, wie ihn der 1797 in Paris hingerichtete François Noël Babeuf propagierte — ein Kommunismus also, der jedem Erdbewohner einen gerechten, und das heißt gleichen Anteil der irdischen Lebensmöglichkeiten zuteilen soll. Babeuf ist für Harich aktuell, weil, wie er meint, angesichts der Grenzen des Wachstums ein einziges gesellschaftliches Problem zum beherrschenden geworden ist: die gerechte Verteilung der von der Erschöpfung bedrohten Ressourcen der Menschheit.

Daß Harich seine Kommunismus-Vorstellung — laut Freimut Duve „der totale Polizeistaat globaler Versorgung" — ernst meint, ist kaum zu bezweifeln. Gleichwohl ist in den Darlegungen Harichs eine hintergründige Ironie spürbar.

Harichs zukünftiger „asketischer Verteiler-Staat" (Duve) ist, jedenfalls partiell, ein Abbild des Staates, in dem Harich lebt und der ihn einst ins Gefängnis warf, der DDR also. Daß dieser Staat sich aber in Harichs Zukunftsbild eines kommunistischen Welt-Polizeistaates gern wiedererkennt, ist wenig wahrscheinlich. Und sicher ist auch dem Autor Harich geläufig, daß sich die SED-Herren nicht gern als „Obrigkeit" angesprochen sehen. Gleichwohl bekennt sich Harich mit geradezu penetrantem Eifer zu den „autoritären Strukturen unseres Systems" — eine eklige Situation für ihn, vor allem aber für seine „Obrigkeit".

Frühkommunist Babeuf
Knappe Güter gerecht verteilen

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Habe: Palazzo** Walter; 29,50 Mark	(1)	**Vester: Denken, Lernen, Vergessen** DVA; 28 Mark	(1)
2	**Lenz: Der Geist der Mirabelle** Hoffmann und Campe; 16,80 Mark	(2)	**Leonhard: Am Vorabend einer neuen Revolution?** C. Bertelsmann; 32 Mark	(2)
3	**Knef: Das Urteil** Molden; 29,80 Mark	(3)	**Ryan: Die Brücke von Arnheim** S. Fischer; 39,80 Mark	(3)
4	**Kishon: Kein Öl, Moses?** Langen-Müller; 19,80 Mark	(4)	**Köhnlechner: Vermeidbare Operationen** Droemer; 24 Mark	(4)
5	**Dahl: Kuschelmuschel** Rowohlt; 25 Mark	(5)	**Engelmann: Einig gegen Recht und Freiheit** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(10)
6	**Paretti: Der Wunschbaum** Droemer; 29,80 Mark	(9)	**Illich: Die Enteignung der Gesundheit** Rowohlt; 19,80 Mark	(6)
7	**Danella: Die Hochzeit auf dem Lande** Hoffmann und Campe; 24 Mark	(6)	**Gordon: Familienkonferenz** Hoffmann und Campe; 22 Mark	(7)
8	**Palmer: Dicke Lilli — gutes Kind** Droemer; 29,50 Mark	(7)	**Kogon: Der SS-Staat** Kindler; 9,80 Mark	(8)
9	**West: Harlekin** Droemer; 29,80 Mark	(8)	**Schelsky: Die Arbeit tun die anderen** Westdeutscher; 34 Mark	(5)
10	**Bergman: Szenen einer Ehe** Hoffmann und Campe; 18 Mark	(10)	**Herm: Die Kelten** Econ; 28 Mark	

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport".

Peter Demetz über Hans Mayer: „Außenseiter“

Frauen, Juden, Homosexuelle

Demetz

Der Germanist Peter Demetz, 1922 in Prag geboren, ist Professor an der amerikanischen Yale University. Sein bekanntestes Buch: „Marx, Engels und die Dichter“. – Hans Mayer, 68, lehrte deutsche Literaturwissenschaft bis 1963 in Leipzig, bis 1973 in Hannover.

Als Don Quijote in der glühenden spanischen Landschaft dem traurigen Zug der Galeerensträflinge begegnete, fragte er jeden einzelnen nach Namen, Lebenslauf, Gerichtsverfahren, hob sein Schwert und befreite jeden einzelnen von seinen Ketten. Der fahrende Ritter, mochten ihn auch die Pragmatiker seiner Zeit für verrückt halten, handelte kühn und entschlossen, weil er seinen ungebrochenen Glauben an tugendhafte Hilfsbereitschaft für den Menschen besaß; der moderne Intellektuelle, der Don Quijote in ähnlichen Taten folgen will, hat keine ungestörten Gewißheiten mehr. Er handelt, um seine Ideen, allen Zweifeln zum Trotz, neu zu erproben.

„Die bürgerliche Aufklärung ist gescheitert“, sagt Hans Mayer am Anfang seines neuen Buches, aber Scheitern ist nicht Bankrott, und „ob die permanente Aufklärung noch eine Chance hat ... muß an jenen Außenseitern demonstriert werden“, welche die Gesellschaft (mit einem Wort Montaignes) als Monstren bezeichnet. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit — für alle einzelnen oder für Männer eher als Frauen, „Normale“ eher als „Abnormale“, Christen eher als Juden, Insider eher als Outsider?

Balzac hätte Mayers Methode als „eklektisch“ gerühmt, denn nur die Methode, alle möglichen Methoden zu kombinieren, wird dem unendlichen Stoffe gerecht, und Mayer tut recht daran, seinen großen polemischen Entwurf in wechselnden Rollen als Essayist, Biograph, Romancier, Hermeneutiker, Literaturhistoriker, Kenner der Trivialliteratur (einschließlich Homo-Porno), ins Detail verliebter Bibliophile und, gelegentlich, als quecksilbriger Antiquar zu realisieren. Lukács wollte uns ja darüber belehren, wie der Bourgeois mit den Ideen der Aufklärung Schindluder trieb, aber Mayer will genau wissen, wie die bürgerliche Gesellschaft Frauen, Homosexuelle und Juden zusehends entrechtete und wie diese Entrechteten auf die Herausforderung antworteten: mit Camouflage, Selbsthaß, Gegenbild, Verwandlung, tragischem Protest ... Also ein Buch der Leidenschaft für den permanenten Fortschritt, die notwendige Zukunft der Emanzipation?

In seinem Willen und Programm gewiß — nicht ganz so in seinen Instinkten, denen ich meine Sympathie nicht zu entziehen vermag. Mayer hat eine löbliche Schwäche für das späte 18. Jahrhundert; die Epoche der Zarin, die Diderot zu sich beschied, war offenbar so übel nicht. Schöne Zeit, Puderzopfzeit, Zauberflötenzeit: „Die Anerkennung von Lebensrecht und Würde der existentiellen Außenseiter“, so sagt uns unser Zeitgenosse, „war am besten in jener Ära gesichert, da adlige Aufklärer unter dem Ancien Régime die bürgerlichen Forderungen vertraten.“

Hans Mayer:

„Außenseiter“

Suhrkamp Verlag

Frankfurt

512 Seiten

34 Mark

Katharina und Maria Theresia (Emanzipation wenigstens an der Spitze), die Homosexualität so allgemein unter den feineren Geistern, daß Nachrede, nicht Repression, die schlimmste aller Folgen war, der Prozeß gegen den Hofjuden Süß-Oppenheimer angeblich nur „ein Zwischenfall“, und der „unermeßliche Respekt“ für das geschriebene Wort unter „Aristokraten, Mätressen, Literatinnen, Jüdinnen“. Konkrete Utopie, nach hinten projiziert? Tröstliches Arkadien des Intellektuellen, der die Funktion des Outsiders und des Insiders in vielen Kombinationen, zwischen Ost und West, zwischen Universitäts-Establishment und radikaler Studentenbewegung, bis zur bitteren Neige gekostet?

In den Abschnitten über das „zweite Geschlecht“, die Frau als Außenseiterin, geht es, ungeachtet der Hinweise auf Simone de Beauvoir, Mailer und Leslie Fiedler, noch recht germanistisch und motivgeschichtlich zu: die Frau mit der Waffe (Jeanne d'Arc) oder mit der Feder (George Sand), biblische „Skandale“ (Salome, Judith und Dalila) in ihrem Fortleben in der deutschen Literatur, Vamps in Oper und Kintopp, emanzipatorisches Proseminar.

Was er wirklich kann, als Schriftsteller von analytischem Scharfsinn und kosmopolitischer Urbanität, zeigt Hans Mayer in den Abschnitten über die Homosexuellen und die Juden. Das Ästhetische und das Literarische hat hier seine wesentlichere Funktion (die Entrechtung der Frauen vollzieht sich in Küche und Büro), und die Einsichten in die triebhaften Abenteuer Rimbauds und Verlaines oder den Selbsthaß des Wiener Philosophen Otto Weininger, die geduldigen Interpretationen Marlowes, Shakespeares, des jungen Lessing, sind ebenso fruchtbar wie die biographischen Skizzen Klaus Manns, Disraelis und Tschaikowskis.

Ich finde die Analyse des Streites zwischen Heine und dem homosexuellen Grafen von Platen von ganz besonderem Interesse: Mayer hat keinen Grund, in den neuen Legendenton der arisch-linken St.-Heine-Hagiographie zu fallen, er beweist uns aus seiner Kenntnis der Gesellschaftsgeschichte, daß Platen nicht das Instrument einer reaktionären Kamarilla war (wie Heine ihm vorwarf), und legt uns, ähnlich wie im Essay über den fataleren Konflikt zwischen dem Georgier Stalin und dem Juden Trotzki, die einleuchtende psychologische These nahe, daß der eine Outsider den anderen zu immer quälenderem Bewußtsein seines eigenen Außenseitertums trieb; deshalb die peinigende Maßlosigkeit.

Schade, daß Brecht nur am Rande erscheint: Es mag ja sein, daß er die homosexuellen Motive seines Eduards von England nur als „vermeidbare Verfehlung“ und nicht als „absolute Lebensalternative“ darstellt wie der radikalere Marlowe, aber wie kommt es, daß der gleiche Brecht, der in seinen frühen Dramen das glückhaft-bittere

Sodom gegen die bürgerlichen Philister ausspielt, die homosexuellen Scriptwriter Hollywoods in seinen Los-Angeles-Elegien so gedankenlos als warme Brüder karikiert, als wäre er selbst einer jener kleinen Spießer, die sein Baal und Schlink noch lachend verachten.

In einigem Gegensatz zu den radikalen Kulturkritikern der französischen Linken hat Hans Mayer gar nichts gegen die Hierarchien der guten Gesellschaft einzuwenden, wenn sie nur ihn und seine Außenseiter einschließen, und die anthropologische Frage danach, wie sich alle Gesellschaften durch die Wahl ihrer Außenseiter definieren, liegt ihm merkwürdig ferne. In zehn, zwanzig Jahren wird auch der letzte Homosexuelle Insider der Industriegesellschaft sein (in den Vereinigten Staaten prozessieren eben zwei lesbische Nachrichtenhelferinnen gegen die Armee), aber wer füllt dann die entleerte Rolle der Außenseiter — die Introvertierten, die Leute mit platten Nasen, oder alle jene, die Raddatz gegen Harich verteidigten?

Die historischen Ein- und Ausschlüsse des 19. Jahrhunderts und ihre Folgen stehen zur Frage, nicht die Denkstrukturen, und ein halbes Schock anderer Außenseiter, die nicht weniger scharfe Fragen an uns stellen als George Sand, Oscar Wilde und Heine (lauter Elite-Autoren), gehen unweigerlich durchs Netz. Mystiker, Mönche und Asketen (beiderlei Geschlechts), die gleichsam als *citoyens* des Himmels gegen die Materialität der Gesellschaft protestierten, fehlen ebenso wie Schizophrene und „Wahnsinnige", die (wie uns Michel Foucault in seiner „Histoire de la folie" darlegte) von der westlichen Gesellschaft im späten Mittelalter in die vom Erlöschen der Lepra entleerten Denk-Kategorien und schäbigen Asyle verbannt wurden.

„Was a Jud is, dös bestimm i", soll der Wiener Bürgermeister Lueger gesagt haben; Natur und Geist schaffen ihre Gestaltungen, und es ist der gesellschaftliche Mensch, ob Lueger oder Mayer, der bestimmt, wer seine Virginia im Salon rauchen darf und wer draußen, vor der Tür.

Ich will aber gar nicht beklagen, daß Mayer nicht so denkt und schreibt wie Foucault und seine anthropologischen Radikalinskis. Im Gegenteil, ich will nur die Linien zeichnen, die ihn von den „Denk-Delirien" (Jean Améry) der neueren Franzosen trennen, und zugleich jene innere Bewegung seines Denkens finden, welche die vulkanische Energie des Buches konstituiert.

Mayer stellt die Abstraktionen der Aufklärung und die entrechteten Außenseiter gegeneinander und schlägt sich mit Notwendigkeit auf die Seite Goethes und Montaignes, die alles Kollektive verachten, er polemisiert, als neuester Verbündeter Sir Karl Poppers, gegen Plato, Rousseau und Hegel, ja argumentiert mit mehr oder minder zarter Hand gegen Adorno und Bloch, die den Einzelfall, *diesen* Menschen, allzu rasch von sich fortschieben.

So findet sich der Marxist, der das historische Außenseitertum des Proletariats diesmal ignoriert, mit einem Male in einiger Opposition gegen die marxistischen Philosophen der Epoche und sucht seinen Halt, indem er die Gedankenwelt der marxistischen Klassiker von der problematischen Praxis mancher sozialistischer Staatensysteme (die Rede ist von der Sowjet-Union und Kuba) reinlich trennt; die Gedanken der Klassiker sind den Außenseitern offen, sagt er uns, nur die späteren Staaten nicht.

Ob das so einfach ist? Haben Marx und Engels nicht, ebenso wie Adorno und Bloch, von Hegel gelernt, das Ganze über das Individuelle zu stellen? Ich fürchte, man kann seinen Pudding nicht essen und auch noch haben, gegen Hegel polemisieren und uns dann noch empfehlen, die Emanzipation der einzelnen durch die reinen Gedanken der marxistischen Klassiker voranzutreiben. Aber leben nicht auch libertäre Traditionen im Marxismus (welche die Klassiker aus ihren Beobachtungen der französischen Politik und der englischen Nationalökonomie geschöpft haben), ganz ohne Hegel?

Das eben ist die beste Tugend dieses lebhaften und impulsiven Buches, daß es in der Tiefe seiner Absichten gegen das Diktat der Bücher über uns einzelne plädiert und die Nachfahren der Aufklärung und späten Erben des Marxismus unausweichlichen Reflexionen konfrontiert, von denen nichts in ihrem Katechismus steht.

AUSSTELLUNGEN

Zoo zu Hause

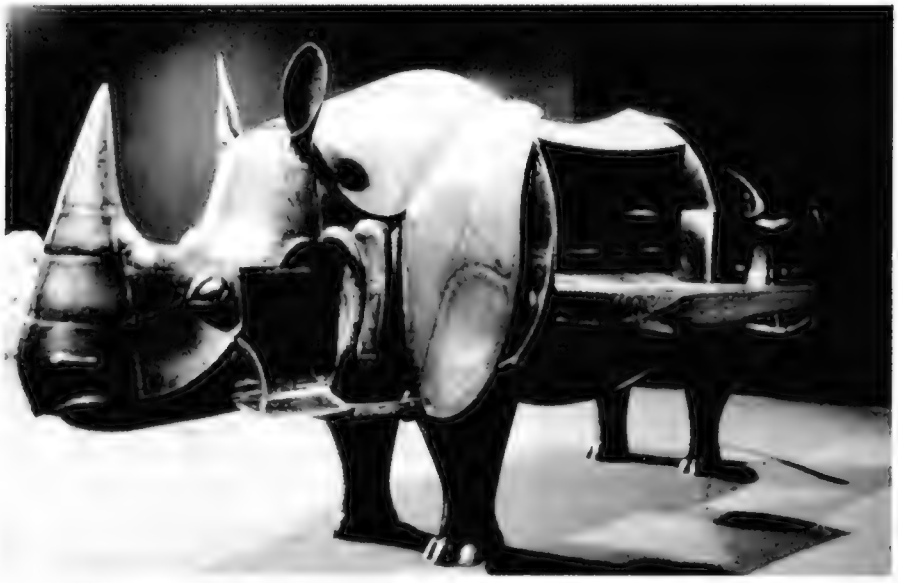
Sammler mit Sinn für Bizarres reißen sich um die Blechprodukte eines französischen Künstler-Ehepaares: geschweißte Tiere, die als Möbel dienen, und verkupfertes Gemüse.

Wer das vierschrötige Maul des 3,35 Meter langen Blechungetüms aufklappt, erblickt statt eines furchterregenden Gebisses zwei Wasserhähne und ein gelötetes Waschbekken. Wenn man den Rhinozerosrücken abhebt — wie Kotflügel beim Auto —, sieht man in eine kupferne Badewanne. „Das Abflußrohr", erläutert François Lalanne, Erbauer der Skulptur, „ist im linken Vorderfuß."

Künstler-Ehepaar Lalanne, Lalanne-Objekte: Bronzenes Bäh

Das Rhinozeros, das als Badewanne fabelhaft funktionieren soll, aber statt dessen auch mit einer Schreibtisch-Ausrüstung geliefert werden kann, kostet seinen Erfinder elf Monate Schweißarbeit und den Käufer 90 000 Mark oder mehr. Lalanne fertigt derzeit sein fünftes Rhinozeros. Es ist das beliebteste Objekt unter all dem teuren Blechgetier des Künstlers, das sich neben Madame Lalannes verkupferten Blättern und Blüten einige Wochen im Pariser Museum für zeitgenössische Kunst tummelte und nun nach Amsterdam weiterwandert.

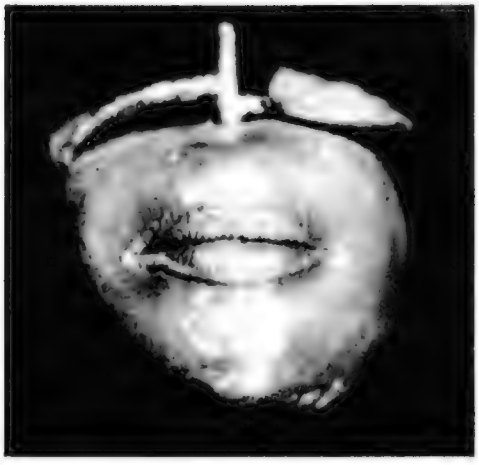
Die Phantasie des Paares, das sich in der windstillen sicheren Ecke des Nach-Surrealismus eingenistet hat, ist schier unbegrenzt: Da klappt ein naturgroßer Eisenesel seine Rippenseite zu einer ledernen Schreiblade nieder. Eine



Rhinozeros-Schreibtisch

Pavian-Geldschrank

Kupfer-Caroline



Aufklappbarer Apfel

kupferne Heuschrecke bietet sich als Klosett an, mit einem kobaltblauen Becken und einer Klobrille aus Palisanderholz, ein stählerner Pavian öffnet seinen Bauch als Geldschrank.

Die Pariser Kunstkritiker bedenken die Lalannes verschwenderisch mit Attributen wie „magisch" und „fabulös" und rühmen die Präzision, mit der die Scharniere an den Möbel-Tieren auf- und zuschnappen. Ein Kritiker schwärmt: „Wie bei einem Bugatti", und der „Nouvel Observateur" ahnt schon einen neuen Snob-Trend. „Die Lalannes", definiert das Blatt, „sind die Avantgarde eines Anti-Design, das modischen Leuten gefällt."

Dabei geht Claude Lalanne ganz anders als Ehemann François (beide 48 Jahre alt) mit Metall um — sie überzieht Objekte im galvanischen Bad mit Metall, eine Technik, die bei Künstlern sonst außer Mode gekommen ist. Am liebsten verkupfert sie echtes Grünzeug — die winzigen Blüten von Fliederdolden, Hortensien oder Dahlien und manchmal auch ganz kleine Schmetterlinge. Ihre Halsketten und Armreifen schimmern rötlich-violett wie Super-Hippie-Schmuck. Ein Halsreifen mit einer Dahlienblüte kostet 2500 Mark.

Große Funkienblätter, die sie in ihrem Bauerngarten bei Fontainebleau pflückt, verarbeitet sie mit den gerippten Stengeln von wildem Kümmel zu Spiegelrahmen und Sesseln. Im Winter sind ihr angekrauster Wirsing, Petersilie und Stangensellerie recht. Außerdem taucht sie Wachsabdrücke ins Kupferbad, eine ebenfalls sonst rare Praktik.

So verewigte sie die makellose Nabelpartie vom Star-Mannequin Veruschka zum goldenen Torso. Und die schwangere Tochter Caroline, stückweise in Wachs modelliert, glänzt nun als geschwärzte Kupfergestalt — anstelle des Kopfes einen vielblättrigen Kohl auf den Schultern.

Die Lalanneschen Möbeltiere stehen fast ausschließlich in feinen Villen von Long Island, Mailand und der Provence. Die Rothschilds und der Couturier Yves Saint-Laurent bekennen sich als Lalanne-Freunde. So besitzt Yves Saint-Laurent eine Herde von Lalanne-Schafen — pelzige weiße Sitzhocker mit schwarzen bronzenen Bäh-Köpfen und Beinen.

Gescheitert ist Lalannes Versuch, durch einen in Serie gefertigten grasgrünen Polyester-Frosch mit Klappsitz-Rücken die Möbeltiere unters schlichte Volk zu bringen. Solche Exklusivität wiederum freut den Kunsthändler Alexandre Iolas, der außer den Lalanne-Produkten auch die dicken bunten Nanas von Niki de Saint Phalle vertreibt. „Wer Lalannes besitzen will", frohlockt er, „muß reich sein — und schick."

KUNSTMARKT

Rauschgoldengel, eingeseift

Ein Schlüsselroman versucht den flüchtigen Bilderschwindler Wintner zu entlasten. Wintners Anwalt hat das Buch gefördert.

Der Münchner Anwalt Laszlo Miklos, 62, ist ein Mann von weitgefächerten Interessen. Außer mit dem Gerichtswesen, das er aus der Kanzleiperspektive so gut wie von der Anklagebank her kennt, gibt er sich auch mit Belletristik ab. Gern ist er bereit, etwa ein spannendes Romanmanu-

skript „durchzusehen“ und den Autor „juristisch zu beraten“.

Diese Fürsorge ist dem „Abendzeitung“-Journalisten Carl Schmidt-Polex, 40, zuteil geworden, der allerdings auch einen für Miklos besonders interessanten Stoff in Arbeit hatte: die Geschichte von Nachkriegsdeutschlands erfolgreichstem Kunstmarkt-Jongleur György Wintner, 46.

Mehrfach hatte der jüdische Exil-Ungar Wintner reichen Deutschen zweifelhafte Ölgemälde als Meisterwerke aufgeschwatzt, die sich ideal für kurzfristige Spekulationen eignen sollten. 1969 entwich er, uneinholbar für die deutsche Justiz, nach Israel. Vier Wintner-Helfer aber kamen vor Gericht, so ein Prinz zu Wied, der angebliche Rembrandt- und Rubens-Bilder als Erbstücke ausgegeben und seine Familienburg Runkel an der Lahn für eine Verkaufs-Komödie bereitgestellt hatte, und so auch der bei dem Handel beratend tätige Anwalt Miklos.

1973 wegen Beihilfe zum Betrug zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, betrieb Miklos Revision außer vor Gericht (wegen eines Formfehlers) auch auf literarischer Ebene. Eifrig hielt er nach Autoren für eine positive Wintner-Story Ausschau und bot, etwa dem Hamburger Wirtschaftsjournalisten Kurt Blauhorn, Kontakte zu seinem flüchtigen Helden an.

„Chic und proper in seinem weißen Tropenanzug“ stellte sich Wintner letzten August tatsächlich in Tel Aviv zum Interview. Sein Gesprächspartner Schmidt-Polex beschreibt die Szene im Vorwort zu einem mittlerweile bei Bertelsmann erschienenen Schlüsselroman, der dem Berater Miklos gefallen muß.

Denn der anonym auftretende „Patron“ (Buchtitel) steht als sympathischer Kämpfer für eine „ganz persönliche Wiedergutmachung“ da, dem nur unverständige Polizisten „einen Strick daraus drehen wollten, daß er in der Bundesrepublik Reiche und Super-Reiche um 14 Millionen geprellt hat“.

Romanheld Wintner
„Ganz persönliche Wiedergutmachung“

Kaum verbrämter Hohn hingegen gilt den Wintner-Opfern. Der Romancier läßt sie in leicht durchschaubarer Verkleidung agieren — den hauptgeschädigten Immobilienmakler Theodor Romm (der allein auf Burg Runkel 1,2 Millionen Mark einbüßte und später einen Selbstmordversuch unternahm) zum Beispiel unter dem Namen Benno Romulus: „Dieser Mann setzte es ja gerade im Sturzflug darauf an, in die Liste der deutschen Deppen aufgenommen zu werden“ (Schmidt-Polex-Deutsch). Der Elektronik-Industrielle Ulrich Tuchel, im Buch Ulrich Traxel, läßt sich „einseifen mit Glanz und Glorie, daß er sich wie ein Rauschgold-Engel vorkommt“.

Mehr Diskretion übt der Autor an einem wohl auch für ihn noch dunklen Punkt der Wintner-Karriere. Schon einmal nämlich hatte die Justiz gegen den „Patron“ ermittelt und ihn, 1964, sogar zu 18 Monaten Haft verurteilt, jedoch ganz rasch wieder entlassen (Begründung: Magenleiden).

Schmidt-Polex erklärt die Milde so: Der Patron habe der katholischen Kirche viel Geld gestiftet und damit einen Bitt-Brief des Vatikans nach München erwirkt. „Dieser Brief war von einer hochangesehenen Münchner Persönlichkeit eigenhändig in das Ministerium gebracht worden“, fabuliert der Roman, verschweigt jedoch, wer mit dem Zusteller gemeint sein müßte: Wintners damaliger Anwalt Rudolf Hanauer, seit 1960 Landtags-Präsident. Erst später übernahm Alfred Seidl, nun Staatssekretär im Bayern-Justizministerium, die Wintner-Verteidigung.

An seinen Enthüllungen und Verhüllungen war Romanautor Schmidt-Polex so viel gelegen, daß er sogar ablehnte, für 30 000 Mark Ausfallhonorar das Manuskript in der Schublade zu lassen. So großzügig wollte sich der reiche Ungarn-Emigrant Imre Magyarffy (bürgerlich: Köszegy) erweisen, der gerade denselben Stoff zu einem Roman verarbeitete. Sein inzwischen unter dem Titel „Mazel Tov“ bei Desch erschienenes Opus enthält allerdings weit mehr Phantasie als das vom Kenner Miklos mit Engagement geförderte Schlüssel-Buch von Schmidt-Polex.

Miklos muß sich von diesem Erzählwerk, in dem er selbst nicht vorkommt, wohl eine positive Wirkung auf seinen wieder beim Münchner Landgericht anhängigen Prozeß versprochen haben, und richtig erschien das Buch pünktlich zur Verhandlung. Das Urteil fiel letzten Monat enttäuschend für Miklos aus, wenngleich milder als beim erstenmal: 18 Monate mit Bewährung und hohen Wiedergutmachungs-Auflagen.

Nun will der Anwalt noch einmal in Revision gehen, und auch sonst ist im Umkreis der Wintner-Geschichte kein Mangel an bevorstehenden Prozessen. „Mazel Tov“-Autor Magyarffy, einschlägig vorbestraft, sitzt wegen Betrugsverdachts im Gefängnis Landsberg; in Zürich aber wurde Wintner-Sohn Iwan, 25, verhaftet, nachdem er einem Bauunternehmer 1,2 Millionen Franken und mehrere Wechsel für ein angeblich in Israel geplantes Hotel abgenommen hatte.

Iwan Wintner sollte so etwas nicht nötig haben — hat er doch Vollmacht über das Vermögen, das sein Vater in Westdeutschland zusammengebracht und in der Schweiz deponiert hat: mehr als zehn Millionen Mark. ◆

„Sie können beruhigt zugreifen, es ist ein Raffael!“

Diebe arbeiten feiertags. Das Ersatz-System üblicher Reiseschecks nicht.

Denn bei üblichen Reiseschecks ist es an Feiertagen, an Wochenenden oder außerhalb normaler Bank-Zeiten unmöglich, Ersatz für verlorene oder gestohlene Reiseschecks zu bekommen.

Nicht so beim American Express DM-Reisescheck!

Die in der ganzen Welt akzeptierten American Express Reiseschecks sind die einzigen, bei denen Ihnen selbst an Wochenenden und Feiertagen geholfen werden kann.

In den meisten großen Reisezentren der Welt helfen Ihnen die Avis-Rent-A-Car-Vertretungen. In den USA wenden Sie sich an ein Holiday Inn. Ein Teil des Verlustes wird Ihnen dann zurückerstattet. Sie bekommen Ersatz-Schecks, die Ihnen bis zur vollen Ersatzleistung – normalerweise am nächsten Werktag – leicht über die Runden helfen. American Express Reiseschecks sind übrigens die einzigen, die Sie in sieben internationalen Währungen kaufen können – D-Mark natürlich eingeschlossen.

Sie benutzen Reiseschecks, um in Ihrem Urlaub sicherzugehen. Bestehen Sie deshalb auf Reiseschecks, die auch wirklich an jedem Urlaubstag sicher sind.

Verlangen Sie bei Ihrer Bank nicht einfach „Reiseschecks" – verlangen Sie American Express DM-Reiseschecks. Ihr Urlaub könnte davon abhängen.

AMERICAN EXPRESS®

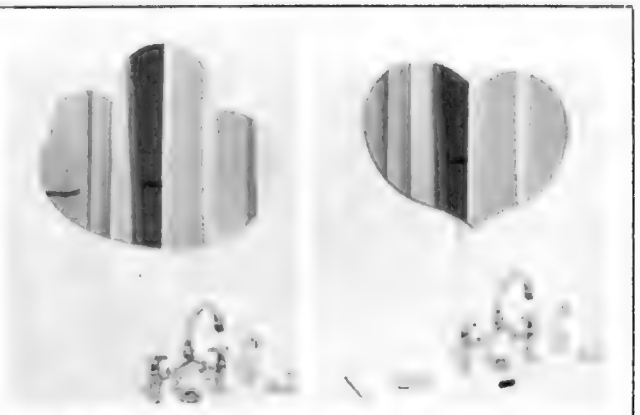
AE 4/75 TC a

American Express DM-Reiseschecks

spectrum

Soziale Krankheit: Schüchternheit

Jeder zweite lebt in einem Gefängnis, das ihn von seinen Mitmenschen trennt: Er ist schüchtern, gehemmt. Erstmals haben US-Psychologen das „soziale Leiden" unserer Zeit — die Schüchternheit — untersucht; es zeigte sich, daß selbst unter Studenten, die gemeinhin als kontaktfreudig gelten, mehr als 40 Prozent an dieser Verhaltensstörung leiden. Die Hälfte der Schüchternen würde gegen ihre Hemmungen therapeutische Hilfe in Anspruch nehmen, wenn es sie gäbe. Nach Auffassung der Wissenschaftler ist der Druck der individualistischen, egozentrischen Leistungsgesellschaft Hauptursache des Übels: Der Schüchterne erlebt seine Hemmungen als persönliches Versagen, für das er grundsätzlich sich selbst, nicht etwa äußere Umstände verantwortlich macht. Die Psychologen berichten in diesem Zusammenhang von China-Reisenden, die in Maos Reich „kein einziges schüchternes Kind unter Tausenden" beobachtet haben wollen. Vielleicht, so die Überlegung, weil dort kollektiver Erfolg bereits höher bewertet werde als die Leistung des einzelnen.



Kunststoffspiegel zum Zersägen

Für die Handtasche, fürs Badezimmer, aber auch für Foyers, Messestände und große Theaterdekorationen gibt es ein neues Spiegel-Material, das auf Kunststoffbasis hergestellt ist — leichter als Spiegelglas und 14mal weniger zerbrechlich. Weiterer Vorteil: Die Spiegelplatten (3,2 Millimeter dick, erhältlich im Format 1,20 mal 2,50 Meter) lassen sich bearbeiten wie Holzplatten, sie können gesägt, gefräst und durchbohrt werden. Das Material („Oroglas Mirror") gibt es mit normalem Spiegeleffekt und in sechs Farbvariationen. (Alleinvertrieb: Zimmermann Systembau + Produktvertrieb, München; Preis: rund 170 Mark je Quadratmeter.)

Hämorrhoiden-Salbe gegen Falten

Auf der Suche nach Wunderwaffen im Kampf gegen Fältchen um die Augen haben Amerikanerinnen ein Mittel ausgemacht, das sonst anderwärts zum Einsatz kommt: Präparat H — eine Hämorrhoiden-Salbe. Sie lasse die Krähenfüße verschwinden, schließe die Poren und verleihe dem Teint ein Leuchten, schwärmen die Entdeckerinnen. Präparat-H-Vorräte waren im Nu vergriffen. In der Bundesrepublik werden Nachahmerinnen vergebens auf den glättenden Effekt warten: Die wirksame Substanz, eine Quecksilberverbindung, ist in den hier gebräuchlichen Präparaten nicht enthalten, sie führt nach häufigerem Gebrauch zu allergischen Hautreaktionen. „Das wird", so ein US-Dermatologe, „die Nachfrage auch in den Staaten schnell wieder eindämmen."

Sowjet-Jugend auf dem Flipper-Trip

Hauptattraktion russischer Amüsierbetriebe ist seit neuestem ein Apparat, der in westlichen Ländern schon nostalgische Patina angesetzt hat: der Flipper. Im Spielzentrum des Moskauer Gorki-Parks stehen die Menschen Schlange vor den importierten Freizeitmaschinen, die anläßlich einer internationalen Ausstellung der Vergnügungsindustrie im Jahr 1971 gekauft und erst einmal eingelagert worden waren. Obwohl jedes Spiel 30 Kopeken (etwa eine Mark) kostet und die englische Bedienungsanleitung Schwierigkeiten macht, ist die Nachfrage so groß, daß russische Firmen nun zur Eigenproduktion übergegangen sind. Der Staat nimmt's hin: Flippern sei kein Glücksspiel und deshalb „kein Magnet für unerwünschte Elemente".

Geschäft mit Marihuana bald legal?

Fünf US-Staaten haben die Gefängnisstrafe für Marihuana-Delikte bereits abgeschafft. In fünf Jahren, so prophezeien nun amerikanische Wirtschaftswissenschaftler, werde in den USA der Verbrauch und Verkauf von Marihuana gänzlich straffrei sein. Ein riesiger Markt mit Umsätzen von fünf bis zehn Milliarden Dollar sei dann zu erwarten. Professor Irving Goffman, Dekan der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Florida, schätzt, daß der — bislang weitgehend illegale — Gesamtumsatz schon im letzten Jahr bei 3,5 Milliarden Dollar lag.

Sex-Therapie: Do it yourself

Sexhilfe-Zeichnung

Nach den Pionierzeiten von Masters und Johnson, nach dem Run auf Sex-Kliniken und Sex-Wochenendkurse können Paare nun auch zu Hause Lektion für Lektion absolvieren, um das Klassenziel eines befriedigenden Höhepunktes zu erreichen. Helen Singer Kaplan, 46, selbst Leiterin einer Klinik in New York, hat einen illustrierten Leitfaden „Sex-Therapie" geschrieben, nach dessen präzisen Do-it-yourself-Anleitungen und Zeichnungen auch Laien Sex-Störungen wie Frigidität, Anorgasmie, Vaginismus, Impotenz, vorzeitige und verspätete Ejakulation behandeln können. Preis des großformatigen Sex-Hilfswerks: 14,95 Dollar (Quadrangle/The New York Times Book Co.).

Sexhelferin Kaplan

Schiffe am Himmel

Lange vor den Gebrüdern Montgolfier, so vermutet ein amerikanischer Forscher, hätten peruanische Indios das Fliegen mit dem Heißluftballon entdeckt.

Erich von Däniken wähnte die Außerirdischen am Werk.

Die in Luftaufnahmen deutlich erkennbaren kilometerlangen, mal rechteckig, trapez- oder zickzackförmig verlaufenden Linien in der peruanischen Sandwüste von Nazca, so behauptete der Bestseller-Autor, seien die Überreste eines „Raumfahrtzentrums". „Irgendwann einmal" seien „fremde Intelligenzen" dort „gelandet".

Jetzt hat ein amerikanischer Amateur-Archäologe, der in Lima lebende Nazca-Experte Michael Debakey, die Mutmaßungen des Schweizers fast noch überboten: Zwar gab es auch nach Ansicht Debakeys über der Ebene von Nazca fliegende Menschen — aber es waren keine Exoterristen, sondern einheimische Indios. Sie hätten, so glaubt der Amerikaner nachweisen zu können, schon einige Hundert Jahre vor den Gebrüdern Montgolfier den Heißluftballon erfunden.

Kondor-Darstellung in der Nazca-Wüste: „In ganzer Pracht"

Der Verdacht, daß schon die Angehörigen der Nazca-Kultur das Heißluft-Flugprinzip entdeckt hatten, kam Debakey — er ist Filial-Direktor des 14 000 Mitglieder starken Amateur-Entdeckerklubs „International Explorers Society (IES)" — beim Studium von Aufzeichnungen aus der Inkazeit und ausgiebigen Beobachtungen vor Ort.

Den Beweis für seine These will der Amerikaner mit den Methoden der sogenannten experimentellen Archäologie erbringen, die der Cambridge-Dozent John Coles entwickelt hat (SPIEGEL 19/1974). Coles-Schüler versuchen beispielsweise allein mit den Hilfsmitteln von Steinzeitmenschen Steinäxte anzufertigen oder, wie etwa Thor Heyerdahl, durch Ozeanüberquerungen mit primitiven Flößen bestimmte Besiedlungstheorien zu erhärten.

Debakey nun will mit den Mitteln der Nazca-Indios einen Heißluftballon bauen: Am 5. Oktober soll über der Nazca-Wüste sein „Condor I" aufsteigen — ein Kon-Tiki der Lüfte, dessen Hüllen- und Korbmaterial per Handarbeit in Bolivien und Peru gefertigt werden.

Ein erstes „verblüffendes Indiz" für die Ballonflug-Theorie hatte Debakey in den Berichten eines portugiesischen Jesuitenpaters gefunden, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Missionsreise durch Brasilien zu den Anden unternommen hatte. „Dort", so berichtete der Gottesmann Bartolomeu de Gusmão, habe er „Eingeborene" gesehen, „die mit Schiffen in den Himmel fuhren".

Am Hof des Portugiesen-Königs João V., der den Priester daraufhin nach Lissabon beordert hatte, demonstrierte de Gusmão einen Heißluft-Ballon en miniature, der vom Qualm glühender Kohle emporgehoben wurde. Prompt wurde der Pater, den die brasilianische Post später auf einer Briefmarke als „Pionier der Luftfahrt" feierte, von der Inquisition verbannt.

Parallelen zu Gusmãos Erzählungen, die sich als Abschriften an der Universität zu Coimbra wiederfanden, spürte Debakey auch in alten Inka-Sagen auf. So soll der Inka-Junge Antarqui, dessen Statue heute die Haupthalle des Jorge Chàvez International Airport in Lima ziert, den Inka-Armeen vorangeflogen sein, um die Schlachtordnung der Feinde auszuspähen. Und auch Viracocha, der große Schöpfergott der Inka-Mythologie, soll der Sage nach an die Pazifikküste gegangen sein, „um von dort zur Sonne aufzusteigen".

Heißluftballon „Condor I" (Modell)
„Kon-Tiki der Lüfte"

Nazca-Reliefs, die auf den Traum vom Fliegen schließen lassen, fanden Mitglieder der International Explorers Society auch an den Ringwällen einer alten Tempelstadt unweit von Nazca. Auf ihnen sind Darstellungen von Vogelmenschen abgebildet, die auf Kondorschwingen durch die Lüfte flattern.

Auch sonst kommt der kolossale Andenvogel als Motiv auf vielen Keramiken der Nazca-Kultur vor. In den Sand- und Geröllboden der Ebene von Nazca haben die anonymen Wüstenmaler sogar 18 Kondorbilder eingraviert, das größte davon mit einem Durchmesser von 122 Metern.

Diese Figuren sind für den Hobby-Archäologen aus USA ein weiteres Indiz seiner These: Nur aus der Luft hätten die Urheber der Wüstenmalerei ihre Gebilde „in ganzer Pracht erkennen" können. Tatsächlich glaubte auch der amerikanische Forscher Paul Kosok, als er 1939 das erste Nazca-Motiv, einen Riesenvogel, entdeckte, er sei auf einen prähistorischen Bewässerungsgraben gestoßen.

Ähnliches gilt auch für das Gewirr der (von Däniken als Landepisten gedeuteten) schnurgeraden Linien in der Nazca-Wüste, das die dort lebende deutsche Mathematikerin Maria Reiche erstmals vollständig vermessen und als eine Art astronomischen Kalender gedeutet hat.

Einige der Linien etwa, von denen manche bis zu acht Kilometer Länge

Zeichnungen in der Nazca-Wüste*: Raumfahrtzentrum oder astronomischer Kalender?

haargenau parallel verlaufen, markieren am Horizont exakt die Sonnenuntergangspositionen an den Sonnwendtagen verschiedener Epochen — einmal zwischen 600 und 100 vor, dann wieder von 800 bis 1400 nach Christus.

Doch auch für die aerodynamische Seite der Ballontheorie glaubt Debakey gute Anhaltspunkte zu haben. Das physikalische Prinzip, das den Heißluft-Ballon steigen läßt, hätten die Nazca-Leute am Lagerfeuer demonstriert bekommen, mutmaßt er: Rauch und Ascheteilchen steigen in der windarmen Nazca-Ebene fast senkrecht himmelwärts — so wie sich ausdehnende Heißluft auch einen Ballon durch kältere Luftschichten nach oben schiebt.

Das Nazca-Wetter hält Debakey zu einem Ballonaufstieg denn auch für „nachgerade ideal". Bis in 1500 Meter Flughöhe, so das Ergebnis einer fünfjährigen Klima-Studie, gibt es in der Nazca-Wüste keinen Morgenwind. Debakey: „Das Gelände weist ähnlich gute Bedingungen auf wie das von Albuquerque." Dort, im US-Staat New Mexico, findet alljährlich das größte Ballon-Meeting der Welt statt.

In Mumiengräbern nahe der Stadt Nazca und auf der benachbarten Halbinsel Paracas fanden Debakey-Mitarbeiter schließlich das potentielle Ballonhüllen-Material — kunstvoll verarbeitete, extrem widerstandsfähige Stoffe aus Lama- und Vicuña-Wolle.

Ein Team amerikanischer Ballonbauer, das Debakey eigens hatte nach Peru einfliegen lassen, bewertete die Grabbeigaben als „außerordentlich ballongeeignet" — ihre Perfektion, meinte das Peruanische Textil-Institut, werde auch „von modernen Herstellungsverfahren nicht übertroffen".

Das letzte Glied seiner Beweiskette, „Condor 1", läßt Debakey „äußerst sorgfältig" verarbeiten: „Nichts wird genommen, was die Fähigkeiten der Nazca-Menschen überstiegen hätte." Über den Zusammenbau bei Raven Industries in Sioux Falls (US-Staat Süd-Dakota), dem größten Ballonhersteller der Welt, wachen Archäologen.

Der tetraederförmige, an eine Milchtüte gemahnende Ballon ähnelt einem häufig wiederkehrenden Töpfereimotiv der Nazca-Blütezeit. Vom Titicaca-See stammt das Totora-Schilfrohr, aus dem die 2,5 Meter lange Gondel geflochten werden soll.

Abheben soll der Ballon auf einer von Trockenholzfeuer entfachten Heißluftwolke, deren Temperatur 155 Grad mehr als die durchschnittliche Nazca-Außentemperatur betragen soll. Ein noch aus Kunstseide gefertigtes Versuchsmodell flog immerhin schon 457 Meter hoch.

Sollte der Ballonversuch wider Erwarten scheitern, so fürchtet Debakey dennoch keine Blamage: Schließlich handele es sich nur um den „logischen Versuch, die Rätsel von Nazca zu entschleiern, ehe sie zerstört werden".

In der Tat sind die monumentalen Spuren der Vergangenheit, die in dem gleichsam wetterlosen Klima von Nazca Jahrhunderte unbeschädigt überdauert haben, neuerdings bedroht — von Kuriositäten-Sammlern und Touristen.

Nicht zuletzt Besucher aus der Bundesrepublik, dem Land mit der zweitgrößten Däniken-Auflage (3,5 Millionen Exemplare), zertrampeln in immer größeren Scharen die Indio-Zeichnungen. Allein im letzten Jahr kamen 12 000 Westdeutsche nach Lima, gut doppelt so viele wie noch 1970. Und neuerdings transportiert die Lufthansa Däniken-Fans sogar schon mit DC-10-Großraummaschinen dorthin.

* Im Vordergrund der „Pan American Highway".

TOURISMUS

Tip zum Trip

Das Ruhrgebiet will Touristen anlokken. Dabei soll eine Werbekampagne helfen, die nicht länger das Blaue an den Himmel schwindelt, sondern mit der Wirklichkeit aufwartet.

Der Balzruf kam 1973 vom BMW-Werk in Dingolfing und richtete sich an arbeitslose Kumpel im Ruhrgebiet: „Jupp, komm nach Bayern." Die Retourkutsche folgte jetzt, und sie zielt auf reiselustige Süddeutsche: „Sepp, komm nach Ruß-Land."

Der Tip zum Trip ins Ruhr-Revier stammt vom „Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk" (SVR) aus Essen. Er ist Kernstück einer Kampagne, die ausgerechnet den Teil der Republik zum Touristenziel machen will, der vielen als Dreckloch der Nation, als Inbegriff industriellen Gruselbarocks und kommunales Kuddelmuddel gilt.

Gegen eine lange Latte von Vorurteilen anzukämpfen, ist denn auch Hauptziel der Werbestrategie für das Gebiet zwischen Dortmund und Duisburg, Hagen und Haltern. Oberster Grundsatz laut SVR-Öffentlichkeitsarbeiter Dietrich Springorum: „Wir dürfen uns nicht mehr an unserer Gegenwart vorbeimogeln."

Revierstadt Duisburg
„Sepp, komm nach Ruß-Land"

Der Appell zur Ehrlichkeit ist an die Großstädte zwischen Lippe und Ruhr adressiert, die jahrelang in Anzeigen- und Werbebroschüren das Blaue an den Himmel schwindelten, Grau raus- und Grün reinzwangen. Da, wo der Ruß am schwärzesten war, priesen sich Städte wie Wanne-Eickel als „Badestadt des Ruhrgebiets", empfahlen sich Kommunen wie Castrop-Rauxel als „Industriestadt im Grünen".

Die Verkehrsämter im Revier wollten die Wirklichkeit nicht wahrhaben und texteten: „Essen ist ganz anders" und „Gelsenkirchen ist ganz anders, als Sie denken". Dabei „merkten die gar nicht", so Springorum, „daß sie Assoziationen mit genau den Bildern weckten, die verdrängt werden sollten".

Kein Wunder, daß der Ruhrpott stets nur als geballte Ladung von Förder- und Kühltürmen, Schuppen und Schächten, Hochöfen und Halden gesehen wurde — als Megalopolis, über deren Panorama der Publizist Helmuth de Haas spottete: „Unweigerlich schön — aus der Ferne."

Um zu zeigen, daß sich weite Teile des Reviers durchaus auch aus nächster Nähe sehen lassen können, daß etwa das längst wieder grüne Ruhrtal ein idyllischer Landstrich und die Ruhr selber ein sauberes Fischgewässer ist, geht der SVR nun den entgegengesetzten Werbeweg: nicht mehr Verdrängung von, sondern Identifikation mit der Industrie, „Bekenntnis zur Realität", mithin zu allen Schatten-, aber eben auch Lichtseiten des Ruhrgebiets.

Solche „Werbung mit der Wahrheit" (SVR-Jargon) soll indes nicht nur alte Klischees aufbrechen, sondern vor allem dem Ruhr-Revier die Möglichkeit eröffnen, Reiseland zu werden. Statt — wie bislang meist vergebens — mit den typischen Argumenten der Freizeitindustrie könnte man jetzt „mit dem Knüller auf Touristenfang gehen, den die andern nicht haben: mit dem Abenteuer Ruhrgebiet".

Der Knüller mutet freilich eher an wie eine müde Mischung aus Sightseeing und Volkshochschule: Grubenfahrt in Gelsenkirchen, Hochofenabstich in Herne, Hafenrundfahrt in Duisburg-Ruhrort, Besuch der Villa Hügel in Essen und Besichtigung des Dortmunder Fernsehturms.

Ob dieses biedere Programm ankommt, wird sich am 24. September zeigen, wenn die 35 Hauptgewinner eines in der Bundesbahn-Zeitschrift „Schöne Welt" laufenden Fragespiels („Pro und contra Ruhrgebiet") erstmals auf Ruhr-Tour gehen. Vier Tage lang werden die Preisträger durchs größte Industriegebiet Westeuropas streifen. Länger möchte selbst Pott-Promoter Springorum die Test-Truppe dem Abenteuer Ruhrgebiet nicht aussetzen: „Denn das ist das Maximum, was denen zugemutet werden kann." ◆

Jede Woche auf einen Blick: übersichtlich - informativ.
Fordern Sie unverbindlich Unterlagen mit nebenstehendem Coupon an.
KAPITAL KONTAKT
Coupon bitte auf Postkarte kleben
Erbitte Information zu Objekt-Nummer: ● . . . . /131
Bitte Name, Anschrift u. Telefon auf Postkarte vermerken.
Hoppenstedts Wirtschafts-Archiv GmbH
43 Essen, Postf. 101, T. 0201/ 286081

Häuser, Ferien- u. Eigt.whgn.

● 1847, **LAGO MAGGIORE / Luganer See.** Bezugsfertig: Luxus-Appartements direkt am Strand, ab 76.000,– DM. Duplex - Villen ab 147.000,– DM inkl. Garten. **Telefon: 0711/ 72 10 81-89**
KURBAU
7000 Stuttgart 81, SI International

–HOLLAND–
Bungalows, Ferienhs.Appts., Nordsee oder Wassersportgebiet. Günstige Finanzierungsmöglichkeiten. **AFIMA, 4 Düsseldorf, Kirchfeldstr. 71, T. 0211/ 71 74 85** ● 1845

● 1830, **Ferienland ALLGÄU.** Eigt. Whgn. 33 - 85 qm am süd. Stadtrand von Kempten. Herrl. Bergsicht, sol. Bauw. ab DM 1.290/ qm, günst. Finanz. **GFW Paul Walk, 896 Kempten, Westendstr. 7, T. 0831/ 2 45 02**

Oase Tonbachtal
● 1794, Tonbachtal/Schwarzwald (Nähe Freudenstadt), 2 Zi.-Ferienappts. ab DM 75.000, EK ab DM 20.000,-. **ratiobau, 7 Stuttgart 31, Postfach, Tel. 0711 / 88 10 86 - 89**

● 1841 **DIREKT am SEE** 2-Zi.-Whg. mit Hallenschwimmbad, Sauna, Motorboot mit Liegeplatz in Überlingen / Bodensee. 3-Zimmer-Maisonette, exklusive Ausstattung, Bootssteg, in Nußdorf / Bodensee. **T. 07543/ 68 21, Roland Emele KG 7993 Kreßbronn, Hauptstraße 34**

● 1848, **Luxus-Bungalow Dahlem-Berlin,** 100 qm Wohnhalle, Terrasse, 3 Schlafzi., 1957 erbaut, 200 qm Wohnfl., 1974 qm Park, Doppelgarage, 800.000,- DM, sof. beziehbar. **Dr. W. Huth, Immob., 1 Berlin 15, Kurfürstend.214, T. 030/881 20 56**

● 1842, **Kurzentrum URACH** Appts. (23 - 78 qm) an der Quelle, angebaut an das Thermalbad, gesicherte Verlustzuweisung 160%. **SIEDLUNGSWERK, 7 Stuttgart 1, Postfach 1232, Tel. 0711/ 21 44 - 1**

SÜDTIROL, Luxus-Eigt.-Wohnungen schon ab DM 31.900,-. **Meran,** Brixen, **Bruneck,** Völs am Schlern, **Kalterer See,** (z.T. sofort beziehbar) und **Blockhäuser.** Wintersport. Fantastischer Alpenblick. ● 1787

KAPITALANLAGEN

Canada
● 1728, **LAND MIT ZUKUNFT** Baugrundstücke, 45 Autominuten nördlich Montreals. Ab DM 9.000,-. **CANADIAN ESTATE, 86 BAMBERG 3, Telefon 0951 / 2 91 45**

10 Jahre an Bundesbehörde verm. langfristige, sichere Kapitalanlage
● 1836, Mönchengladbach, Wohnpark mit 72 Whgn. DM 1.470/qm, Miete DM 7,30/ qm. 170% Steuerv. Bankbürgschaft, Fertigstellungsgar. **UNION TECHNIK GmbH & Co KG 41 Duisburg, Paul-Esch-Straße 67**

● 1822 **RENDITE 12%-14%** **Festgeldanlagen** 1 - 4 Jahre Laufzeit **Bankbürgschaft** **NOVA CREDIT LONDON W 1, 4 Golden Square C, Tel. 00441/ 734 28 17, Telex 00 51 - 27 532**

● 1844, **DISKRET+ STEUERFREI** Wie Sie Ihre In- u. Auslandsimmobilien absichern durch Eintragung auf eine steuerfreie Aktiengesellschaft, wie man diese für knapp 300 DM gründet, u. vieles andere mehr, erfahren Sie gegen DM 10,- Vorausschutzgebühr von **BCM-Box, 9010, Dept. HWA, LONDON WC1V 6XX**

Paraguay
● 1707, **FARMLAND** ab 100 ha - ab 1,2 Pfg / qm **PARAGUAY ESTATES - 86 Bamberg 3, Postfach, T. 0951/ 2 91 45**

USA Ölbeteiligung
ab $ 3.000,-. Keine Bohrungen, sondern produzierende Quellen. Rendite über 20%. **AFIMA, Tel. 71 74 85, 4 D'dorf, Kirchfeldstr. 71** ● 1846

GRUNDSTÜCKE

● 1713, **Candaland** - Grundst. ab 6 Pf/qm. See-Atlantik-Wasserfrontgr. ab 8 Pf., bebaubar. Umtauschgr. Teilz. Grundbucheintr. **Europarepräs. Dr. Hollstein, 85 Nürnberg, Theresienpl. 8, T. 2 29 98**

● 1802, **Wassergrundstück auf USA - Insel im Golf von Mexiko.** Voll erschlossen, grundbuchgesichert. Mit USA-Flug für 2 Personen! Finanzierung ab 20 % Anz.: **Padre Isles, 6 Ffm. 1, Goetheplatz 9**

Warenterminhandel

WARENTERMINGESCHÄFTE Risikobegrenzte BETEILIGUNG an Gemeinschaftskonto bietet seit nunmehr 3 Jahren: **INTERESSENGEMEINSCHAFT für TERMINHANDEL 4575 BIPPEN** ● 1843

Wir suchen
Geschäfts-, Büro- und Wohnhäuser ab DM 1 Mio. und guter Rendite.
IMMOBILIEN WINTER KG
Beteiligungsunternehmen der Badischen Bank
69 Heidelbg. Pf. 103040, T. 06221/ 2 81 52, Telex 0461578 ● 1819

KOSTBARE FREIZEIT SINNVOLL VERBRINGEN
WIR HABEN EINE PERFEKTE ALTERNATIVE

WINNEBAGO
WOHNMOBILE

Eine rollende Zweitwohnung mit lückenlosem Komfort: Dusche (oder Bad), fließend Kalt- und Warmwasser, thermostatgeregelte Heizung, Herd mit Backofen (Grill) und Dunstabzug, Kühlschrank mit Eisfach, Stromerzeuger, Klimaanlage, Servolenkung und -Bremsen, Automatikgetriebe, laufruhige 8-Zylinder-Motoren.

Prospektanforderung beim Importeur: GS-Winnebago Wohnmobil KG 78 Freiburg im Breisgau, Rehlingstraße 6 Telefon 07 61 / 7 20 13, Telex 07 772 37

WEG VON ALLEM – ODER HIN WO WAS LOS IST. MIT WINNEBAGO ÜBERALL ZU HAUSE

WICHTIGER HINWEIS
für Männer
SEXANORMA®

Moderne Männer wissen, daß Jugendfrische erhalten bleiben kann. Daß Kraftreserven aufgebaut werden können. Moderne Männer nehmen SEXANORMA. Hochaktive Wirkstoffe verbessern gezielt, intensiv und besonders schnell die Aktivität des Mannes. SEXANORMA enthält neben anderen wertvollen Substanzen die Wirkstoffe Extr. Yohimbehae und Muira Puame in hoher Konzentration, welche die sexuelle Bereitschaft des Mannes steigern und erhöhen. Außerdem noch den wichtigen Wirkstoff Extr. Testes, der für die Potenz-Steigerung sehr wichtig ist. Versuchen Sie dieses wertvolle, besonders gut verträgliche Präparat! Verlangen Sie in der Apotheke aber ausdrücklich SEXANORMA!

REZEPTFREI IN ALLEN APOTHEKEN!
Anzeige ausschneiden und in der Apotheke vorlegen!

PERSONALIEN

Hanns-Martin Schleyer, 60, Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, mochte auf einer Konferenz des Kuratoriums „Internationales Jahr der Frau", die in Katharina Fockes Familienministerium einberufen worden war, keinen Sachbeitrag leisten, „weil wir ja keine Frauenorganisation sind". Erst auf Drängen der Hausherrin fand sich Schleyer zu ein paar Worten bereit. Die Delegierten, die zuvor zahlreiche neue Pläne zur Gestaltung des Frauenjahres und zum Thema „Frau im Beruf" dargelegt hatten, verblüffte der Arbeitgeber-Präsident mit alten Thesen: Frauen arbeiten meist nur vorübergehend und „weniger an und für sich als Männer". Deshalb könnten Frauen auch keinen Aufstieg erwarten, zumal es oft mit Fehlschlägen ende, wenn Frauen in Betrieben verantwortungsvollere Tätigkeiten übertragen bekämen.

Klaus-Peter Bruns, 61, Landwirtschaftsminister in Niedersachsen, wurde in der neuen Bonner U-Bahn beim Schwarzfahren erwischt. Der Minister vom Lande („Ich bin von bäuerlicher Herkunft und deshalb in manchen Dingen nicht so großzügig") wollte in der Bundeshauptstadt Taxi-Spesen sparen und fuhr deshalb mit der U-Bahn vom Hauptbahnhof zur Kennedyallee. Kaum eingestiegen, ertappte eine Kontrolleurin den Minister ohne gültigen Fahrausweis: Zwar hatte Bruns ein Ticket gelöst, doch nicht entwerten lassen. Als er sich weigerte, zehn Mark Bußgeld zu bezahlen („Nee, von mir kriegen Sie die nicht"), wurden seine Personalien aufgenommen und ihm ein Bußgeldbescheid überreicht. Jetzt bat Bruns die Bonner Verkehrsbetriebe schriftlich um Nachsicht: Er habe niemanden betrügen, sondern nur Steuergelder sparen wollen, da er seine Fahrspesen ja vom Land ersetzt bekäme. „Sollte ich nichts mehr von Ihnen hören", schloß er seinen Brief hoffnungsvoll, „werde ich die zehn Mark nicht zahlen."

Elizabeth („Betty") Ford, 57, Frau des US-Präsidenten, will als First Lady nicht nur Galionsfigur des Weißen Hauses sein, sondern legt Wert auf die Feststellung, daß sie auch eigene politische Ideen verwirklicht. So habe sie durch abendliche Gespräche mit ihrem Mann („Man könnte es Bettgespräche nennen") erreicht, daß er eine Frau in sein Kabinett berufen hat — Wohnungsbauministerin Carla Hills. Auch für die Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs setzt sich die Präsidentengattin bei derartigen Gelegenheiten ein. Öffentlich will Betty Ford freilich nicht auf der politischen Bühne agieren, weil „das die Position des Präsidenten schwächen könnte — und was ich ihm zu sagen habe, sage ich in den eigenen vier Wänden!" Der nächste Coup ist schon geplant: „Wenn ich es schaffen würde, eine Richterin beim Obersten Bundesgericht unterzubringen — das wäre für mich das Größte."

Armand Mergen, 56, Präsident der deutschen kriminologischen Gesellschaft, führte nach einjähriger Forschungsarbeit in einer Studie aus, daß „Lotto und Toto gefährliche Spiele" sind. Lotto, so das Fazit aus 875 Interviews, führe bei Dauer-Tippern zur Sucht und sei gesellschaftsschädlich. Denn das Zahlenspiel trage mit der Chance auf „unverhältnismäßig hohe Vermögensverschiebungen" die kulturelle Wertigkeit sozial wertvollen Verhaltens ab — etwa von Arbeit — und stärke „den Glauben an Irreales". Mergens Vorschlag, das Spiel durch „Umverteilung zu entschärfen" (mehr Gewinne, geringere Summen), wird bei den Lotto-Gesellschaften freilich auf Ablehnung stoßen: Sie wollen den Haupttreffer auf 2,5 Millionen Mark erhöhen.

Charles, 26 (Photo), Prince of Wales, ließ sich durch das tiefdekolletierte Kleid der britischen Schauspielerin

Susan Hampshire, 34, verwirren und plauderte verlegen väterliche Ratschläge aus: „Er gab mir den Tip, ich solle in solchen Situationen Damen, die derartig reizende Garderobe angelegt haben, gerade in die Augen sehen"; denn „sonst könnte ein für mich kompromittierendes Bild geschossen werden". Als ein Photograph die beiden ablichtete, bedeckte Susan publicitybewußt ohnehin Bedecktes mit den Händen.

Cyril Smith, 47 (r.), schwerster Abgeordneter im britischen Unterhaus (171,45 Kilo), mißtraut den Sicherheitsgurten in Personenwagen, weil sie ihm im Ernstfall „mehr schaden als nützen" könnten. Zwar streitet Smith, wie auch der Liberalen-Führer **Jeremy Thorpe,** 46 (l.), der seinem Parteifreund Sicherheitsgurte empfahl, ihre Wirksamkeit „im allgemeinen" nicht ab, gleichwohl setzt er für sich andere Maßstäbe: „Viele Autos sind so klein, daß ich nicht einmal Platz habe, nach den Gurten zu greifen, geschweige denn sie anzulegen." Und ob sie ein Schwergewicht wie ihn überhaupt halten würden, bezweifelt Smith ebenfalls.

Richard Ellerkmann, 47, Bonns Botschafter in Uganda, zog den Spott seiner Kollegen auf sich — weil er als einziger der in Kampala akkreditierten Diplomaten Staatspräsident Idi Amin zu dessen selbstvollzogener Ernennung zum Feldmarschall ein blumiges Glückwunschtelegramm sandte. Der Botschafter, der Waschpulver-Lieferungen aus der Bundesrepublik für die deutsche Kolonie in Kampala verbietet, „weil sie die Würde unseres Gastlandes verletzen", soll angeblich das Hitler-Denkmal einweihen, das Amin jetzt doch im Süden des Landes errichten will. Ellerkmann, so ein britischer Diplomat, „hat einen lausigen Job: Idi Amin mag ihn sehr gern".

Warum Sie echt russischen Wodka auch mit geschlossenen Augen erkennen können.

Zunächst zum Normalfall. Sie betreten ein Spirituosenfachgeschäft und schlagen den Weg zum Wodkaregal ein, um aus dem reichhaltigen Angebot nichtrussischer und dem bescheidenen Angebot echt russischer Wodkas eine Flasche Moskovskaya auszuwählen.

Recht so.

Nun zur Ausnahmesituation. Sie betreten ein Spirituosenfachgeschäft, schlagen den Weg zum Wodkaregal ein, um aus dem reichhaltigen Angebot nichtrussischer und dem bescheidenen Angebot echt russischer Wodkas eine Flasche Moskovskaya auszuwählen.

In diesem Moment fällt der Strom aus, und Sie stehen völlig im Dunkeln. Wie finden Sie nun Ihren Lieblingswodka?

Bewahren Sie bitte Ruhe. Beginnen Sie, die Flaschen im Regal systematisch der Reihe nach abzutasten.

Müssen Sie dabei feststellen, daß die Flaschen einen zwiebelförmigen Verschluß aufweisen, so scheiden sie – weil kein Moskovskaya – sofort aus.

Haben sie eine Verdickung am Flaschenhals, rund und mit schräg umlaufenden Vertiefungen, so sind es ebenfalls die falschen.

Wölben die Flaschen sich unterhalb des Halses wuchtig nach beiden Seiten, müssen Sie leider immer noch weitersuchen.

Auch Flaschen, die sich turmartig nach oben verjüngen, oder Flaschen aus geriffeltem Glas enthalten mit Sicherheit keinen Wodka Moskovskaya und unter Garantie auch keinen anderen echt russischen Wodka wie etwa Stolitschnaya (40%), Stolovaya (50%) oder Krepkaya (strong: 56%!).

Erst wenn Sie inmitten der Finsternis auf relativ kleine, schmale Flaschen stoßen, die einen schlanken Hals aufweisen und seitlich völlig glatt und senkrecht abfallen (s. Abb.), sind Sie am Ziel.

Denn nur in diesen schlanken, glatten Flaschen wird unser echt russischer (wir betonen: echt russischer!) Wodka Moskovskaya gehandelt.

Sollten Sie sich im Dunkeln dabei ertappen, daß Sie diese Flasche mit nahezu unangemessener Zärtlichkeit betasten, so wollen wir diskret darüber hinwegsehen.

Der Inhalt rechtfertigt die Geste weitgehend.

Generalvertretung für die BRD: Simex, 517 Jülich.
Für West-Berlin: Wissinger, 1 Berlin.

Nur echt russischer Wodka fühlt sich an wie echt russischer Wodka.

Zu Kaisers Zeiten
gab es
Genüsse par excellence.

Hoehl.
Geschätzt
seit Kaisers
Zeiten.

REGISTER

GESTORBEN

Karl Schleinzer, 51. Nicht nur seine Feinde nannten den österreichischen Oppositionsführer und ÖVP-Chef „Parteicomputer" und bescheinigten ihm die „Ausstrahlung eines Kühlschranks". Der Kärntner Kleinbauernsohn hatte sich mit Fleiß und Zähigkeit, aber ohne Charisma an die Spitze der Österreichischen Volkspartei gearbeitet. Bereits mit 37 wurde er Verteidigungsminister und Österreichs jüngstes Kabinettsmitglied, als Landwirtschaftsminister (ab 1964) trieb Schleinzer die österreichische Bauernschaft Richtung EWG, als ÖVP-Generalsekretär und ÖVP-Obmann (ab 1971) führte er seine Partei aus der schlimmsten Krise seit 1945. Es gelang ihm, einen halbwegs glaubwürdigen Kurs der Mitte zu steuern, „nichts links zu überholen, nicht rechts zu erstarren". Sein Ziel für die österreichischen Wahlen im Herbst gilt für den neuen ÖVP-Chef Josef Taus, 42, weiter: eine gemeinsame Regierung aller drei im Wiener Bundesparlament vertretenen Parteien. Am Samstag vorvergangener Woche starb Schleinzer — am Volant seines Wagens — bei einem selbstverschuldeten Verkehrsunfall.

BERUFLICHES

Amintore Fanfani, 67, seit Juni 1973 Parteichef der italienischen Christdemokraten und entschiedenster Gegner einer eventuellen Koalition mit den zur Macht drängenden Kommunisten, wurde am vergangenen Dienstag gestürzt. Die Democrazia Cristiana (DC) zog damit die Konsequenz aus Niederlagen und Rückschlägen, die sie unter der Führung des eigenwilligen Senators in jüngster Zeit hatte hinnehmen müssen. Zudem hatten die jüngeren Christdemokraten in letzter Zeit nachdrücklich nach „neuen Männern" in der Parteispitze verlangt. Fanfani begann seine Laufbahn 1945 unter de Gasperi; seither hatte der Wirtschaftsprofessor und Hobby-Maler stets Top-Posten in Regierung oder Partei inne. Als Ministerpräsident leitete der selbstbewußte Toskaner („Ich bin der einzige Hahn in einem Stall von Kapaunen") 1962 die Öffnung nach links, zu den Sozialisten, ein. Seit etwa 1973 jedoch rückte er nach rechts und irritierte somit all jene Christdemokraten, die ein Bündnis mit der KPI anvisierten. Nach einem Mißtrauensvotum im Nationalrat der Partei legte er nun verbittert sein Amt nieder.

Corrado Bafile, 72, Erzbischof und — seit 15 Jahren — Apostolischer Nuntius in Bonn, verläßt auf Wunsch des Heiligen Stuhls die Bundeshauptstadt und soll im Vatikan zum politisch bedeutungslosen „Pro-Präfekten der Kongregation für die Heiligsprechungsprozesse" ernannt werden. Vor allem progressive Kreise des deutschen Katholizismus hatten die Abberufung Bafiles seit langem gewünscht. Breite Kritik am Nuntius wurde bereits 1967 laut: Der Botschafter des Papstes griff überraschend in den bundesdeutschen Schulstreit ein, forderte energisch die Beibehaltung der Konfessionsschulen und beklagte die „wiederholte Verletzung des Reichskonkordats von 1933"; darin hatte Hitler dem Vatikan die „Beibehaltung und Neueinrichtung katholischer Lehranstalten" gewährleistet. Zum Konflikt mit fortschrittlichen deutschen Katholiken kam es, als 1973 ein Bericht Bafiles an Kardinalstaatssekretär Villot bekannt wurde. Der Nuntius hatte darin Kritik an der „zu

liberalen" Amtsführung des Limburger Bischofs Wilhelm Kempf geübt und gefordert, ihm die Leitung seiner Diözese zu entziehen. Kempf blieb jedoch im Amt. Im Vatikan erwartet Selig-Sprecher Bafile weitere Würde: Noch in diesem Jahr soll er — so heißt es — zum Kardinal ernannt werden.

Guy Pinot, 55, Chef des Appellationsgerichts von Orléans, soll für Frankreichs leichte Mädchen geordnete Arbeitsbedingungen schaffen. Die Pariser Gesundheitsministerin Simone Veil hat Pinot für die Ausarbeitung einer Studie über das Dirnen-Problem vorgeschlagen, und „Monsieur Prostitution" wird sich künftig im Auftrag des Staatschefs um die käufliche Liebe kümmern. Der passionierte Radfahrer und „treue Familienvater" (Kollegenurteil) hatte schon dem De-Gaulle-Vorgänger René Coty als Berater gedient, freilich in rein juristischen Fragen. Eine gerechte Lösung des Dirnen-Problems hofft Pinot („Selbst unter Prostituierten soll es ja ausgesprochen hübsche Mädchen geben; das wird meine Arbeit erleichtern") bereits zum Jahresende dem Regierungschef Giscard d'Estaing vorschlagen zu können.

Haus für Haus stirbt dein Zuhause.

Unser Lebensraum braucht Schutz.

Denkmalschutz.

Eine Veröffentlichung der Aktion Gemeinsinn zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975.

Ich weiß, daß Denkmalschutz heute ein Teil humaner Bauplanung sein sollte.

Ich weiß, daß unsere Städte nur lebenswert bleiben, wenn wir alte Häuser, alte Stadtviertel erhalten, statt sie falsch verstandener Fortschrittlichkeit zu opfern.

Ich weiß, moderner Denkmalschutz schützt mehr als Bauwerke, schützt Lebensqualität.

Ich weiß, daß mich niemand aus der Verantwortung entlassen kann. Deshalb will ich wissen, was ich persönlich tun muß.

Schicken Sie mir die Broschüre „Denkmalschutz".

AKTION GEMEINSINN

Eine Vereinigung unabhängiger Bürger e.V., 5300 Bonn–Bad Godesberg, Postfach 172

Name

PLZ Ort

Straße

Wella for men besiegt den Strubbel

Der Morgenstrubbel Der Nachmittagsstrubbel Der Windstrubbel Der Stehstrubbel

WELLA

Denn Wella for men ist ein Hairdressing Spray. Das heißt: Vor dem Kämmen ins Haar sprühen. Den herb-männlichen Duft genießen. Erleben, wie strubbeliges Haar fügsam wird. Und den lockeren Sitz einer natürlichen Frisur im Spiegel sehen. Einer Frisur, die den ganzen Tag hält.

Neu in der Serie Wella for men:

Frisierwasser: hält die Frisur nachhaltig in Form.
Shampoo: wäscht mild und pflegend, wirkt gegen fettiges Haar und Schuppen.
Anti-Schuppen-Lotion: das hautaktive Tonikum zur regelmäßigen Anwendung gegen Schuppen.
Haarwasser: pflegt und belebt die Kopfhaut, verleiht dem Haar Glanz.
Haarwasser für Silberhaar: pflegt und belebt die Kopfhaut und wirkt gegen Gelbstich.

Erhältlich beim Friseur, in Drogerien und Parfümerien.

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 28. 7.

16.20 Uhr. ARD. Frauenromane (sw)
Eine Untersuchung über Heldinnen und Käufer (86 Prozent Frauen) von Groschenromanen.

19.30 Uhr. ZDF. Die Neun
Das EG-Magazin analysiert das unterschiedliche Urlaubsverhalten in vier europäischen Ländern.

20.15 Uhr. ARD. Monitor
Ein „Kreuzfeuer"-Interview mit Hans-Dietrich Genscher und (zum Treffen Schmidt — Gierek in Helsinki) eine Untersuchung, „was die Polen von den Deutschen erwarten". Weitere Themen: die Vorwürfe, Frankfurts Polizei sei bei ihren Einsätzen zu brutal, und der Streit um die Zementarbeiter im westfälischen Erwitte, die trotz Gerichtsbeschluß noch immer ausgesperrt sind.

20.15 Uhr. ZDF. Kontakte
Thema des „Magazins für Lebensfragen": Angst am Arbeitsplatz. Jeder vierte Berufstätige — so neue Meinungsumfragen — fürchtet, „nicht mehr mithalten zu können", jeder zweite Arbeitslosigkeit oder Einkommens-Einbußen.

21.15 Uhr. ZDF. Kleine Bank mit schlechten Noten
Biederes TV-Kriminalspiel um eine internationale Betrugsaffäre, die 1969 in Amerika und Europa Schlagzeilen machte. Regie: Eberhard Pieper.

21.45 Uhr. ARD. Und besehet das Land . . .
Israel-Feature von TV-Reporter Peter Ehmke.

22.45 Uhr. ZDF. Weltmeisterschaft im Schwimmen, Springen und Wasserball
Aufzeichnung aus Cali (Kolumbien).

Dienstag, 29. 7.

19.30 Uhr. ZDF. Die schwedische Nachtigall (sw)
Joachim Gottschalk, einer der populären Schauspieler im Dritten Reich, ist Star dieses pathetischen Künstlerfilms (1941) über die unglückliche Liebe des dänischen Märchendichters Hans Christian Andersen zu der legendären Opernsängerin Jenny Lind (Ilse Werner). Kurz nach der Premiere begingen Gottschalk und seine jüdische Frau, von der er sich auf Goebbels' Geheiß trennen sollte, Selbstmord. Danach durfte sein Name „weder in Wort noch Bild" erwähnt werden.

21.15 Uhr. ZDF. Kennzeichen D
Moderator: Hanns Werner Schwarze. Ein Vorbericht zum KSZE-Gipfel, eine Bilanz ausländischer Reaktionen auf den BM-Prozeß und zum Welt-Lehrerkongreß in West-Berlin ein Film über „die Absurdität der Zustände im deutschen Schulwesen". Außerdem wird untersucht, ob das genossenschaftliche Handwerk in der DDR ohne Privatinitiative funktioniert.

22.00 Uhr. ZDF. Deutscher Film im Exil (1933—1945)
Dokumentation über deutsche Regisseure, Schauspieler und Drehbuchautoren, die während der NS-Zeit im

Exil antifaschistische Filme drehten. Photo: Willy Trenk-Trebitsch und Ludwig Donath in „Der seltsame Tod des Adolf Hitler" (1943, Drehbuch: Fritz Kortner), einem von Hollywoods grotesken Nazi-Horror-Filmen dieser Zeit.

22.50 Uhr. ARD. In acht Jahren sind wir soweit
Aufzeichnung eines rund einstündigen Gesprächs, das der langjährige ARD-

Korrespondent Harald Kubens Anfang Juni mit dem Schah von Persien (Photo) im Niawaran-Palast von Teheran geführt hat.

Mittwoch, 30. 7.

20.15 Uhr. ARD. Im Brennpunkt: Der Mammut-Gipfel von Helsinki
Vom Eröffnungstag der KSZE berichten Dieter Kronzucker, Lothar Loewe, Ernst Dieter Lueg, Emil Obermann und Fritz Pleitgen. Geplant sind Live-Interviews und Studio-Gespräche.

20.15 Uhr. ZDF. Bilanz
Moderator: Wolfgang Schröder. In einem ausführlichen Studio-Gespräch soll die Wirtschafts-Lobby ihre „Wünsche für ein neues Konjunkturprogramm äußern": Franz Heinrich Ulrich (Deutsche Bank), Ekkehard Rohde (Opel), Theodor Althoff (Karstadt), die Gewerkschaftsvorsitzenden Karl Hauenschild (IG Chemie) und Rudolf Sperner (IG Bau) sowie Kurt Werner (Verein Deutsche Maschinenbau-Anstalten).

21.00 Uhr. ARD. Spiel zu zweit
Das Boulevardstück des amerikanischen Autors William Gibson war lange Zeit Dauer-Brenner auf internationalen Bühnen und im Kino. Die larmoyante Liebesstory — im großen, kalten New York treffen sich ein Provinz-Rechtsanwalt und eine stellungslose Tänzerin — wurde 1958 am Broadway, kurz darauf von Visconti in Paris, 1962 mit Shirley MacLaine und Robert Mitchum fürs Kino und Anfang dieses Jahres von TV-Regisseur Ludwig Cremer für den Bayerischen Rundfunk inszeniert. In den Hauptrollen: Horst Frank und Donata Höffer.

21.15 Uhr. ZDF. Aspekte
Moderator: zum letztenmal Reinhart Hoffmeister. Angekündigt sind ein Interview mit Heinrich Böll und ein Bericht über den geplanten Nationalpark am Berchtesgadener Königssee, der durch Pläne für ein Wintersport-Zentrum gefährdet ist.

22.00 Uhr. ZDF. Was geht uns die Familie Z. an
Ihre Sozial-Reportage über eine der etwa 800 000 „seßhaften Obdachlosen" in der Bundesrepublik, 1973 in der „Süddeutschen Zeitung" veröffentlicht, hat die Journalistin Katrin Arnold („Die kurze lehrreiche Geschichte der Helga N.") zu ihrem zweiten Fernsehfilm verarbeitet. Das „Protokoll eines Versuchs, jemandem zu helfen", endet pessimistisch: „Irgendwann waren

Selbstsicherheit und Optimismus verbraucht, und ich sah die Wertlosigkeit des naiven guten Willens ein" (Arnold).

Donnerstag, 31. 7.

20.15 Uhr. ARD. Eurocontrol

Trotz vermehrter Beinahe-Zusammenstöße (1974 etwa 150 über Mitteleuropa) ist Eurocontrol — das von sieben Staaten gegründete System zur gemeinsamen Sicherung des europäischen Flugraums — ständig durch nationale Querelen bedroht. Günter Krippendorff berichtet.

21.15 Uhr. ZDF. Journalisten fragen — Politiker antworten

Mit den Bundesvorsitzenden Heidemarie Wieczorek-Zeul (Jungsozialisten), Mattias Wissmann (Junge Union) und Theo Schiller (Jungdemokraten) sowie Sepp Binder („Die Zeit") und Gisbert Kuhn („Schwäbische Zeitung"). Leitung: Jürgen Lorenz.

21.45 Uhr. ARD. Ölmacht Iran

Der Filmbericht kommentiert den Ehrgeiz des Schahs, Persien bis 1985 zu einer der fünf wichtigsten Industrienationen zu machen. Dabei soll „vor allem die Notwendigkeit seiner militärischen Aktivität" gezeigt werden (TV-Autor Harald Kubens).

22.15 Uhr. ZDF. Pat Superstar

Mit aufgeklebtem Riesenbusen und Wabbelbauch, als Karikatur von Playboy-Häschen und Parodie auf Feminis'innen produziert sich die US-Künst-

lerin Pat Oleszko, 28 (Photo), auf New Yorker Straßen, um den „Kampf mit ihrem Geschlecht auszutoben" (TV-Autor Wolfgang Ebert). „Vielleicht", meint sie, „ist die größte Schwäche meiner Kunst, daß sie so persönlich, so extrem menschlich ist."

Freitag, 1. 8.

20.15 Uhr. ARD. Ludwig II.

Seine Titelrolle in Helmut Käutners Königs-Schnulze (1954, mit Ruth Leu-

werik, Marianne Koch und Klaus Kinski) empfindet O. W. Fischer (Photo) noch heute als „einen Glücksfall".

21.30 Uhr. ZDF. Totes Gleis

Der amerikanische Kolportagefilm entstand 1969 nach den Rassenunruhen in den USA. Er schildert die Schikanen gegen einen schwarzen Staatsanwalt und Senatskandidaten (Hari Rhodes), der während seiner Wahlkampagne den Mord an einem weißen Reporter aufklären soll. Regie: Lamont Johnson, dessen Rennfahrerfilm „Der letzte Held Amerikas" die ARD kürzlich gezeigt hat. Deutsche Erstaufführung.

22.10 Uhr. ARD. Bericht aus Bonn

Leitung: Friedrich Nowottny.

22.45 Uhr. ARD. Desaster

Wiederholung des TV-Krimis von Reinhard Hauff (Regie) und Manfred Grunert (Drehbuch), der bei der Erstsendung 1973 nur durch seine Besetzung auffiel: Klaus Löwitsch, Dieter Laser, Eva Mattes, Margarethe von Trotta und Ruth Maria Kubitschek.

Samstag, 2. 8.

20.15 Uhr. ZDF. Gestehen Sie, Dr. Corda (sw)

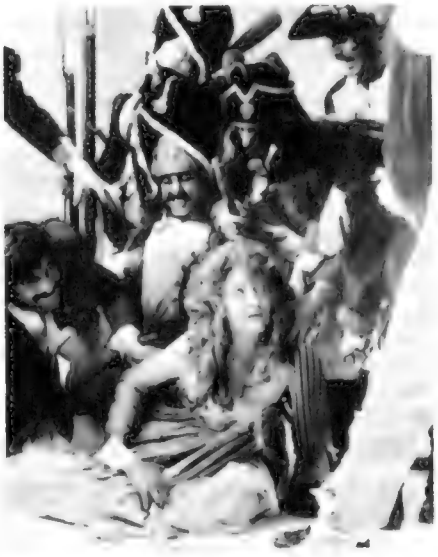
Deutscher Arzt-Film (1958) mit Hardy Krüger. Regie: Josef von Baky.

22.30 Uhr. ARD. Schakale der Unterwelt (sw)

US-Krimi (1955) von Lewis Allen mit Edward G. Robinson. Er spielt einen Staranwalt, den ein Unterweltsboss für sich einspannen will. In einer Nebenrolle: Jayne Mansfield.

23.10 Uhr. ZDF. Die Gräfin von Rathenow

Von der „Mark Brandenburg und ihrer Jauche" und der „Überlegenheit der linksrheinischen Lebensart" handelt Hartmut Langes sarkastische Komödie nach Kleists Novelle „Die Marquise von O.". Der aus der DDR emigrierte Marxist und Brecht-Schüler versteht die Geschichte der brandenburgischen Gräfin (Doris Kunstmann, Photo), die während einer Ohnmacht von einem napoleonischen Leutnant geschwängert wird und per Inserat den Kindsvater sucht, als politische Parabel: Die Unterwerfung des feudalen Preußen durch



das revolutionäre Frankreich gebiert die Stein-Hardenbergschen Sozialreformen. Wiederholung.

Sonntag, 3. 8.

20.15 Uhr. ZDF. Die Trilogie der Sommerfrische

Mit seiner Inszenierung der Goldoni-Trilogie begründete Giorgio Strehler 1954 den Weltruhm des Mailänder Piccolo Teatro. 20 Jahre später hat er die Tableaux einer verfallenden Großbourgeoisie mit ihren Schmarotzern, Müßiggängern und Schwächlingen für das Wiener Burgtheater inszeniert. Die Fünf-Stunden-Bearbeitung wird vom ZDF gekürzt an zwei Abenden gesendet. Fortsetzung: 4. August, 21.15 Uhr.

22.00 Uhr. ARD. Colette

BBC-Hommage zum 21. Todestag der Schriftstellerin, von Marcel Proust als „das menschlichste Herz der modernen französischen Literatur" und von François Mauriac als „Priesterin des Fleisches" verehrt.

Mit dem Dach hat alles angefangen...

Und da können wir eine ganze Menge bieten. Zum Beispiel beim geneigten Dach: 4 Dachsteinmodelle, 5 Farben und verschiedene Oberflächenstrukturen – das sind 18 Möglichkeiten zur individuellen Dachgestaltung. Dazu ein detailreiches, maßgenau vorgefertigtes Zubehörprogramm – alles, was zu einem richtig schönen und funktionstüchtigen Dach gehört. Die Qualität der verwendeten Materialien ist die Garantie für eine lange Lebensdauer des Daches.

Die Garantie geben wir Ihnen. Schriftlich.
Aber auch um das Flachdach kümmern wir uns ebenso intensiv. Mit den Kunststoff-Dachbahnen Rhenofol und Rhepanol stellen wir 2 Systeme her, die bei allen vorkommenden Dachkonstruktionen den gestellten Anforderungen gerecht werden. Mit kunststoffgerechtem, einbaufertigem Zubehör. Ob es um das geneigte Dach oder um das Flachdach geht, um Tiefbau, Fassaden oder Kunststoff-Halbzeuge – Braas bietet Ihnen komplexe Lösungen. Jahrzehntelange Erfahrung, zukunftsorientierte Forschung auf internationaler Ebene, individuelle Beratung und ein vorbildlicher Service haben uns zu einem kompetenten, vielseitigen Gesprächspartner gemacht. Auch für Sie.

Ich interessiere mich für

- ○ das geneigte Dach
- ○ das Flachdach
- ○ Fassaden
- ○ Abdichtung/Tiefbau
- ○ Kunststoff-Halbzeuge

Name

Adresse

1 So 31-75

BRAAS

Braas & Co GmbH · Hauptverw. · 6 Frankfurt/Main 97 · Friedrich-Ebert-Anlage 56

HOHLSPIEGEL

Ein Gericht im US-Bundesstaat Massachusetts sprach einen der Prostitution angeklagten Masseur mit der Begründung frei: „Ein Mann kann wegen Prostitution nicht verurteilt werden, weil das reine Frauenarbeit ist."

△

„Welt"-Chefredakteur Herbert Kremp zu einer Dokumentation der schwedischen Polizei über die Geiselaktion im Gebäude der Deutschen Botschaft in Stockholm: „Die Terroristen waren jedenfalls nicht bereit gewesen, aufzugeben, wie man heute weiß, sondern hatten sich nach dem Scheitern ihrer Erpressung . . . gerade an die Installation einer teuflischen Maschinerie gemacht, mit deren Hilfe die Entschlossenheit der deutschen Regierung förmlich in portionsgroße Stücke gesprengt werden sollte.'

△

Stellenloser
Haupt- und Realschullehrer
(Englisch / Gesellschaftslehre)
mit 1. u. 2. Staatsexamen sucht
JOB
Zuschriften unter Nr. 2206

Stellenloser
Haupt- und Realschullehrer
(Chemie / Biologie)
mit 1. u. 2. Staatsexamen sucht
JOB
Zuschriften unter Nr. 2207

Stellenloser
Haupt- und Realschullehrer
(Physik / ev. Theologie)
mit 1. u. 2. Staatsexamen sucht
JOB
Zuschriften unter Nr. 2208

Aus der hessischen „Butzbacher Zeitung".

△

In einem Schreiben an die Mitglieder macht die Stuttgarter „Evangelische Buch-Gemeinde" darauf aufmerksam: „Bibeln haben wir wegen geringer Nachfrage nicht mehr im Programm."

△

Die „Bonner Ärztlichen Nachrichten" in einem Hinweis an interessierte Kollegen: „Die hiesige Bezirksstelle beabsichtigt, Ende September eine Fortbildungsveranstaltung mit beschränkter Teilnehmerzahl über die ‚Medizinische Wirkung und Bedeutung des konzentrierten Alkohols' in Verbindung mit einer Reise nach Cognac . . . durchzuführen."

HENKELL TROCKEN

...gibt einem schönen Abend Glanz

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Willy Brandt in einem Interview mit dem Südwestfunk Baden-Baden (auf die Frage: „Der SPIEGEL hat Ihnen wieder einmal eine Titelgeschichte gewidmet, auf deren Titelblatt Sie in einem lustigen Folklore-Gewand aus Samarkand zu sehen sind. Und im Inhaltsverzeichnis kündigt der SPIEGEL diese Titelstory an mit der Zeile: Willy Brandt sucht sein Comeback! Suchen Sie, brauchen Sie überhaupt ein Comeback?"):

Was das Bild angeht auf der Titelseite — mich hat mein Freund Bruno Kreisky, der österreichische Bundeskanzler, angerufen, und er fand das gar nicht so lustig, wie es jetzt aus Ihrer Frage klang, sondern er meinte, ich gliche eher einer böhmischen Köchin. In Wirklichkeit handelt es sich aber um das Gewand der Männer in Usbekistan, das wirkt hier ein bißchen eigenartig. Davon abgesehen: Für mich stellt sich die Frage des Comeback nicht. Ein Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei hat 'ne Menge zu tun. Er hat in Wirklichkeit mehr zu tun, als er schaffen kann. Ich habe mehr als genug zu tun, ich bin da, und wenn meine Freunde das auf dem Parteitag in Mannheim wollen, das heißt, wenn sie mich wiederwählen, werde ich auch in den nächsten Jahren da sein.

△

Die „Schweizerische Ärztezeitung" in einem Kommentar zur Kostenexplosion im Gesundheitswesen:

„Der Mai ist gekommen . . .", möchte man singen und stellt dabei fest, daß in diesem vergangenen Mai 1975 nicht nur die Bäume, sondern auch das deutsche Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL ausgeschlagen hat. Dabei hat es, durchaus zu Recht, eine beunruhigende Tatsache aufs Korn genommen . . . Das Thema (Kostenexplosion) wäre unserer Meinung nach eigentlich zu ernst, als daß man es in erster Linie deshalb behandeln müßte, um an Neid und Mißgunst gegenüber Ärzteschaft und Pharmaindustrie zu appellieren und unter dem Obertitel „Sorge um das Vaterland" in den Chor derjenigen einzustimmen, welche seit Jahren an den Grundfesten der westlichen freien Demokratien rütteln . . . Wir könnten stillschweigend über diese SPIEGEL-Serie hinweggehen — sie richtet sich ja gegen unsere deutschen Kollegen —, wenn sie nicht ein extremes Beispiel für einen allgemeinen politischen Trend darstellte. Dagegen hilft nur die Mobilisation der demokratischen Grundhaltung. Dies aber ist wiederum nur dann möglich, wenn wir imstande sind, unsere finanz- und sozialpolitischen Probleme zu meistern.

Das einzig Wahre: Freundschaft pflegen.
Warsteiner

Das echte Warsteiner-Henkelglas

6 Kristall-Krüge mit Goldekor zum Freundschaftspreis von DM 15.– per Nachnahme zuzüglich Nachnahmespesen der Post.

Warsteiner Brauerei Gebr. Cramer KG · 4788 Warstein · Telefon 02902/611

VON REEMTSMA:

Ernte ist die Nr. 3 von allen Cigaretten in Deutschland.

Von uns aus gesehen zu Unrecht. Sie enthält nämlich jetzt die beste Tabakmischung, die im Hause Reemtsma hergestellt wird.

Und damit, meinen wir, müßte sie eigentlich Nr. 2 werden können.

Achte Anzeige.

GGK